UC-NRLF
$B 307 729

Ein Blick in die Neue Welt

Von

Wilh. Liebknecht.

Stuttgart
Verlag von J. H. W. Dietz.

LIBRARY

OF THE

UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Briefe.

Eastbourne, den 1. September.

Gegen drei Uhr nachmittags vorigen Sonntag schüttelte ich den deutschen Staub von meinen Füßen; er war aber so massenhaft vorhanden, daß ich ihn erst in London mit Hülfe eines munteren Shoeblack's los wurde. Ich hatte eine recht schlechte Überfahrt, trotz der prächtigen Nacht. Die Reisesaison ist jetzt zu Ende; John Bull kehrt nach Hause zurück, und das Schiff war so voll, daß man sich in der Kajüte nicht rühren und regen konnte und an Schlaf nicht zu denken. Ich blieb bis 1 Uhr auf dem Deck und athmete die herrliche Seeluft. Und um 4 Uhr war ich wieder auf, lange vor der Sonne. Außer mir waren fast bloß Engländer auf dem Schiff; nur noch ein paar Franzosen, die aber zehnmal mehr Lärm machten als alle Engländer zusammengenommen. Ein schweigsames Volk diese Engländer! Kein lautes Wort war von ihnen zu hören, und da die Franzosen aus Furcht vor der Seekrankheit oben blieben — obgleich kein Lüftchen sich regte und das Schiff so ruhig ging als wären wir auf dem Rhein oder der Elbe —, herrschte in der vollgepfropften Kajüte eine fast gespenstische Stille; schweigend wie die Geister der Abgeschiednen in Homer's Unterwelt bewegten sich die Passagiere oder bewegten sich meistens auch nicht; und wäre ich nicht eines jungen Mannes ansichtig geworden, der zwar lautlos gleich den übrigen dahinschwebte, aber ein unzweifelhaft körperliches Anrichtebrett mit unzweifelhaft körperlichen Bierflaschen herumtrug, so hätte ich mich wirk-

lich ins Reich der Schatten versetzt geglaubt. Infolge der afrikanischen Hitze des glücklich überwundenen Tags war der Durst bei allen meinen Leidensgenossen ebenso wie bei mir sehr kräftig entwickelt; trotzdem ertönte kein Ruf nach Bier. Es war als ob alle stumm wären; nur durch Winke, selten von einem hingehauchten Flüsterton begleitet, wurde der Kellner von dem Bedürfniß nach irdischer Speise und irdischem Trank verständigt; und so eindrucksvoll war dieses unheimliche allgemeine Schweigen, daß ich es nicht zu brechen wagte, und mich gleichfalls durch Winke verständlich zu machen suchte, die glücklicherweise verstanden wurden. —

In London hielt ich mich nur wenige Stunden auf; welch' schwindelndes Leben! Berlin ist nur ein Dorf und Paris eine Kleinstadt verglichen mit dieser riesigen Metropole der Welt. In den Hauptstraßen so viel Fuhrwerke wie Fußgänger auf der Leipziger Straße, und dabei Eisenbahn über den Köpfen und Eisenbahn unter den Füßen. Ich kam durch Gegenden, in denen ich früher lange gewohnt und viel verkehrt. Ich fand mich nicht mehr zurecht. Ganze Straßen niedergerissen, die nicht niedergerissenen so umgebaut, daß sie nicht wiederzuerkennen sind.

Hier bin ich „an der Seeseite". Eastbourne liegt an der englischen Südküste, nicht weit von Hastings und dem Schlachtfeld, wo Harald den Normannen erlag und das feudale England begründet ward. Leider hat's noch sein 1789 nicht gefunden, trotz zweier Revolutionen, von denen die „große" übrigens in Wahrheit die kleine ist, und die kleine — unter Cromwell — die große.

Eastbourne ist ein Badeplatz, und von den 30,000 Einwohnern, die es haben soll, merkt man nichts vor den Badegästen. Überall Badegäste — blaue, grüne, rothe, gelbe, violette, zebragestreifte, — alle denkbaren Farben und Farbenzusammenstellungen, und alle möglichst auffallend. Und zwar thut es das männliche Geschlecht dem weiblichen an Buntheit weit zuvor,

während es sonst umgekehrt ist und für gewöhnlich der Engländer des männlichen Geschlechts bloß zwei Farben kennt: schwarz und weiß, wohingegen der weibliche Engländer, der jedoch in der Regel einen sehr männlichen Charakter hat, mit Vorliebe grelle Farben trägt und dabei wenig Geschmack beweisen soll — wovon ich jedoch nichts verstehe. Ich weiß bloß, daß hübsche Engländerinnen mir stets sehr geschmackvoll vorgekommen sind.

Die Wochen »at the seaside« sind die Saturnalien John Bull's. Da spannt er sich aus. Fern von der Tretmühle des Geschäfts tummelt er sich wie ein Kälbchen, das aus dem Stalle gelassen, und man sieht es diesem Kälbchen gar nicht an, daß es schon ein so alter John Bull, d. h. Hans Ochs ist, wie er sich selbst nennt. Nun — mit dem Alter ist's auch nicht so gefährlich. John Bull scheint ein richtiges Lebenselixir zu haben, das ihm ewige Jugend und Jugendkraft verbürgt. Und ich möchte es den albernen Burschen auf dem Festland, die uns so viel von dem Alter und der Abgelebtheit John Bull's zu erzählen haben, nicht rathen, ihn und seine gewaltigen Hörner einmal auf die Probe zu stellen. Hier im Bad ist er jung und springt herum wie ein junges Kälbchen.

Und wenn du über die rothen und blauen und grünen und gelben und zebragestreiften Hüte, Röcke, Hosen, Hemden lachst — und du hast Gelegenheit den Mann zu fragen, warum er sich eine so bunte, auffällige Tracht ausgesucht, so wird er dir sehr höflich antworten: ich bin Mitglied des Ruderklubs X, des Cricketklubs Y, des Schießklubs Z, und der Himmel weiß, welcher Klubs sonst. Er ist „Sportsmann," und bedarf für die Wettkämpfe einer auszeichnenden Tracht — ähnlich wie die Soldaten. Und im Grund ist mir der uniformirte Sportsmann doch sicher nicht weniger sympathisch als der uniformirte Soldat.

Und der Sport ist in England keine Spielerei. Er ist Ernst — ein Theil der nationalen Erziehung. Und er

ist übergegangen in das Fleisch und Blut der gesammten Nation. In England gibt es keinen Menschen, der nicht ein Sportsman oder eine Sportswoman wäre — denn auch die Engländerinnen lieben und üben den Sport. Und die Kinder, Jungen wie Mädchen, erst recht.

Vor einer Stunde hättest du mich und hättest du Eastbourne sehen sollen. Eastbourne hatte seine Regatta, und wir betrachteten sie uns von einem Boot aus. Während wir auf der See waren, trat die Ebbe ein und wir konnten nicht landen. Der aufmerksame Eigenthümer hatte dies aber voraus gesehen und uns ein paar handfeste „Wasserleute" entgegengeschickt, die das männliche Personal, mich natürlich eingeschlossen, auf dem Rücken huckepack ans Land trugen, worauf das erleichterte Boot so weit an den Strand gezogen wurde, daß die Damen und Kinder herausspringen und ziemlich trockenen Fußes ans Land gelangen konnten. Die Regatta verlief vollkommen programmmäßig und ohne den leisesten Mißton. Bei diesem Volksfest mußte ich die Geduld und den guten Humor der Engländer bewundern. Wir waren zeitweilig im dichtesten Gewühl; trotz des durchschnittlich ausgezeichneten Ruderns waren Zusammenstöße nicht zu vermeiden, und manche Damen- und Herrentoilette litt noth, allein niemand verlor die heitere Laune und auch nicht ein heftiges Wort störte die Gemüthlichkeit. „Aber die Engländer sind ja doch nicht gemüthlich," höre ich den einen oder andern der deutschen Landsleute mir entgegenhalten. Ja, nach der bei uns gäng und gäben Tradition und stereotypen Nationalitäten-Charakteristik sind sie es freilich nicht, und haben nur wir Deutsche Gemüth und Gemüthlichkeit. Ich weiß aber, daß Deutsche unter gleichen Bedingungen nicht so gemüthlich gewesen wären. Mit dieser herkömmlichen und stereotypen Nationalitäten-Charakteristik muß überhaupt gebrochen werden. Sie ist durch und durch falsch — wie die meisten Traditionen; und wer sie im Kopf hat und in fremden Ländern lebt, stößt damit bei jedem Schritt an die harten Thatsachen, findet alles

— Menschen und Dinge — in Widerspruch mit ihr, und kommt schließlich zu der Erkenntniß, daß er ein großer Esel und Philister gewesen. Das Hübscheste ist, daß jede andere Nation sich von den übrigen Nationen genau dieselben Vorstellungen macht wie wir, und daß jede andere Nation sich selbst für die tapferste, ehrlichste, gescheidteste — kurz beste hält — gerade wie wir.

Es wurde vortrefflich gerudert und gesegelt. Was für prächtige Athletengestalten. Und da waren sie die rothen, und die grünen, und die gelben, die himmelblauen, und wie die Farben des Regensbogens all heißen mögen, und thaten ihre Schuldigkeit als Sportsmen und brachten ihre Farben zur Geltung und zu Ehren.

Warum unsere Abneigung gegen das Auffällige? Gewiß soll man Rücksichten auf seine Mitmenschen nehmen und sich ihrer Beachtung nicht aufdrängen wollen, aber welche gesellschaftliche Pflicht, oder gar welche Menschenpflicht verletze ich, wenn ich es mir so bequem mache wie möglich und mich gehen lasse? Natürlich unter Anerkennung des Grundsatzes, daß was dem Einen Recht auch dem Andern billig ist. Ich glaube, daß wir Deutsche mit unseren Bedenken nur gesellschaftliche Feiglinge sind — und daß wir an den Engländern, statt vornehm dünkelhaft die Nase über sie zu rümpfen, ein Beispiel uns nehmen sollten.

Wir Deutsche sind noch zu wenig ausgeprägte Charaktere, noch zu kleinlich, zu weich, zu sehr Sklaven der Rücksichten. Mag sein, daß der Engländer mitunter etwas zu viel Charakter hat, aber zu viel ist mir in diesem Punkt lieber als zu wenig. Und ich habe in meinem Leben — und ich kenne meine Pappenheimer — keinen Engländer gefunden, der kein Charakter gewesen wäre, und — leider sehr sehr wenig Deutsche, die es waren oder sind. —

Eastbourne, den 3. September.

Vorhin erfuhr ich den Namen meines Landlords oder Hauswirths. Seit ich in London war, habe ich keinen so vornehmen gehabt. Dort war es der Herzog von Westminster, hier ist es der Herzog von Devonshire, bei dem ich wohne. Ganz Eastbourne, oder wenigstens der größte Theil, soll ihm gehören, und überall stößt man auf die Spuren des Eigenthümers in Gestalt der Straßen-, Platz-, Square-, oder Park-Namen; Devonshire Park, Devonshire Hotel, Hartington Place, Cavendish Place — nichts als Devonshire, Hartington, Cavendish, und hinter welch sonstigen Namen die Familie der Cavendish — denn so heißt sie eigentlich — sich noch versteckt. Die Häuser sind natürlich vermiethet, und unsereins kommt mit Seiner Lordschaft nicht persönlich in Berührung, unser Geld nimmt er aber sehr gern, wie andere große Herrn, die den Göthe'schen Vers von des Franzmanns Weinen auf das Geld des Pöbels oder gemeinen Mannes anwenden. Ihn selbst können sie nicht leiden, aber sein Geld nehmen sie sehr gern.

Der wahnsinnigen Hitze der letzten Tage ist gestern eine kleine Abkühlung gefolgt, der Himmel umzog sich und wir hatten ein Gewitter, mit Platzregen und Donner. Nur schien der Donner nicht bei Stimme zu sein; oder es ging ihm wie mir in der Schiffskajüte: die englische Schweigsamkeit imponirte ihm so, daß er sich nicht richtig zu donnern getraute. In England gibt's überhaupt nicht viele Gewitter und während meines langjährigen Aufenthalts im Land habe ich keinen rechtschaffenen Donner gehört.

Als ich vorhin am Strande spazieren ging, fand ich zu meiner freudigen Überraschung, daß der Regen, außer dem Staub auch verschiedenes Andere weggeschwemmt hatte, z. B. die peripatetischen Straßenprediger. Ich bin neugierig, ob diese englische Eigenthümlichkeit sich nach Amerika verpflanzt hat — die neue Welt würde mir dadurch etwas verleidet. Hier ist's ent-

setzlich; ich kenne zwar die Gesellschaft von London her, aber so toll wie hier hat sie's dort nicht getrieben. Vermuthlich kommt's daher, daß auch diese frommen Männer die irdischen Annehmlichkeiten der Seaside zu schätzen wissen und um das Angenehme zwar nicht mit dem Nützlichen, aber dem Geschäftlichen zu verbinden, dem Strome der allgemeinen Auswanderung gefolgt sind. Genug, hier wimmelt es von Straßenpredigern. Vorgestern, als die Hitze am größten war, zählte ich an der Beach auf einer Strecke von höchstens 300 Schritt vier dieser Herren, von denen sich glücklicherweise keiner um den andern kümmerte, obgleich sie einander sehr gut hören konnten. Es hätte sonst argen Streit geben können, denn alle vier waren verschiedenen Glaubens und zeigten verschiedene einzig wahre Wege zur Seligkeit. Sie selbst waren auch sehr verschieden — wenigstens in den Stimmen; die Gesichter und Geberden konnte ich nicht sehen, weil es zu dunkel war. Der eine brüllte, der andere näselte, der dritte sprach im Konversationston, der vierte war pathetisch — verstanden habe ich keinen; ich mußte mir nemlich die Ohren zuhalten, weil gerade, als ich mir den einzig wahren Weg aussuchen wollte, ein lederlungiger Schüler Moody und Sankey's*) mit einer Stentorstimme, neben der die Posaunen des jüngsten Gerichts schwindsüchtige Schalmeien sein werden, urplötzlich, aus nächster Nähe und meuchlings ein gefährliches Attentat auf mein Trommelfell machte, so daß ich unter möglichster Deckung der bedrohten Organe einen übereilten Rückzug antreten mußte. Daß es Leute gibt, denen das Straßenpredigen aus dem einen oder andern Grund Spaß macht, das kann ich begreifen — gibt es doch Leute, die an der Politik Spaß haben, die sicher noch Niemand eine vergnügte Minute bereitet hat — aber was ich heute noch nicht begreifen kann, ist, daß es Menschen gibt, die diesen sonderbaren Kunden zu-

*) Zwei amerikanische Missionäre, die England einige Jahre lang unsicher machten.

hören. Und jeder der vier hatte seine Zuhörer, wenn auch nur wenige, und den Babystimmen nach zu urtheilen, hauptsächlich Kindermädchen.

Vielleicht ist's auch eine Art Sport.

England ist das Land der Arbeitstheilung. Nirgends sonst ist die Arbeitstheilung so ausgebildet, so auf die Spitze getrieben. Das erstreckt sich aus der Industrie auf das übrige Leben; wie im Geschäft, so herrscht auch im Vergnügen die vollendetste Arbeitstheilung. Das Turnen kann in England nicht aufkommen, weil jeder Engländer seine Spezialität hat. Der eine ist Cricketspieler und nichts weiter; der andre Ruderer und nichts weiter; der andre Schlittschuhläufer und nichts weiter. Und so fort. Jeder in seinem Fach vorzüglich, das Höchste leistend, auch ein ganzer Mann — aber kein ganzer Mensch. Die Harmonie, die Universalität fehlt. Das Ganze hat den Vortheil, allein der Einzelne hat den Nachtheil, denn er ist selber nichts Ganzes, sondern nur der Theil eines Ganzen, nur ein Stück von einem Mensch, wie das die Arbeitstheilung mit sich bringt, die den Arbeiter zerstückelt und obendrein zum Stück einer Maschine gemacht hat. Aus dem Allgemeinen kommt man immer mehr ins Spezielle — alles spezialisirt sich ins Kleinste: die Industrie, die Kunst, die Wissenschaft, das Vergnügen, der Sport. Jeder Mensch hat seine Spezialität, und wird eine Spezialität. Warum sollte sich nicht Dieser und Jener auf das Straßenpredigen als seine Spezialität werfen? So angenehm wie Zündholzschachteln-Anfertigen ist's allemal, und — wird wohl nicht schlechter bezahlt. —

Jetzt weiß ich auch, warum die Engländer und namentlich die Engländerinnen so nervös sind. Die Teppiche sind daran schuld. Ich erwarte einen Freund und horche, ob Jemand die Treppe hinaufkommt. Die Teppiche ertödten aber den Schall und jedesmal wenn ich glaube, mein Freund ist da, hat mir die Einbildungskraft einen Streich gespielt. Der Gedanke, daß ich nicht weiß, was vor meiner Thüre geschieht, ob Leute

draußen sind oder nicht, hat etwas aufregendes; und von Gefangenen, die wahnsinnig wurden, ist bekannt, daß der Grund zu ihrer Krankheit durch die Aufregung über das lautlose Herumschleichen der Schließer vor den Zellenthüren hervorgerufen wurde.

Und dann macht die Stille, an die man durch die Teppiche gewöhnt wird, jedes Geräusch unerträglich — nervenerbitternd.

Liverpool, den 4. September.

Im Flug durch ziemlich ganz England — von Eastbourne nach Liverpool. Zweite Classe von Eastbourne bis London — miserabel, eng, und in Gesellschaft ältlicher Damen mit viel Gepäck. Von London nach Liverpool dritter Classe, weit besser als jene zweite Classe — und auch weit besser als unsere dritte, da wo sie am besten ist. Die Wagen sehr hoch, mit aller Bequemlichkeit für Aufbewahrung des Handgepäcks, und die Sitze gepolstert. Warum sollten wir das nicht auch in Deutschland haben können?

Hier wohne ich im Adelphi-Hotel. Seit ich es das letztemal besuchte, sind 24 Jahre verstrichen. Das alte Adelphi-Hotel ist umgerissen, und neugebaut worden — vergrößert, verbessert, das wahre Muster eines Gasthauses — jeder mögliche Komfort, vortreffliche Betten, vortreffliches Essen und Trinken, eigne Post, eigner Telegraph, eignes Telephon — kurz für jedes Bedürfniß, für jeden Wunsch die rascheste und schnellste Erfüllung. Man kommt sich vor, als hätte man Aladdin's Lampe und das Tischlein deck dich. Und das alles wunderbar billig. Ich hatte mich auf die doppelten Preise gefaßt gemacht. Ich wollte in den Hafen auf eine Rekognoszirungstour nach meinem Dampfer gehen, der um 1 Uhr abfahren, oder wenigstens die Salonpassagiere an Bord nehmen soll. Doch man sagt mir, das Hingehen nütze nichts; ich könne nicht auf das Schiff,

welches seiner Größe halber nicht unmittelbar am Land liegen kann; und ich solle erst um ½1 hinfahren, was ich auch thun werde. So habe ich ein paar Stunden, um in der Stadt herumzuschlendern. — —

Es zog mich in die Nähe des Hafens. Alle Hafenstädte haben eine große Ähnlichkeit miteinander. Was mir hier besonders auffiel, war das Vorwiegen des amerikanischen und farbigen Elements. Farbige in allen Farben und Typen, und mehr Amerikaner fast als Engländer. Liverpool verhält sich zu den Vereinigten Staaten ungefähr wie Hamburg zu England. Es ist eine amerikanische Vorstadt wie dies eine englische — eine Vorstadt von Newyork, wie Hamburg eine Vorstadt von London genannt worden ist.

Nachschrift.

3½ Uhr an Bord der Servia. Das Schlimmste ist überstanden — das Einpacken der Menschen und Dinge. Ohne Gedränge, kleine Zusammenstöße und große Aufregungen gehts da nicht ab. Namentlich wer viel Handgepäck hat, ist übel dran. Und ich gebe Jedem den Rath, auf Reisen sich möglichst des Handgepäcks zu entledigen. Leicht Gepäck, leichtes Herz. Und schwer Gepäck, schweres Herz — kein Gepäck, die höchste Seligkeit auf Reisen. Nun — ich hatte leider kein ganz leichtes Herz, es ist aber alles über Erwartung gut gegangen, und das Chaos hat sich mit zauberhafter Schnelligkeit zur schönsten Ordnung entwickelt. Als ich einmal mich glücklich an Bord gequetscht hatte, war ich in 20 Minuten vergnügter Inhaber meiner Kajüte und sämmtlicher Gepäckstücke, und außerdem über die wichtigsten Dinge unterrichtet. Keine Spur von Bureaukratie. Sogar das genaue Gegentheil derselben. Das heißt: keine Vorsehung kümmert sich um Einen. Und trotzdem geht alles so glatt. Trotzdem oder deshalb?

Am schlimmsten war das Gedränge nach und auf dem Tender, der Punkt 1 Uhr zu der Servia hinfuhr. Auf dem Weg dahin trafen wir den Great Eastern — vor 30 Jahren das Wunder der Welt, heute abgetakelt, eine Rarität, die Kindern für Geld gezeigt wird, und die nebenbei als gigantische Litfaßsäule zu dienen hat. Sic transit gloria mundi. Unmittelbar hinter dem Great Eastern tauchte ein anderer Koloß im Nebel auf; das war unsere Servia, einer der größten und schnellsten der Cunarddampfer, der größten und schnellsten der Erde. Um 2 Uhr — gerade als die Anker gelichtet wurden, brach urplötzlich ein Gewitter los mit heftigem Donner und Regen. Wenn der Wolkensammler Zeus donnert, so bedeutet das Glück, wie der alte Homer sagte, der als Dichter es doch wissen mußte und seine großen und kleinen Götter gewiß kannte. Nun — ich nehme es als gutes Vorzeichen. Good speed to the New World! Morgen kommen wir an Queenstown vorbei und da kann ich diesen Brief abgeben.

Das Gewitter ist vorüber; die Sonne scheint jedoch aus neblichem Himmel und kein Lüftchen geht außer dem Wind, den das Schiff durch sein Vorstürmen sich selbst macht.

Tagebuch.

Off Queenstown. 5. Septbr. Morgens 10 Uhr. Seit einigen Stunden liegen wir hier vor der Bai von Queenstown, die einen der geräumigsten und besten Seehäfen der Welt bilden soll — groß genug, wie mir ein mitreisender Amerikaner sagt, um sämmtliche Flotten der Erde aufzunehmen. Wer Lust hat ans Land zu fahren hat Gelegenheit, da ein Tender die Post bringt und holt. Meine Briefe sind schon gestern geschrieben worden — ich liebe nicht die langen Abschiede. Je schneller der Schnitt, desto schmerzloser.

Soeben gefrühstückt. In diesem schwimmenden Palast ißt man, wie man sich denkt, daß in einem Palast gegessen werden muß. Der Dining Saloon ist so geräumig, wie es einem so mächtigen Schiff geziemt. Fünf Reihen von gedeckten Tafeln, an denen in zwei Sets (Abtheilungen) die 454 Salonpassagiere gespeist werden, welche die Servia laut Ausweis der gestern Abend veröffentlichten höchst elegant ausgestatteten Passagierliste diesmal über den „großen Teich" bringt. Denn die Servia hat auch ihre eigene Druckerei — wie sie denn überhaupt ein Reich für sich ist.

½1 Uhr. Unser Schiff fängt an sich zu richten. Die eisernen Lungen athmen wieder, das dunkle Wasser wird von der Schraube gequirlt und zu hellgrün-blauweißem Schaum geschlagen. Das herrliche Panorama vor uns verändert sich allmählich. Der weiße Leuchtthurm mit dem Felsenhintergrund und den brandenden Wogen zu seinen Füßen entgleitet lang-

sam, bis das Schiff seine richtige Stellung für die Abfahrt hat und der eilig herandampfende Tender anlegen kann, der die letzten Passagiere bringt und die letzte Post mitnimmt. Auch die Passagiere, welche mit nach Queenstown gefahren waren, kehren zurück. Ich hatte keine Lust ans Land zu gehen. In Queenstown ist nicht viel zu sehen und Cork, die eigentliche Stadt, ist zu weit. Und ich will ja in die neue Welt und Irland ist eins der häßlichsten Stücke der alten Welt, eine ihrer parties honteuses. — Nicht daß das Land häßlich wäre — im Gegentheil; die Smaragdinsel ist einer der lieblichsten und anziehendsten Flecke der Erde. Nicht daß die Menschen häßlich und abstoßend wären; im Gegentheil, die Irländer gehören zu den liebenswürdigsten und gutmüthigsten der Menschen und die Irländerinnen zu den schönsten und verführerischsten Frauen der Welt. Aber die „Politik", „das Schicksal", eine Kette verhängnißvoller Umstände, oder wie man es sonst nennen will, hat nun einmal aus Irland einen Schandfleck gemacht, und es wird langer und zäher und unablässiger Anstrengungen bedürfen, ehe die Sünden zahlreicher Menschengeschlechter wieder gut gemacht sind und dieser Schandfleck das Paradies werden kann, zu welchem die Natur ihn bestimmt hat.

Ein Uhr. Der Tender geht. Er hatte eine Menge Besucher mitgebracht, die sich unser Schiff besehen wollten — auch einen Lehrer mit seinen Schülern. Beim Fortfahren winken sie, schwenken Taschentücher und Hüte und rufen Hurrah! Und nun bewegt sich auch unser Koloß, die Spitze nach Westen. Westward Ho! — ins Atlantische Meer. Denn bisher waren wir nur auf der Schwelle des Weltmeers.

Verlassen haben uns auch die beiden Boote mit irischen Hökern und Hökerinnen, die seit heute Morgen an der Seite unseres Schiffes mit allen möglichen Jahrmarktswaaren Handelsgeschäfte trieben. Die Zungenfertigkeit und Ausdauer dieser Leute, namentlich des weiblichen Theils, ist geradezu staunenswerth, und obgleich anfangs Jedermann entschlossen war, ihnen

nichts abzukaufen, so brachten sie es doch fertig, ein ganz gutes Geschäft zu machen. Jetzt schaukeln sie in ihren Nußschalen, die auf den Wogen hin- und hertanzen, vergnügt der Heimath zu und werden sich durch einen guten Trunk für die ausgestandenen Strapazen entschädigen.

Verlassen haben uns aber noch nicht die Möven und Seeenten verschiedener Art, die krächzend, schreiend, streitend das Schiff umkreisen und uns auch noch weit hinaus in die „Atlantic" folgen werden — nicht uns, sondern den Küchenabfällen zu lieb, die um so reichlicher je größer das Schiff.

Jetzt erst tritt die Servia ihre eigentliche Fahrt an. Jetzt ist's ihr erst richtiger Ernst.

Halb Fünf. Ich will mich in den Salon setzen und schreiben. »Please Sir, there won't be time, in half an hour the dinner begins.« (Bitte, mein Herr, es wird keine Zeit sein; in einer halben Stunde beginnt das Diner.) Es scheint, daß man hier den ganzen Tag ißt. Um 8 Uhr Breakfast (Frühstück), um 1 Lunch (das zweite Frühstück), um 5 Dinner (Mittagessen), und jedes Mahl massenhaft, mit zahlreichen Gerichten, so daß man im Essen geübt sein muß, um in je 1 Stunde fertig zu werden — das heißt, wenn man von allem ißt! Manchen Leuten genügt aber auch diese Gargantua-Fülle noch nicht, und sie lassen sich von den — sehr gefälligen und gewandten — Kellnern in den Pausen noch etwas aufwarten. Und dann ruhen sie sich aus und schlafen, lesen oder „flirten" auf dem Deck. Die Zahl der Schläfer und Schläferinnen ist jedenfalls größer als die der Leser und Leserinnen; und das glückliche Geschlecht derer, die nichts zu thun haben als nichts zu thun und sich dann vom Nichtsthun auszuruhen, ist hier jedenfalls stark vertreten. Man sollte gar nicht denken, daß das Nichtsthun ein so anstrengendes Geschäft ist.

„Das atlantische Meer ist schwarz wie Tinte," sagte mir vor der Abreise Einer, der darauf gewesen. Ich gestehe, ich glaubte es nicht. Es ist jedoch buchstäblich wahr. Noch ist die

Küste nicht ganz entschwunden, das Wasser ist aber schwarz wie Tinte, und nur die schaumigen Fluthen, welche von der Schraube herumgewirbelt und von der Brust des voranschießenden Riesen gepeitscht, bei Seite geschleudert werden, haben die grünblaue Seefarbe. Die Wellen werden größer, breitrückiger und das Schiff kommt allmählich in ein leises Schwanken. Indeß kaum merklich. Als heute Mittag der Tender — auch schon ein ziemlich stattlicher Dampfer — neben uns lag, stach die majestätische Ruhe der Servia merkwürdig ab von der Unstätigkeit ihres Trabanten, der fortwährend hin und her, die Wellen auf und ab tänzelte. Die Ruhe der Kraft und der Größe.

Armes Irland lebe wohl! Vor fast 25 Jahren besuchte ich dich — die furchtbare Hungersnoth von 1845 und 1846 war damals noch in frischem Gedächtniß und die Blicke richteten sich nach Amerika, von wo das Heil und die Rettung kommen sollte. Der Kleinkrieg gegen die Engländer wurde damals schon geführt — er hat überhaupt niemals aufgehört; die irische Geschichte ist eine ununterbrochene Reihe von Empörungen, großen und kleinen — die Rebellion in Permanenz. Und damals waren die agrarischen Verbrechen schon so häufig wie in neuerer Zeit; aber das begriffen alle Irländer — ohne Hülfe von Außen war nichts zu machen; und die Hülfe wurde von Amerika erwartet. Nicht von den Vereinigten Staaten und ihrer Regierung, sondern von den Irländern in Amerika, welche die größere Hälfte der irischen Race bilden und, trotzdem es ihnen drüben hundertmal besser geht, als es ihnen zu Hause gegangen ist, doch mit dem Herzen noch in der alten Heimath sind.

„Sehen Sie dort den Felsen!" unterbricht mich auf dem Verdeck ein Reisegefährte, mit dem ich mich schon mehrfach unterhalten. Ein steiler Fels mitten im Meer, und ein Leuchtthurm darauf. Ohne meinen Krimstecher hätte ich den merkwürdig geformten, von Wogen umbrandeten Felsen für ein

großes Schiff gehalten. Ein Matrose, den ich befrage, sagt es sei Fastnet, — wenn ich richtig verstanden habe.

Das Land ist nur noch in dunklen Umrissen sichtbar — bald wird auch das Auge die Fühlung mit der alten Welt verloren haben.

Damals — ich spreche wieder von den Irländern — kam das Fenierthum gerade auf und machte John Bull schon tüchtig zu schaffen. Die Priester spielten zu jener Zeit in der nationalen Bewegung vielleicht noch eine größere Rolle als jetzt. Ich erinnere mich noch eines jungen Geistlichen, mit dem ich auf einer Landkutsche zusammentraf, an deren Bord wir uns Stunden lang unterhielten. — Er war eben aus Amerika zurückgekehrt, wohin er ein Schiff mit irischen Auswanderern begleitet hatte. „O diese verd–Sachsen!" (Saxons — Angelsachsen d. h. Engländer), das war das Leitmotiv aller seiner Reden und Gespräche, wie der Reden und Gespräche aller Irländer, mit denen ich jemals verkehrt. Fromm war das gerade nicht, aber es war menschlich. Die Irländer sind sämmtlich geborne Redner, und wenn sie auf England zu sprechen kommen, dann ist der Redestrom unversiegbar. Er erzählte mir von den Leiden seines Volkes, wie Millionen in den schrecklichen Hungerjahren zu Grunde gegangen. „Doch nicht Alle! Gott sei Dank! Millionen sind auch drüben in Amerika; sie sind frei und sind reich, und sie gedenken ihrer armen Landsleute und ihres armen Vaterlands. Schon jetzt helfen sie uns mit Geld; und bald werden sie uns auch mit Waffen helfen. Und haben wir Waffen, so fehlt es auch nicht an Händen, sie zu führen. Und dann Gnade Gott den verd— Sachsen!" Wie gesagt, es war nicht fromm und nicht christlich, was der Priester da sagte, aber es war menschlich, und es war ihm ernst. Seine Augen blitzten, die Hand ballte sich unwillkührlich. Und wäre die Rebellion gekommen, die er so sehnsüchtig erwartete, dieser Priester —, ein Bauernsohn, hatte er mir gesagt —, ein junger, hochgewachsener, breitschultriger Mann, mit dunklen, flammenden Augen — er wäre,

Makkabäergleich, an der Spitze seines Volkes den „verd— Sachsen“ entgegengezogen.

Nun — es ist anders gekommen. Irland hat sich nicht erhoben, und ein Sonnenstrahl der Hoffnung verkündet die Möglichkeit, daß endlich einmal die stolze Britannia ein Werk der Gerechtigkeit thun wird, und daß die Kinder und Kindeskinder die Sünden der Väter und Ahnen freiwillig sühnen. Möge die Hoffnung sich erfüllen! Fast ist's zu schön, um möglich zu sein. Schwingt aber das stolze England sich zu diesem Opfer seiner Eroberer-Vergangenheit, zu diesem großartigen Akt der Sühne empor — dann soll ihm auch gern die Palme zuerkannt werden, dann kann es mit Recht von sich sagen: „Ich marschire an der Spitze der Zivilisation“.

Montag, den 6. Sept., Morgens. Die „atlantische Woge“ zeigt sich ihres Rufes würdig. Die See geht hoch, die mächtigen Wellen schlagen donnernd gegen die Rippen des Schiffes und das Sprühwasser, in dem sich jeden Augenblick Regenbogen bilden, wird mir vom Wind ins Gesicht getrieben. Das Land liegt weit hinter uns — weit, weit — schon hunderte von Meilen weit — denn in der Nacht hat unser gutes Schiff ein tüchtiges Stück Wegs zurückgelegt. Nichts als Wasser und Himmel. Der Himmel mit zerrissenem Gewölk, das der Westwind vor sich herpeitscht — uns entgegen — die dunklen Wellen mit schneeweißen Schaumkämmen, gleich den flatternden Helmbüschen anstürmender Reiterschwadronen — O Thalatta! Thalatta!*) Es ist doch von zauberischer Schöne, das Meer. Und worin liegt das Geheimniß dieses Zaubers? In der ewigen Bewegung? Im ewigen Wechsel? Thatsache ist, die drei wechselndsten, veränderlichsten Dinge der Erde sind auch die drei schönsten Dinge der Erde: das Weib, das Meer und das Glück.

---

*) Griechisch: das Meer. So riefen die „Zehntausend des Xenophon“, als sie auf ihrem Rückzug das rettende Meer erblickten.

Das Wasser hatte für mich immer eine fast dämonische Anziehungskraft. Und wie sehnte ich mich nach dem Meer! Es dauerte lang, ehe ich es zu sehen bekam. Schiffbrüchig zu Land wurde ich eines schönen Tags an den Meeresstrand geworfen. Es war 1850, und in Havre, wo das Meer sich nicht in seiner vollen Schönheit und Majestät zeigen kann. Einerlei — ich war hingerissen; ich eilte sofort an den Strand der gelbgrünen Wasserwüste, und der erste Impuls war, die Hand voll Seewasser zu schöpfen und zu versuchen, ob es auch wirklich salzig sei. Ich mußte selbst über meine Naivetät lachen, ich konnte aber nicht anders.

Meine erste Seefahrt war nicht sehr lustig. Sie ging in die Verbannung, die ja das Elend sein soll. Man hatte mir Angst vor der Seekrankheit machen wollen und ich wußte ja nicht, ob ich „wetterfest" sei. Der Anfang war nicht viel versprechend. Sobald wir aus dem Hafen herauskamen, fing unser „Harlequin" bedenklich zu schwanken an, und ich schwankte unwillkührlich zur Seite und flog einem hochgewachsenen, martialisch aussehenden Franzosen in die Arme, der mich wieder auf die Beine und ins Gleichgewicht brachte.

„Sie sind noch nicht auf dem Meer gewesen?" fragte er mich mit dem überlegenen Lächeln eines alten Seemanns.

„Nein, noch nicht; es muß aber gehen." Und siehe da, es ging. Ein ziemlich heftiger Wind erhob sich; fast die ganz Schiffsgesellschaft wurde seekrank — ich empfand nichts, als einen kolossalen Hunger. Auch an die Schiffsbewegung gewöhnte ich mich bald; und mit jenem, der Schadenfreude verwandten wohligen Gefühl, das auch den Gutmüthigsten von uns ergreift, wenn er, selber behaglich, seine Mitmenschen in unbehaglicher Lage sieht, beobachtete ich mir die schwankenden und liegenden Jammergestalten ringsum. Und als ich mir die jämmerlichste dieser Jammergestalten betrachtete, erkannte ich meinen hochgewachsenen martialischen Franzosen, der mich mit einem unbeschreiblich jammervollen Blick ansah. Von solcher Größe des

Elends entwaffnet, verzieh ich ihm und sammelte feurige Kohlen auf sein Haupt, indem ich dem vollständig Hülflosen den Plaid um die zitternden Glieder legte.

Seitdem war ich oft auf dem Meer, auch bei heftigem, einmal bei sehr heftigem Sturm und, da ich nie den leisesten Anfall von Seekrankheit hatte, so halte ich mich für wetterfest. Freilich auf dem »great Atlantic« bin ich noch nicht gewesen. Nun — es wird wohl auch gehen.

Nachmittag vier Uhr. Wie es scheint, bekommen wir einen kleinen Sturm. Der Wind pfeift schon schrill durch das Takelwerk, das Sprühwasser macht den Aufenthalt auf dem Deck schwierig, die Wellen werden breiter und höher und unser Koloß, der sich bis dahin so ruhig gehalten, daß auch die Ängstlichsten kaum mehr an die Seekrankheit dachten, kommt in bedenkliches Schwanken.

Eine halbe Stunde später. Tüchtig bespritzt und eingesalzen komme ich herunter. Keine Möglichkeit, auf dem Deck zu bleiben, wenn ich nicht bis auf die Haut durchnäßt sein will. Das Pfeifen des Windes ist zum Heulen geworden und — Neptun beginnt seine Opfer zu fordern. Der erste Fall von Übelkeit wirkt auf seereisende Landratten wie in der Schlacht der erste Todte oder Verwundete auf junge Truppen. So manches Gesicht, das soeben noch lächelte, sah ich erbleichen, ach und so mancher falsche Lorbeer wird abgestreift. Meine hübsche Nachbarin wendet sich flehend an den Bräutigam oder jungen Gatten, der gestern noch stark mit seinen Leistungen als Sportsmann — auch zur See — geprahlt hatte; er soll sie in die diskrete Damenkajüte führen. Doch der Unglückliche ist in nicht geringeren Nöthen und die nächste Minute wird eine zweifache Katastrophe erleben. Da die Seekrankheit ihre Opfer so vollständig demoralisiren soll, daß sie kein klares Bewußtsein ihrer Lage haben, so hoffe ich, daß meine hübsche Nachbarin dem so grausam entlarvten Sportsmann, sei er nun Bräutigam oder

Gatte oder keines von Beiden — sein herbes Mißgeschick nicht ernsthaft nachtragen wird.

Die böse Seekrankheit! Der Anblick der Götter ist den Menschen von jeher gefährlich gewesen. Wer den Meergott oder den Gott Meer schauen will, muß dafür büßen — wenn er nicht sehr gute Nerven und einen sehr guten Magen hat. Das ist ganz in der Ordnung.

Aber das herrliche Meer — wenn sein mächtiger Busen sich wild senkt und hebt wie der Busen eines zürnenden Weibs! Und gleich dem Weibe, mit dem es sonst noch so viel gemein hat, ist das Meer am Schönsten im Zorn.

Beim Essen heut Abend „sehe ich viele, die nicht da sind"; und wenn der Wind nicht nachläßt, wird das Frühstück morgen wenige Abnehmer finden.

Dienstag, den 7. Sept., Morgens. In der Nacht war es recht stürmisch — hübsche Schlafmusik für den, der nicht seekrank wird. Das heißt für die privilegirte Minorität. Die meisten sind heute Nacht krank geworden, wie mir der Steward mittheilt; und mit vier oder fünf Ausnahmen sind doch bloß Engländer und Amerikaner an Bord, d. h. Leute von Nationen oder Völkern, die das Monopol der Seetüchtigkeit für sich in Anspruch nehmen.

Beim Frühstück fehlte die größere Hälfte, und die Hälfte der Anwesenden sah arg mitgenommen aus. Die Wellen sind aber auch sehr hoch, und das Schiff schwankt so, daß alles, was nicht niet- und nagelfest ist, herumtanzt und purzelt, leider auch mein Tintenfaß, so daß ich mich nun vorläufig mit Bleistift behelfen muß.

Meine Nachbarin ist verschwunden — ihr Begleiter ebenfalls. Und noch so viele, die gestern lustig und munter. Auch mein vis-à-vis, der junge Amerikaner, welcher so wunderbare Dinge von Amerika zu erzählen wußte — unter andern auch, daß jede Stadt mit mehr als 3000 Einwohnern „in den

Staaten" ein besseres und bequemeres Gasthaus habe, als Berlin oder Wien — und Gasthäuser ohne Trinkgelder, ohne die häßliche Viertelstunde des Rabelais, wo der scheidende Gast Spießruthen zu laufen hat zwischen dem Heer der Kellner, Stubenmädchen, Hausknechte — und der Himmel weiß, welcher Bediensteten sonst noch. Nun — er wird ja wohl etwas übertrieben haben — der Herr Amerikaner, darin hat er jedoch Recht, dieses Trinkgelderwesen ist ein Unfug, dessen wir Europäer, und insbesondere wir Deutsche, jede Ursache haben, uns zu schämen. Nicht, daß ich auf die Kellner u. s. w. einen Stein werfen wollte. Sie sind darauf angewiesen. Das Trinkgeld ist eine Institution, auf Grund deren sie angestellt sind. Aber es ist eine abscheuliche Einrichtung — kleinlich, bettelhaft, herabwürdigend — je eher abgeschafft, desto besser. Schon in meinem Liverpooler Hotel gab es kein Trinkgeld. Ich hatte 1 Sh. 6 P. (1 $^1/_2$ Mark) für die Bedienung während eines Tages zu zahlen — darin war alles eingeschlossen. Nicht wie in Deutschland, wo ich auch für Bedienung (Service) zahle und dann doch noch Trinkgelder geben muß, wenn ich mich nicht einem Kreuzfeuer jener unaussprechlichen Blicke aussetzen will, die nur ein Kellner abzuschießen versteht, und denen zu trotzen ich nicht den Muth habe, obgleich ich sonst nicht gerade zu den Ängstlichen gehöre.

Seit vorgestern Abend kein Schiff gesehen. Die Cunarddampfer haben ihren eigenen Kurs, südlich der gewöhnlichen Fahrstraße, um Zusammenstöße zu vermeiden. Und bisher ist auch keiner vorgekommen; wenn eine Frau dies schriebe, würde sie nicht hinzuzufügen vergessen: „ohne es zu berufen."

Der Wind ist allmählich zum Sturm angewachsen, die Sturzwellen sausen über das Schiff, daß an einen Aufenthalt auf dem Deck nicht mehr zu denken ist, und dann und wann versetzt ein seitwärts anstürmender Wasserberg den Schiffswänden einen solchen Schlag, daß der gewaltige Bau zittert, und der schwimmende Riese, wenigstens scheinbar, für einen Augenblick zum Stillstand kommt. —

Nach langem Suchen hatte ich ein Plätzchen gefunden, wo ich, wenn nicht auf dem Verdeck, ungestört schreiben und lesen konnte. Den Salon, wo ich es anfangs versucht hatte, mußte ich bald aufgeben, weil die Pausen zwischen den drei Mahlzeiten zu kurz waren. Man denke nur: jede der drei Mahlzeiten dauert je eine Stunde — macht drei Stunden; jede Mahlzeit wird, weil der Speisesaal für die Speisung aller Gäste auf einmal nicht ausreicht, in zwei Abtheilungen genossen — macht nochmals drei Stunden — Summa sechs Stunden. Dreimal decken und dreimal abräumen macht weitere drei Stunden, also in allem neun Stunden dem Essen gewidmet. Da gibt es in den Zwischenpausen nicht viel Zeit zum Schreiben. Zum Glück half mir einer der sehr zuvorkommenden Kellner aus der Noth und zeigte mir ganz vorne am Bug, im zweiten Stock des Schiffs — von oben gerechnet — einen Raum, den die Schiffsbeamten für ihre Schreibereien benützen, und der mir freundlichst zur Verfügung gestellt ward. Leider sind Damenkajüten in der Nähe, und das Stöhnen und Jammern war heute so herzzerreißend, daß es mir etwas unheimlich zu Muth wurde. — Kurz vor Sonnenuntergang arbeitete sich heut die Sonne durch die weißlichgelben, fast schwefelfarbigen Sturmwolken hindurch und bildete, während es hinter uns regnete, in unserem Rücken einen prächtigen Regenbogen. Noch prächtiger aber — ein unvergleichlicher Anblick — waren die haushohen gegen das Schiff anrollenden Wellen, durch deren kristallgrüne, schaumgekrönte Gipfel auf schwarzem Rücken die Sonne hindurchschien — ein Lichteffekt, wie ich ihn noch nie gesehen — fast wie Gletschereis im Alpenglühen.

Ich sprach von haushohen Wellen — so hoch sollen sie ja nach den neuesten Forschungen sein. Der Ausdruck „bergehohe Wellen" hat indeß auch seine Berechtigung, denn eine große Meereswelle gleicht einem sich voranwälzenden Bergrücken, hinter dem immer neue auftauchen. —

Mittwoch Morgen. Die Nacht war sehr stürmisch, so daß ich mehrmals fast aus dem Bett fiel, und all meine Sachen durcheinander geworfen wurden. Gegen Morgen läßt der Wind aber nach und jetzt — 9 Uhr — geht die See zwar noch hoch, allein das ist nur die Nachwirkung des vergangenen Sturms. Da der Wind seit unserer Abfahrt von Queenstown uns entgegen ist, wird unsere Ankunft in Newyork etwas verzögert werden. Die Stürme der letzten zwei Tage, obgleich unser Schiff sich in ihnen trefflich gehalten hat, kosten uns mindestens einen halben Tag. — Jetzt sind wir so ziemlich in der Mitte zwischen Liverpool und Newyork. Man kann es nach der veränderten Zeit messen. In Newyork ist's 7 Uhr Morgens, wenn's in Liverpool 12 Uhr Mittags ist; die Differenz beträgt also 5 Stunden. Und nach der Schiffsuhr, die täglich den Berechnungen des Breitegrads gemäß gestellt wird, sind wir mit unseren Uhren ungefähr um $2^1/_2$ Stunden voraus.

Vorhin — um Mittag — verbreitete sich wie ein Lauffeuer die Nachricht: ein Schiff sei in Sicht. Große Aufregung. Alles lief hinauf und jedes Fernrohr, jeder Krimstecher wurde gerichtet. Es war kein blinder Lärm, ein mächtiger Dampfer fuhr einige Meilen südlich von uns in entgegengesetzter Richtung. Bald stellte sich heraus, daß es ein Schwesterschiff des unsrigen war, die Aurania von der Cunardlinie, die zur selben Zeit, wie wir aus Liverpool, von Newyork abgefahren war und uns nun hier „mitten auf dem Weg" begegnete.

Das Schiff, mit dem das unsrige Begrüßungen austauschte, kam bald außer Sicht und die Aufregung legte sich wieder.

Inzwischen ist das Wetter ziemlich hübsch geworden — nur ein wenig kalt. Der Regen hat aufgehört, die Sonne blickt zeitweilig auf uns herunter und der Wind, der nun von der Seite kommt, ist ganz manierlich geworden, so daß er als Vorspann benützt werden kann. Wir haben alle Segel aufgezogen, und kommen dadurch rascher vorwärts, so daß die in den zwei letzten Tagen verlorene Zeit wieder zum Theil eingebracht wird.

Wir haben über unserem Speisesaal einen Musiksalon mit einem ausgezeichneten Piano. Den ersten Tag wurde ziemlich viel darauf gespielt — seitdem aber kein Ton mehr. Und doch sind viel junge Leute an Bord und nicht alle hatten gestern und vorgestern die Seekrankheit. Die Sache ist: auf dem Schiff lassen die Menschen sich gehen, und da meine Mitreisenden im Grund an der Musik keinen Gefallen haben und sie hier nicht genöthigt sind, gesellschaftliche Heuchelei zu treiben — wenigstens nicht in der Ausdehnung wie auf dem Land — so unterlassen sie, wozu das Herz sie nicht treibt. Und doch ist das englische Volk — und die Amerikaner sind ja von derselben Familie — nicht so unmusikalisch wie man gemeiniglich glaubt. Die Lebensweise ist zu unpoetisch und zu unmusikalisch. In den oberen Klassen erstickt die Zwangsjacke der „Respektabilität" jede urwüchsige Poesie; und die unteren Klassen stecken zu sehr in der Tretmühle der Arbeit. Der Engländer arbeitet weit intensiver als der Deutsche, und — wie man allgemein hört — der Amerikaner noch weit intensiver als der Engländer. Wo soll da Zeit und Muße für Poesie und Musik herkommen? Muße und Muse sind zwar dem Ursprunge nach zwei ganz verschiedene Worte, aber es ist doch einige Verwandtschaft vorhanden, ja es sind Schwestern; und das steht fest, wo keine Muße ist, da fehlen auch die Musen. Im unverfälschten Volk selbst findet sich noch die musikalische Ader, oder sagen wir lieber die Sanges- und Liederlust, welche die Engländer noch zu Shakespeare's Zeiten auszeichnete. Und dann und wann in Augenblicken der Aufregung — des Schmerzes, der Lust, des konzentrirten Gefühls entströmen diesem Borne die alten schönen Volkslieder. Da fällt mir eine Anekdote ein. Es war im Krimkrieg. Die Belagerung von Sebastopol hatte schon lang gedauert und den Heldenmuth der englischen Soldaten in ebenso glänzendes Licht gesetzt wie die Unfähigkeit der Feldherrn. Endlich sollte der entscheidende Schlag geführt werden. Ein kombinirter Sturm auf die beiden Schlüsselpunkte der

russischen Stellung wurde beschlossen: die Engländer sollten den Redan, die Franzosen den Malakoff stürmen. Es war gefährliche Arbeit — für Tausende sicherer Tod und Verstümmlung. Die Truppen, die zu der blutigen Ehrenthat ausersehen waren, lagen in den Gräben — des Signals gewärtig. Das Signal gellt — Engländer und Franzosen stürmen hervor — die Musik der Engländer spielt das God save the Queen. Aber der Text und die Weise finden keinen Anklang, und im Kugelregen, während die russischen Granaten die englischen Reihen durchpflügen, ertönt plötzlich, erst aus wenig und dann mit elementarer Gewalt aus Tausenden von Kehlen das wunderliebliche englisch-schottische Volkslied Annie Laurie, mit dem Refrain:

And for bonnie Annie Laurie,
I shall lay me down and dee (die)!
Und für die geliebte Annie Laurie
Will ich mich niederlegen und sterben.

Nicht Ruhm beschäftigte das Gemüth der Soldaten im Moment, wo sie ihr Leben in die Schanze zu schlagen hatten; sie gedachten der Lieben in der Heimath — Annie Laurie war dem Einen die Mutter, dem Andern die Schwester, diesem die Geliebte und Braut, jenem das Weib — Vielen Geliebte, Braut oder Frau und Schwester und Mutter zugleich — und das Bild der Geliebten, der Braut, der Frau, der Schwester, der Mutter — das war das Bild der Heimath, das war das Vaterland.

And for bonnie Annie Laurie,
I shall lay me down and dee!

Und so Mancher legte sich zum Sterben nieder an jenem schicksalsschwangeren Tag, der den Britten eine schwere Niederlage und den Franzosen einen glänzenden Sieg brachte, und schließlich die Russen zur Räumung der Stadt zwang. —

Als drei oder vier Jahre später die Engländer unter Havelock durch die brandenden Wogen des Sipoyaufstandes,

Einer gegen Hundert, sich den Weg nach Delhi erkämpften und Englands indisches Reich retteten, da war wieder „Annie Laurie" das Schlachtlied der englischen Soldaten — und diesmal auch das Siegeslied. —

Heut Abend war das Deck wieder ziemlich belebt, und auch das Rauchzimmer wies weniger Lücken auf als gestern, wo keine 10 Mann drin waren, während sonst kaum Platz zu finden. Es war gestern aber auch nicht ganz ungefährlich, wie Verschiedene erfahren mußten. Das Schiff schoß mit solcher Heftigkeit auf und ab, und manchmal auch seitwärts, daß es nicht leicht war, den Sitz zu behaupten und das Glas zum Munde zu führen. Mir gegenüber saßen mehrere Herren, darunter ein ältlicher, der noch den jugendlichen Dandy herauszubeißen suchte und den ich des Nachmittags zu seinem nicht geringen Schreck darüber ertappt hatte, wie er ganz insgeheim bei Neptun seine Visitenkarte abgab. Er schien sich wieder erholt zu haben und that sehr lustig und guter Dinge. Da — ein donnerndes Brausen, ein gewaltiger Klatsch, als hätte der Ozean dem Schiff eine riesige Ohrfeige gegeben, und ein salziger Wasserstrom ergoß sich durch das Fensterchen, in dessen Nähe jene Gesellschaft saß, und welches man, weil es so hoch war, offen gelassen hatte. Die lustige Gesellschaft stob auseinander, wie wenn eine Bombe unter sie niedergefallen wäre, und jener ältliche Dandy hatte ein paar Kübel Seewasser auf dem Leib — Neptun war höflich gewesen, und hatte ihm in Person einen Gegenbesuch gemacht. Der so Beehrte war jedoch nicht sonderlich erbaut, und zu dem schallenden Gelächter der nicht Durchnäßten machte er ein recht saures Gesicht.

Donnerstag. Der Wind hat sich ziemlich gelegt; zu wenig, um noch die Segel zu füllen, die deshalb eingezogen sind. Ich kann wieder auf dem oberen Verdeck sitzen — was seit Queenstown nicht gut möglich war.

11 Uhr Vormittag. Soeben fängt das Nebelhorn an zu blasen — wir sind urplötzlich in einen Nebel gerathen, so dicht, daß man keine zehn Schritte weit sehen kann. Diese Nebel, die namentlich auf dem atlantischen Meer häufig sind, bilden nebst den Eisbergen die größte Gefahr für die Schiffe zwischen der alten und neuen Welt. Die Stürme sind auf hoher See nicht gefährlich — sie sehen nur so aus.

Drei Uhr. Soeben war große Aufregung auf dem Schiff. Das Nebelhorn, das seit 11 Uhr jede halbe Minute eine Sekunde lang und länger gebrüllt hatte, verdoppelte und verlängerte auf einmal sein Gebrüll, und plötzlich stand, mit einem Ruck, die Maschine unseres Schiffes still. Alles lief an Deck, und siehe da, unmittelbar zu unserer Rechten zeigte sich im Nebel eine dunkle Masse, — man sagte, ein Kohlenschiff. Ohne das warnende Nebelhorn und ohne die Vorsicht unseres Kapitäns wäre das Schiff wahrscheinlich von uns in Grund gefahren worden.

Man muß auf der See gewesen sein, um die ganze Gefährlichkeit des Nebels zu begreifen. Auf dem Land gibt es keinen so dichten undurchsichtigen Nebel. Leuchtsignale sind so gut wie überflüssig. Und auch die Lautsignale sind nur von sehr beschränktem Nutzen — weil der Nebel den Schall aufhält, und bei Wind auch die mit höchster Dampfkraft abgegebenen Signale bloß auf sehr kurze Entfernungen hörbar sind. In diesem Augenblick geht eine scharfe, jedoch nicht ungewöhnliche Brise; trotzdem habe ich gefunden, daß unser Nebelhorn an den beiden Enden des Schiffes nicht halb so laut schallt, als in der Mitte, wo es angebracht ist. Unser Schiff hat freilich eine sehr respektable Länge — 536 Fuß. Wie sehr der Sturmwind jeden anderen Schall übertönt, das erfuhr ich vorgestern, wo ich um ein Haar um mein Diner gekommen wäre, weil ich das Gong, welches doch einen wahrhaft betäubenden Spektakel macht, nicht gehört hatte, obgleich ich unmittelbar neben den Raum, wo es mit höllischem Eifer geschlagen wurde, auf- und abging.

Freitag Morgen. Post nubila Phoebus — frei übersetzt: nach dem Nebel die Sonne. Herrlicher Sonnenschein hat uns heute aufgeweckt. A right American morning! ruft mir mein amerikanischer Schlafkamerad zu. „Ein richtiger amerikanischer Morgen!“ Das soll heißen, der denkbar schönste Morgen. Denn das denkbar schönste, das denkbar größte, das denkbar beste drückt sich für den Amerikaner in dem Wort amerikanisch aus. Und fürwahr der Morgen verdient das patriotische Lob. Die Sonne lacht auf die dunklen, nur hier und da noch mit weißen Schaumhäubchen geschmückten Meerwogen, der Himmel ist tiefblau, eine balsamische Luft weht uns entgegen — aus der Neuen Welt; und vier, fünf, acht Schiffe zeigen sich am Horizont — Schifferboote — ein Zeichen, daß wir in das Gebiet der Neuen Welt eintreten — denn es sind amerikanische Boote, und mein amerikanischer Schlafkamerad sagt mir stolz: We are in the American Sea now, Sir. — Wir sind jetzt im amerikanischen Meer. — Oh schönes amerikanisches Meer! Oh schöner amerikanischer Morgen. Wenn es nur so bliebe! Wie sagt doch das französische Sprichwort? Ein Narr, wer sich aufs Meer, auf die Weiber und aufs Glück verläßt! Bien fol qui s'y fie! Aber der Gedanke an die Zukunft soll mir die Gegenwart nicht verderben. Es ist der erste Moment ruhigen Genusses seit wir das Land verlassen — der erste Moment, wo ich mich behaglich auf meinem Deckchair — Deckstuhl — ausstrecken kann, unbesorgt, daß mir der Wind den Hut entführt oder die Blätter meines Buches zerreißt.

Montag Morgen — also in 3 Tagen — werden wir in New-York sein, „wenn Alles gut geht,“ sagt der Kapitän. „Wenn Alles gut geht“, pflegt der Seemann bei derartigen Gelegenheiten nie zu vergessen; und er hat seine guten Gründe. Das Sturm- und Gewitterwetter, das uns von Anfang an begleitete, und in dem gestrigen Nebel seinen Abschluß fand — hoffentlich um nicht wiederzukehren — hat uns mindestens einen Tag gekostet. —

Göttliche Ruhe — göttliches Nichtsthun — göttliche Faulheit — göttlicher Augenblick, da ich die Politik einmal abschütteln kann. Wie gerne möchte ich mit Faust zu diesem Augenblick sagen:

Verweile doch, du bist so schön.

Ach, die leidige Politik! Ich träumte heut Nacht von den Bulgaren, und dem Battenberger. Was mag wohl aus ihm geworden sein? Seit 6 Tagen sind wir nun aus der Welt, und was kann sich da nicht Alles zugetragen haben. Doch weg mit der Politik. Die Sonne scheint zu schön, und, wie mir mein amerikanischer Schlafkamerad sagt, „drüben" — das heißt jetzt schon hüben in Amerika hat das Wort Politik und Politiker einen gar schlechten Klang. Politik ist die Kunst den Staat zu plündern — erklärt er mir — und ein Politiker ist ein trickster d. h. ein Kerl, der zu seinem persönlichen Vortheil allerlei Kniffe und Schliche macht. Anderorts soll das ja auch vorkommen. Nur sind die Amerikaner so verwünscht offenherzig, so outspoken — und nennen das Ding beim rechten Namen. — Aber nun auch fort mit der Politik und den Politikern. Thalatta, Thalatta! — „Please quickly your glass!" „Bitte schnell Ihr Fern-Glas!" kommt mein Amerikaner zu mir gestürzt. »There are some porpoises!« — Porpoises heißen auf Deutsch glaube ich Seeschweine — muntere Fische, die den Schiffen nachschwimmen, sie umschwimmen und die lustigsten Purzelbäume schlagen. Natürlich sah ich mir die Gesellschaft auch an. Sie springen von Welle zu Welle, so daß sie oft ganz außer dem Wasser sind. Die Größe dieser lustigen Seetänzer kann ich nicht taxiren, weil ich die Entfernung nicht abschätzen kann — selbst für geübte Seeleute auf dem Meer ein schwieriges Beginnen. —

Sehr neugierig — inquisitive — sind die Amerikaner, über die ich sonst noch kein Urtheil abgeben will, ehe ich sie besser kennen gelernt habe. Sehr neugierig aber sind sie. Das merkte ich schon bei vielen Gelegenheiten; und als ich vorhin ein etwas auffallend gebundenes Buch mit Illustrationen offen auf meinem

Deckstuhl (beiläufig ein Möbel, das Jeder und Jede sich zu einer Fahrt über das Weltmeer mitnehmen muß, da auf den Ozeandampfern keine tragbaren Stühle sind) liegen ließ, kam Einer nach dem Andern, und sah sich das Buch und die Bilder an. Und alle freuten sich, daß die Bilder amerikanische Städte und Landschaften darstellten. Den deutschen Text verstanden natürlich die meisten nicht. Die Naivetät, mit welcher die Neugierde sich äußerte, hatte für mich etwas höchst Amüsantes. Die Neugierde der Kinder ist Lerndrang. Und die Amerikaner sind ein so jugendliches Volk, daß sie noch den Lerndrang der Kinder haben. Wir Europäer sind schon zu alt, um neugierig zu sein; wir scheuen uns, nach etwas zu fragen, was wir nicht wissen, und bleiben lieber im Dunkeln. Nicht so der Amerikaner — wie ein Kind fragt er nach Allem, was er nicht versteht, was ihm nicht klar ist — und mit dem Eifer und der Assimilationskraft eines Kindes faßt er Alles auf, verdaut er Alles, verleibt es sich ein. Und wohl gemerkt, diese Neugierde des Amerikaners hat nichts Aufdringliches, nichts Unhöfliches, nichts Ungezogenes.

— Der Tag hat gehalten, was der Morgen versprochen, dem herrlichen Morgen ist ein herrlicher Tag gefolgt, und dem herrlichen Tag ein herrlicher Abend mit wunderbar farben- und gestaltreichem Sonnenuntergang und zauberisch schönem Mondaufgang. Während die Sonne sich in den Ozean senkte und Himmel und Meer im Westen vergoldete, schossen dunkele Wölkchen nach dem östlichen Horizont, wie eine ungeheure Büffelheerde auf weiter endloser Prairie dahinjagt — und mit den goldenen Strahlen der scheidenden Sonne mischte sich der Silberschein des emporsteigenden Monds, dessen Scheibe schon beinahe kreisrund ist.

Ich bin nicht geübt in derartigen Beschreibungen und habe auch keine Zeit dazu; das aber kann ich mit gutem Gewissen sagen: der heutige Tag allein war die ganze Seereise werth. Von dieser bestrickenden Schönheit und überwältigen-

den Majestät des Meeres und des Meerhimmels kann sich Niemand einen Begriff machen, der es nicht gesehen hat.

Samstag den eilften September. Der Wind ist seit gestern umgeschlagen und weht nun von Süden. Es ist jetzt sehr warm, fast schwül und der Himmel beginnt sich zu umwölken, als sei Regen im Anzug. Das Meer hat nur winzige Wellen — nur selten eine jener breiten Hügelwogen, für welche das Atlantische Meer berühmt ist und die auch bei ruhigem Wetter hunderte von Fuß lang und breit sind, so daß sie das größte Schiff auf ihrem Rücken tragen und schaukeln, als wäre es ein kleines Kind. Es gibt kein Schiff so lang, daß es vom Gipfel einer dieser riesigen Wogen bis zu dem der zweitnächsten reichen, also gleichzeitig stets mindestens auf zwei schwimmen könnte, wodurch das Schwanken natürlich verhütet würde. —

Auf dem Oberdeck stolperte ich vorhin über die etwas weit vorgestreckten Füße eines Herrn, der in eine Zeitung vertieft war. Während ich mich entschuldigte, sah ich mir den Herrn und die Zeitung an. Beides waren alte Bekannte — der Herr ein Londoner Kaufmann, die Zeitung die „Times" vom 4. September — dem Tag unserer Abfahrt aus Liverpool. Da der Herr als ächter Cockney nicht leben kann, ohne seine „Times" des Morgens gelesen zu haben, so liest er, seit wir Liverpool verlassen, jeden Morgen zur gewohnten Zeit seine „Times" vom 4. September, die er hoffentlich nun auswendig kann. Wären die Dampfschiffe noch nicht erfunden, und müßte der biedere Cockney auf einem Segler hinüberfahren, so würde er seine „Times" vom Abfahrtstage zwanzig dreißig auch vierzig Tage hintereinander zu lesen gehabt haben, und das hätte für sein Hirn doch verhängnißvolle Folgen haben können. Man sieht, daß der Dampf nach den verschiedensten Seiten hin segensreich wirkt.

Wenn ich vorhin über diesen Zeitungsleser, der auch über-

morgen früh im Angesichte der Empire-City d. h. der Reichs- oder Kaiserstadt, wie die New-Yorker ihre Vaterstadt nennen, seine „Times" vom 4. Septbr. noch buchstabiren wird — wenn ich vorhin über ihn stolperte, so war das keineswegs Ungeschicklichkeit von mir. Man muß nemlich, um gewisse in Bezug auf Wind u. s. w. besonders günstig gelegene Stellen des Decks zu passiren, zwischen doppelten Reihen von besetzten Deckchairs einen wahren Eiertanz aufführen und über männliche und weibliche Beine hinwegturnen — und wenn da das Schiff einmal eine unerwartete Bewegung macht, so läßt sich ein kleiner Zusammenstoß nicht immer vermeiden.

„Auch über weibliche Beine? Haben denn die Amerikanerinnen Beine, über die man stolpern kann?" fragt vielleicht eine deutsche Leserin, die gehört hat, daß das „Bein" in Amerika verpönt ist.

Nun ja — allerdings haben die Amerikanerinnen Beine, und wenn ihre sogenannte Pruderie ihnen auch verbietet, von ihren Beinen zu sprechen, so verbietet sie ihnen doch nicht, dieselben zu zeigen. Mit dieser Pruderie ist es überhaupt ein eigen Ding; und man soll da nicht allzurasch Steine werfen. Auch wir Deutsche sind insofern prude, als wir viele natürliche Dinge nicht beim richtigen Namen nennen, und Den für unanständig halten, der sie beim richtigen Namen nennt. Ländlich sittlich — das eine Volk hält diesen, das andere jenen Ausdruck für unanständig — auf das Thun und Handeln hat dies keinen Einfluß. Es gibt in jedem Land hunderterlei Dinge, von denen man nicht sprechen darf, die man aber thun kann, thun soll, thun muß und natürlich auch thut.

Der Südwind wird heftiger und wir bekommen ziemlich starke Wellen von der Seite, so daß das Schiff etwas ins Rollen geräth. Es ist dies eine viel unangenehmere Bewegung als die des Vorwärtsstoßens gegen den Wind. Verschiedene werden schon seekrank, und die meisten Gesichter verrathen Alles andre, nur kein Behagen. Die Seekrankheit muß aber auch

ein recht fatales Ding sein. Soeben erzählte eine Amerikanerin, eine ihrer Freundinnen habe im Sommer auf der Fahrt nach Europa so sehr von der Seekrankheit gelitten, daß sie gar nicht mehr nach Amerika zurückfahren, sich also freiwillig verbannen wolle. Und ich habe einen Freund, einen wahren Hünen von Gestalt und sonst auch von Courage, dem die Seekrankheit vor einigen Jahren so bös mitspielte, daß keine Macht der Erde, keine Lockung des Ruhms und der Ehre und des Reichthums ihn nochmals aufs Meer bringen wird. —

Man kann nicht immer schreiben, lesen oder dem Meer zuschauen, und so betrachtete ich mir denn ein Stündchen die Spiele, welche auf dem Hinterdeck des Schiffs unter dem ausgespannten Segeltuch, das den Regen abhält, gespielt werden — und zwar von Alt und Jung. Zwei dieser Spiele sind meines Wissens in Deutschland nicht bekannt, scheinen mir aber recht empfehlenswerth. Jedenfalls unterhalten sich die Amerikaner bei ihnen vortrefflich. Das eine Spiel besteht darin, daß man Säckchen voller Steine oder Sand durch ein Loch wirft, welches in einem schräghingelegten, und hinten durch ein Bein gestützten Brett angebracht ist. Die Werfer stehen, je nach ihrer Stärke oder Geschicklichkeit mehr oder weniger weit von dem Loche. Das Spiel ist so einfach, daß es Jeder sofort spielen, und auch das nöthige Geräth überall leicht beschafft werden kann. Das Brett mit dem Loch liegt auf dem Boden, und die Stütze an dem vom Werfenden abgewandten Ende hat den doppelten Zweck eine schräge Lage hervorzubringen und die glücklich eingeworfenen Säckchen aufzufangen.

Das andere Spiel ist ebenso einfach: es werden kleine Seilringe (etwa $^1/_2$ Fuß im Durchmesser) so geworfen, daß sie auf einem etwa $1^1/_2$ Fuß hohen Holzstift hängen bleiben. Ein solcher Holzstift ist überall zu beschaffen. Der erste beste in die Erde gesteckte Pflock thuts auch, und die Ringe oder kleinen Reifchen kann man sich im Nothfall von Weiden oder sonst

biegsamen Gerten herstellen. Wer die meisten Ringe so wirft, daß sie um den Holzstift fallen und hängen bleiben, gewinnt, wie bei dem andern Spiel wer die meisten Säckchen (oder was es sonst ist) in das Loch hineinbefördert.

Das Ringspiel wurde von einem jungen, etwa 20jährigen, und einem älteren, vielleicht 50jährigen Mann gespielt — von letzterem, der eine große Geschicklichkeit bewies, mit besonderem Eifer. Ich erwähne dies, weil es typisch ist. Die Freude an Sport und Leibesübungen jeder Art ist von John Bull auf seinen Riesensohn übergegangen, und bildet in Amerika wie in England eine hervorstechende nationale Charaktereigenschaft. Mit unserem Turnen haben sich die Herrn Angelsachsen bis jetzt nicht befreunden können, und werden es wohl auch nie. Ihre Sports und Spiele, die meist auf Entwicklung der Körperkraft und Gewandtheit berechnet sind, ersetzen vollständig unser Turnen und sind weit unterhaltender. Und kein Engländer und Amerikaner, der nicht von frühester Jugend an bis ins Alter irgend einem Sport oder „athletischen Spiel" huldigte. Der Schulzwang, welcher bei uns jetzt glücklicherweise für das Turnen besteht, ist für diese Sports und Spiele in Amerika und England nicht nöthig. Jeder und so ziemlich auch Jede hat diesen Zwang in sich. Und dieser innere Zwang ist mehr werth als der äußere, der mit den Schuljahren aufhört. Die Zahl der Deutschen, die nach den Schuljahren das Turnen fortsetzen, ist außerordentlich klein — namentlich unter unseren Studirenden. Da sind die englischen und amerikanischen Studenten andere Kerle. Doch das ist ein Kapitel, das ich vielleicht später noch einmal eingehender behandle. Jedenfalls sind die Engländer und Amerikaner weit schnellfüßiger als die Deutschen, und Homer wußte, was Schnellfüßigkeit werth ist — sonst hätte er sie seinem Hauptheldeu nicht verliehen. —

Verschiedene Schiffe begegneten uns heute. Unter anderen auch ein deutscher Dampfer — wahrscheinlich vom Norddeut-

schen Lloyd aus Bremen —, der dasselbe Ziel hat wie wir. Er versuchte eine Wettfahrt, mußte jedoch nach einigen Stunden angesichts der Maschinen-Überlegenheit unseres Kolosses den hoffnungslosen Versuch aufgeben. Auch eine deutsche Brigg trafen wir — und wir kamen so hart an ihr vorbei, daß die Maschinen gestoppt werden mußten.

Sonntag, den 12. September. Der dritte Sonntag unterwegs, der zweite auf der See; er läßt sich gut an, die Sonne macht sichtlich Anstrengung, den Nebel zu durchbrechen, der uns umlagert, und es wird ihr auch gelingen. Einstweilen ist der Nebel aber, während es über uns schon ziemlich hell ist, auf dem Meere noch so dicht, daß das Nebelhorn, welches mich früh gegen fünf schon weckte, noch jede halbe Minute seine furchtbare Stimme ertönen läßt. Die Schiffsuhr zeigt in diesem Augenblick 8½. Auf meiner Uhr, die ich seit der Abfahrt nicht gestellt habe, ist es dreiviertel auf ein Uhr — englische Zeit. Wir haben also über sieben Achtel der Differenz zwischen Liverpool gewonnen und werden übermorgen in aller Frühe den Rest gewonnen haben und um 5 Stunden verjüngt sein, die wir allerdings auf der Rückfahrt wieder verlieren. Vielleicht kommen wir schon in der Nacht nach New-York. —

Obgleich der Himmel blau ist, bin ich wie in dichtem Wasserdampf, und Tropfen fallen auf mich herab — von den nebeldurchnäßten Tauen und Segeln. Alles was man anrührt, ist wie aus dem Wasser gezogen, und den Kleidern auf dem Leib ergeht es nicht viel besser. Haar und Bart triefen — und dabei scheint die Sonne. Wenn man auf dem Meer ist, begreift man, wo der viele Regen herkommt. —

Irgend eine Lady klimpert unten — ich sitze nemlich auf dem Oberdeck, und habe so die Musik zu Füßen. Seit die Furcht vor der Seekrankheit vorbei, haben sich ein paar musikalische Damen hervorgewagt, und ein junger musikalischer

Herr. Gesungen hat aber noch Niemand einen Ton, seit wir im Schiff sind — wenigstens Niemand von der Salon-Gesellschaft. Vorn die Steerage-Passagiere, die plebejischen Zwischendecker sind etwas lustiger, obgleich sie's lange nicht so gut haben wie wir. Sie singen und tanzen zu einer Ziehharmonika. Allerdings nur ein einseitiger Tanz, da die unter Deck streng aufrecht erhaltene Trennung der Geschlechter von dem deßhalb wohl schmollenden weiblichen Theil auch über Deck durchgeführt wird, so daß die jungen Männer, meist Arbeiter, unter sich tanzen müssen, und die Damen nur als Zuschauerinnen Theil nehmen.

Das Wetter ist prachtvoll geworden — kein Lüftchen regt sich, und die Sonne, welche von dem besiegten Nebel nur ein paar zierliche weiße Wölkchen übrig gelassen hat, schießt glühende Pfeile herunter, die uns einen Vorgeschmack der Hitze geben, die — wie mein Amerikaner mir sagt — jetzt in New-York herrschen muß.

Noch 20 Stunden höchstens und wir verlassen unser Schiff. Ein Schiff, auf dem man längere Zeit sein muß, hat immer etwas gefängnißartiges. Anfangs merkt man das nicht, aber mit jedem Tag tritt die Ähnlichkeit mehr hervor; und wenn ich meinen vorgeschriebenen Gang in vorgeschriebenem Kreis mache — und bringe ich noch so viel Abwechslung hinein —, so fühle ich mich mitunter unwillkürlich in einen Gefängnißhof versetzt. Freilich einen sehr angenehmen — mit dem Schiffsgeländer statt der Mauern, und mit dem Ausblick auf den weiten Ozean statt auf schmutzige Dächer von Häusern, die man nicht zu sehen bekommt. Kein Zweifel, es ist ein schönes, wenn auch kein „fideles" Gefängniß, in das wir jetzt eingesperrt sind. Die Servia ist zwar nicht das größte, sondern nur das drittgrößte Schiff der Cunard-Linie — zwei andere haben ein paar hundert Tonnen mehr*) — aber sie soll das bestge-

*) Die Etruria hat 7750, die Umbria 7718 Tonnen — gegen 7391 der Servia.

baute Boot sein, schwankt am Wenigsten von allen, und ist wundervoll eingerichtet. Sämtliche Räume, auch die einzelnen Kabinen sind mit elektrischem Licht (Glühlicht) beleuchtet und die Ausstattung ist durchweg eine vortreffliche — zweckmäßig und bequem, und in den Gesellschaftssälen, wie schon gesagt, geradezu fürstlich. Wir haben eine eigene Bibliothek, eine eigene Druckerei — in der die täglichen Speisezettel u. s. w. gedruckt werden —, ein Rauchzimmer, ein Musiksaal und zwei Speisesalons, den einen für die Salonpassagiere, den andern — einen Stock tiefer — für die Dienerschaft, die kleinen Kinder, die Matrosen und die unteren Schiffsbeamten. Und dabei sind die Räumlichkeiten noch gar nicht inbegriffen, in welchen die sogenannten Intermediates (Passagiere 2. Klasse) und Zwischendeckler untergebracht sind. Eigentlich gibts keine zweite Klasse. Die Salonpassagiere haben je nach der Größe und Einrichtung der Kabinen verschiedene Preise zu bezahlen, aber sie haben alle das gleiche Essen und die gleichen Rechte in allen Gesellschaftsräumen. Die Intermediates sind bloß Zwischendeckler mit etwas mehr Bequemlichkeit. Im Ganzen ziehe ich das englische System, nach welchem es nur e i n e Klasse von Salonpassagieren gibt, dem deutschen vor, welches zwei von einander getrennte Klassen hat. Dabei sind die billigeren Preise für Salonbillets erster Klasse nicht wesentlich theurer, als die Fahrkarten zweiter Klasse auf deutschen Dampfern — 15 Pfund Sterling für die einzelne Fahrt, 26 Pfund für die Hin- und Rückfahrt. Die Verpflegung ist ganz vorzüglich — allerdings in Bezug auf Kost eine Mischung englischer und amerikanischer Küche, in die der Deutsche sich nicht immer gleich findet. Nachstehende Frühstücks-Speisekarte wird einen Begriff geben. Aufs Doppelte erweitert, mit Suppen, Eis 2c. versehen, ist sie so ziemlich auch die Speisekarte für die übrigen Mahlzeiten.

Fish, Fisch; Fresh Cod, Frischer Stockfisch. Yarmouth Bloaters, Geräucherte Yarmouth-Häring. — Hot Dishes, Heiße Speisen: Beef Steaks, Beefsteaks. Mutton Chops, Hammel-

cotelettes. Irish Stew, Irische Fleisch-Kartoffeln. Broiled Ham, Gebratener Schinken. Broiled Bacon, Gebratener Speck. Omelettes, Eierkuchen. Boiled Eggs, Gekochte Eier. Scrambled Eggs, Rühreier. Boiled Potatoes, Gekochte Kartoffeln. Fried Potatoes, Gebratene Kartoffeln. Boiled Hominy, Gekochter Mais. Oatmeal Porridge, Haferbrei. — Cold Dishes. Kalte Speisen: Corned Round of Beef, Rinderbraten. Roast Chikens, Gebratene Hühnchen. Pigeon Pies, Taubenpasteten. Beets, Rothe Rüben. Oranges, Apfelsinen. Preserves, Eingemachte Frucht. Tea, Thee. Coffee, Kaffee. Chocolate, Chokolade.

Und das, wohlgemerkt, ein erstes Frühstück!

Die Bedienung läßt nichts zu wünschen übrig — kurz, ich kann die Cunard-Linie meinen Landsleuten nur aufs Wärmste empfehlen. Natürlich wer direkt von Deutschland geht, und der englischen Sprache nicht kundig ist, thut besser, mit einem Hamburger oder Bremer Schiff zu fahren. Und bei dieser Gelegenheit will ich bemerken, daß die Beamten der Cunard-Linie mir gegenüber, mit der die Engländer auszeichnenden Fairneß (Gerechtigkeit), den deutschen Linien, namentlich dem Bremer Lloyd das höchste Lob spenden. —

Im Ganzen mögen, die ungefähr 250 Köpfe betragende Mannschaft mitgezählt, an Tausend Personen in unserem schwimmenden Palast sein.

Von der Größe desselben — das Längenmaß habe ich bereits mitgetheilt — wird man eine annähernde Vorstellung bekommen, wenn ich mittheile, daß unter unserem riesigen Speisesalon sich der fast ebenso große, wenn auch nicht gleich glänzend ausgestattete Speisesalon zweiter Klasse befindet, und darüber zwei Verdecke — also vier Stockwerke ohne die unteren Schiffsräume, in denen die Waaren sind. Die beiden Schornsteine, zu denen Maschinen von entsprechenden Dimensionen gehören, sind so groß, daß in jedem bequem ein Tänzchen gewagt werden könnte. —

Das Wetter ist fortwährend herrlich; Alles ist auf den

Verdecken; man merkt schon die Nähe des Lands; vorhin kam ein erschöpfter Vogel auf das Verdeck, unmittelbar neben mich, kroch aber so schnell unter eins der Boote und versteckte sich so gut, daß wir ihn nicht fangen konnten. Es schien eine Drossel zu sein, mit blauem Gefieder. Auch die Schiffe werden zahlreicher; wir haben heute nicht weniger als 5 Dampfschiffe gesehen, die von oder nach Amerika fuhren. Die hinfahrenden wurden sämmtlich von uns überholt. Heute Nacht — vermuthlich schon vor 12 Uhr — erreichen wir die Rhede von New-York, werden aber die Fluth abwarten müssen, um über die Barre zu kommen. —

Man mag der größte Wasseranbeter und Meerschwärmer sein, man freut sich doch immer, wenn man wieder aufs Land kommt — und seit dem Tage der Abfahrt ist unsere Schiffsgesellschaft nicht so lustig und munter gewesen als heute Abend. Eine Lady versuchte sogar zu singen, ließ es aber glücklicherweise beim Versuch bewenden.

Es donnert und blitzt, während wir in die Harbour von Newyork einfahren — Donner und Blitz, bei der Abfahrt, Donner und Blitz bei der Ankunft — zwiefach gutes Omen! —

Montag Morgen ½6. Wir fahren jetzt über die Barre, nachdem wir seit Mitternacht vor derselben vor Anker gelegen. — Das Wetter, wie es nicht schöner sein kann. Der untergehende Vollmond lächelt uns freundlich zu von der Spitze des Sandyhook — während rechts und links die Küste emportaucht. —

„You are a German, I hear — Sie sind ein Deutscher, wie ich höre," redete mich ein Amerikaner an, mit dem ich noch nicht gesprochen, und erbietet sich zum Cicerone. „Die Deutschen sind uns sehr willkommene Mitbürger; sie sind fleißig und von derselben Rasse, aber die Irish . . . .

(Irländer)!" Und nun gings über den armen Paddy*) her, den ich möglichst in Schutz nahm. Dieses Vorurtheil ist jedoch leider allgemein und tiefeingewurzelt. Der Amerikaner paradirte natürlich die Größe und die Herrlichkeit seines Vaterlands, hielt es indeß, als höflicher Mann für nothwendig, auch meinem Vaterland einige Komplimente zu machen. „Of course we have not such glorius memories oft the Past as you have, and are not so far in Science and Art." (Natürlich haben wir keine so ruhmreichen Erinnerungen der Vergangenheit, wie Sie, und sind nicht so weit in Wissenschaft und Kunst.) Ich konnte ihm wahrheitsgetreu nur antworten: „I should with pleasure give our Past for your Present; and as for Science and Art, they are international, and what we have belongs to you as well as to us. It is your immense advantage that you have no Past." — (Ich würde Ihnen gern unsere Vergangenheit für Ihre Gegenwart geben; und was die Wissenschaft und Kunst betrifft, so sind sie international, und was wir haben, gehört Ihnen so gut wie uns. Es ist Ihr unermeßlicher Vortheil, daß Sie keine Vergangenheit haben.)

Er nickte mit dem Kopf, und erklärte weiter.

Inzwischen ist's beinahe 6 Uhr geworden. Ein Goldschimmer fällt auf die dämmernden Wogen. Ich sehe mich um. Hinter dem Schiff blitzt die Sonne empor und scheint auf das Riesenbild der Freiheit, das als Symbol der großen transatlantischen Republik über das Meer nach Osten schaut.

Sei mir gegrüßt, neue Welt!
Und auf Wiedersehn, schönes Meer!

Newyork, Dienstag den 14. September. Gestern glücklich in den Hafen eingelaufen und die Schrecknisse des Custom-

*) Nationaler Personennamen der Irländer, wie John Bull der Engländer.

house (Zollhauses) durchgemacht. Gepäck wurde von den Römern schon als Hinderniß — impedimenta — bezeichnet. Wehe dem, der auf Reisen mit solchen Hindernissen versehen ist. Dreimal wehe dem, der, von einem überfüllten Dampfer kommend wie ich, ein amerikanisches Zollamt zu passiren hat. Dieses Drängen, dieses Chaos der Passagiere, die unter den Bergen von Koffern, Kisten und Kästen das Ihrige suchen! Und diese Szenen der hülflosen Verzweiflung! — Genug, es ist überstanden. Und auch der erste Tag in Newyork ist überstanden. Aber fragt mich nicht wie. Die Augen thun mir noch weh, von dem raschen Wechsel der überraschenden Schauspiele, und das Hirn von dem vielen Neuen und Unerwarteten, und die Hände von den verschiedenen Händedrücken der Freunde, deren es hier ja fast mehr gibt, als in der alten Heimath. Sie sind so zahlreich die abgesplitterten Bruchtheile unserer Nation, die wie Wanderblöcke von der Fluth der verschiedenen Deutschen Volksbewegungen seit 1848 hier hergeschwemmt und abgelagert wurden. Binnen wenigen Stunden hatte ich, in der Person von Landeskindern, sämmtliche deutsche Vaterländer und Nationalitäten durchkostet.

Von einem bestimmten Eindruck und Urtheil kann unter solchen Verhältnissen natürlich nicht die Rede sein. Es ist ohnehin so schwer, sich in Ländern, die uns in der Entwickelung voraus sind, zurecht zu finden. In Ländern, die hinter uns zurück sind, ist es ja leichter. Ich weiß noch, wie es mir mit England erging. Nach 5 Wochen glaubte ich, es in- und auswendig zu kennen. Und nach 5 Jahren begriff ich, daß ich erst anfangen mußte, es kennen zu lernen — obgleich ich mir redlich Mühe gegeben, die Verhältnisse — Menschen und Dinge — zu studiren.

Im Ganzen hat bis jetzt Newyork meinen Vorstellungen nicht entsprochen. Ich hatte mir die Stadt lebendiger und geräuschvoller vorgestellt, und den Broadway weit weit schöner und glänzender. Ich fand nicht viel mehr Leben und Lärm in den

Straßen als in Berlin, lange nicht so viel wie in London, und der Broadway, von dem ich solche Wunderdinge gelesen, ist sicherlich nicht schöner und glänzender als die Regent Street und andere Londoner und Pariser Straßen. Und jedenfalls viel schmutziger. Der Schmutz in den Straßen und das erbärmliche Pflaster fielen mir beim ersten Schritt aus den Docks auf. Es hatte Tags zuvor geregnet, und man konnte in den Pfützen versinken. Und außer dem regulären Straßenschmutz noch Abfall aller Art.

Das ungezwungene Wesen macht sich aber sofort bemerklich und fühlbar. Und zwar ist diese Ungezwungenheit, diese „schrankenlose Freiheit" gleichmäßig an den Dingen und an den Menschen zu finden. Jeder Mensch und jedes Haus hat seinen eigenen Stil, wenn ich mich so ausdrücken darf. Und so entsteht eine Originalität und Mannigfaltigkeit des Stils —, eine Anarchie des Stils, die zur absoluten Stillosigkeit wird.

Bei meinen Wanderungen kam ich heut an ein kleines Haus, das sich außer durch seine Kleinheit nur noch durch zwei große steinerne Löwen auszeichnete, die mir sonderbar bayrisch vorkamen. Und bayrisch waren sie auch, wie ich erfuhr. Dieses Häuschen wurde nemlich von Lola Montez erbaut, als sie nach der Katastrophe des Jahrs 1848 in die neue Welt verschlagen worden war. — Es wurde erbaut mit dem bayrischen Geld, welches der königliche Geliebte seiner Lola verehrt, und zur Erinnerung an den bayrischen Ursprung des Gelds wurden die zwei Löwen hingesetzt. Die arme Lola, ich sah sie nach ihrer Flucht aus München in Zürich. Sie war besser als ihr Ruf. Die Jesuiten, denen sie den nahrreichen Karpfenteich aufgewühlt, haben ein schlimmes Bildniß von ihr entworfen, und der gemüthliche deutsche Spießbürger hat es auch als baare Münze genommen. Thatsache ist, daß ihr Hauptverbrechen darin bestand, daß sie etwas gescheidter war als ihre Umgebung; daß sie die Geliebte eines Königs war, der nicht immer

einen so guten Geschmack hatte; und daß sie das Verhältniß etwas ernster nahm, als eine richtige, d. h. edelgeborene und edelerzogene Dame der Welt es gethan hätte. Denn Lola Montez war eine Proletarierin und eine Irländerin — also doppelt Proletarierin.

Sie ist im Elend gestorben und am Elend — lange nachdem das Haus hier in Newyork von den Gläubigern versteigert war. Jetzt ist's aber wieder in die Familie gekommen, wie ich höre: das heißt es wurde von dem einzigen Kind der unglücklichen Königsgeliebten — einer Tochter, die eine reiche Heirath gemacht — zurückgekauft und ist jetzt in deren Besitz.

Briefe.

Newyork den 15. September.

Während Newyork selbst mich einigermaßen enttäuscht hat, sind in Bezug auf die Schönheit der Bay und des Hafens meine kühnsten Erwartungen weit übertroffen worden. Die Einfahrt nach London, Liverpool, Hamburg und andern mir bekannten Häfen — Konstantinopel und Neapel kenne ich nicht — sind auch nicht annähernd mit der Einfahrt nach Newyork zu vergleichen. Sobald man den prachtvollen Leuchtthurm von Sandyhook in Sicht bekommt, hören die Überraschungen nicht mehr auf. Das hügliche Waldland, zu beiden Seiten sich mehr und mehr nähernd, die Hunderte und Hunderte von Schiffen jeder Art und Gestalt, welche die sich verengende Bay beleben; dann das natürliche Felsen-Thor der „Narrows", durch Forts noch künstlich befestigt, welche den wunderbaren Hafen verschließen, wie ein Korkstöpsel eine Flasche verschließt; — und dieser Hafen, mit seinen Tausenden und Tausenden von Schiffen, mit seinen herrlichen Ufern, deren zahllose Villen den Reichthum und die Größe der allmählich vor uns sich erhebenden Metropole der neuen Welt bekunden — und dann dieses ungeheuere Häusermeer, das hinter dem Riesenbilde der Freiheit — einem Geschenk der Franzosen — auftaucht, — in der Mitte das eigentliche Newyork, eine Insel, umspannt von den zwei gewaltigen Armen des Hudson, zur Rechten Brooklyn, für sich allein eine Stadt fast so groß wie Berlin, und zur Linken Hoboken — diese drei Städte zusammen eine Stadt bildend,

größer und volkreicher als alle Städte der alten Welt mit alleiniger Ausnahme von London — das ist ein Panorama, wie die Welt kein zweites zu bieten hat. Denn soll auch die Bay von Neapel und das goldene Horn und, wie mir ein amerikanischer Schiffskapitän sagte, die Bay von Rio Janeiro sich an Größe und Schönheit mit der Bay und dem Hafen von Newyork messen können, so fehlt ihnen doch — Newyork.

Das verwünschte Zollamt scheucht freilich für den Augenblick, oder richtiger für die Zeit, während es uns in seinen Klauen hat, jede Poesie fort, indeß das will wenig besagen, sintemalen Newyork eine sehr unpoetische Stadt ist, und auch ohne Customhaus die Poesie verscheuchen würde. Daß man sich in einer Stadt befindet, die gewissermaßen ein Kehrrichthaufen aller möglichen Nationalitäten ist, das merkte ich bei dem ersten Gang auf die Straße. Ein Neger und ein Chinese drängten sich an mich heran, um mir die Stiefel von dem urwüchsigen Schmutz, der mir nach dem ersten Schritt in der neuen Welt anklebte, zu reinigen. Und auf dem Weg nach meinem Hotel kamen wir durch Stadtviertel, in denen bloß Deutsche, durch andere, in denen bloß Chinesen, durch wieder andere, in welchen bloß Italiener wohnen — durch irische, schwedische, und der Himmel weiß was sonst noch für Quartiere. Kurz ein Rendezvous sämmtlicher Nationalitäten der Welt, ein wahres Elsaß, das heißt Allsassenheim (Alsatia), wo Alles sich hingesetzt hat, seßhaft geworden ist. In London sieht man auch viele Fremde, und gibt es namentlich auch sehr viele Deutsche und Irländer; doch mit Ausnahme der letzteren, die indeß auch nur Britten zweiter oder gar dritter Klasse sind, — wo nicht klassenlose Pariahs — ist der Fremde, den man in London sieht, ein Fremder, a foreigner. Hier aber ist er einheimisch, er ist — mit Ausnahme der frisch Eingewanderten und der Chinesen, die sich nicht assimiliren, ein amerikanischer Bürger, civis Americanus — und dieses Gemisch aller möglichen Nationalitäten der Welt ist das ame-

rikanische Volk — nicht die amerikanische Nation. Von einer solchen zu reden, wäre lächerlich, denn das amerikanische Volk ist das denkbar schärfste Gegentheil einer Nation — die denkbar kräftigste Negation und reductio ad absurdum des sogenannten Nationalitätenprinzips.

Newyork 18. September.

Ehe ich die Reise hierher antrat, und unterwegs auf dem Schiff, sagte man mir wiederholt: „Freuen Sie sich, daß Sie nicht im Sommer nach Newyork gekommen sind: die Sommerhitze ist dort einfach unerträglich." Nun, als ich hier landete, war die Temperatur recht angenehm — ein Gewitter hatte Tags zuvor die Luft gereinigt, und eine frische Brise milderte die Sonnenstrahlen. Nur in den Häusern fand ich es nicht behaglich. Die Ventilation ist in Newyork durchgängig höchst mangelhaft, oder richtiger es ist gar keine vorhanden. Durch den harten Winter sind die Amerikaner nemlich genöthigt worden, den englischen Kamin, der eine natürliche Ventilation bildet, aufzugeben und die Ofenheizung — allerdings mit sehr vervollkommten Öfen — einzuführen. Hierdurch sind sie, wie ja leider auch wir in Deutschland, dazu gekommen, sich gegen die frische Luft abzusperren und, gleich uns, vor dem „Zug" eine lächerliche Angst zu empfinden. Biergärten oder sonstige öffentliche Lokale, wo man im Freien unter Bäumen sitzt, gibt es hier fast gar nicht, und trotz der mäßigen Temperatur schwitzte ich deshalb weit mehr, als ich bei gleicher Temperatur in Deutschland oder England geschwitzt hätte. Gestern trat nun plötzlich eine sehr heftige Sommerhitze ein. Der Wind hörte auf, und der erste Besucher, den ich gestern hatte, trat — $^1/_2$9 Uhr Morgens — mit dem Taschentuch in der Hand herein und wischte sich den Schweiß von der Stirn mit dem ominösen Bemerken: „So heiß und schwül ist's den ganzen

Sommer nicht gewesen. Jetzt können Sie sich eine Vorstellung von unserem Sommerklima machen." Nun, es wäre mir lieber gewesen, ich hätte sie mir nicht zu machen brauchen. Ich bin ziemlich abgehärtet gegen Hitze wie gegen Kälte, allein diese schwüle Hitze ist nicht mehr gemüthlich, und ich werde froh sein, wenn das richtige Herbstwetter zurückkehrt. Die kühlenden Getränke, die hier in großer Mannigfaltigkeit und seltener Güte vorhanden sind, schaffen nur für den Augenblick Linderung, vermehren dann aber das Peinliche der Hitze-Empfindung, so daß ich sehr bald zu meiner, auf Sommerreisen erworbenen Praxis griff, das Trinken auf das allernothwendigste zu beschränken, und mich sogar durch das Roheis, welches hier von außerordentlicher Reinheit und Billigkeit ist, nicht verführen lasse.

Es ist ein altes Wort, wenn auch leider nicht immer richtig: wo ein Übel ist, hat die Natur das nöthige Heilmittel daneben gesetzt. Hier trifft das zu. Das Heilmittel heißt: Obst. Nie in meinem Leben habe ich so prächtiges Obst gesehen und so massenhaft: Melonen, Äpfel, Birnen und vor Allem die unvergleichlichen Pfirsiche — doppelt so groß und saftig, und zehnmal so wohlschmeckend wie bei uns — außerdem Bananen und andere tropische Früchte, die ich in Deutschland noch nicht gesehen. Von dem Obstreichthum Amerikas macht man sich keine Begriffe. Und da Amerika die verschiedensten Breitegrade umfaßt und die Amerikaner den Raum überwunden haben, so erhalten wir hier die Früchte der gemäßigten Zone neben denen der Tropen. Auch Trauben in unglaublicher Menge und — wie alles andere Obst — außerordentlich billig. Sie haben jedoch zum Theil einen eigenthümlichen an schwarze Johannisbeeren erinnernden Geschmack, an den man sich indeß bald gewöhnt. Jedenfalls gibt es in Amerika Trauben, die einen vortrefflichen Wein liefern. Bei unseren deutschen Landsleuten Gebr. Flegenheimer, die hauptsächlich mit amerikanischen Weinen handeln, habe ich einheimischen, namentlich Kalifornischen Wein von überraschender Güte gefunden

und zu Preisen, die meiner Ansicht nach sogar den Absatz in Deutschland ermöglichen würden. Nach dem, was ich über die Entwicklung des Weinbaus in Amerika erfahren, habe ich keinen Zweifel, daß derselbe eine große Zukunft hat; und bei dem ungeheueren Umfang der durch Klima, Lage und Bodenbeschaffenheit für den Weinbau geeigneten Landflächen ist es sehr wahrscheinlich daß die amerikanische Weinproduktion, die europäische ebenso überflügeln wird, wie die amerikanische Getreideproduktion die europäische Getreideproduktion überflügelt hat. A wonderful country indeed. (Ein wunderbares Land in der That.) —

Die ganz neue Scheere, mit der ich diesen Augenblick etwas zerschneiden mußte, ist seit gestern verrostet. Das ist eine Eigenthümlichkeit des hiesigen Klimas, wenigstens bei der Hitze, wie wir sie jetzt haben: die Luft ist so mit Wasserdünsten geschwängert, daß man sich in einem Dampfbad glaubt, und daß sich Alles feucht anfühlt. Wenn ich meinen Stock nehme, muß ich den Griff erst trocknen. —

Vorgestern Abend machte ich einen Spaziergang ins Freie — nach Highbridge, der Nordspitze des Manhattan-Eilands, auf welchem Newyork liegt, und von wo aus die Stadt mit Wasser versorgt wird. Von der Hochbahn — Elevated Railway — die auf Eisenposten über den Straßen weg zwischen den Häusern läuft, und durch ihre Konstruktion und ihren Betrieb all unsere europäischen Begriffe über den Haufen wirft — also von der Hochbahn marschirten wir sofort in die kleinen Restchen Urwald, welche der Mensch hier noch gelassen hat. Aber schön sind diese Restchen — eine überaus üppige Vegetation, was jedenfalls mit der feuchten Atmosphäre zusammenhängt, und wesentlich von der unsrigen verschieden, wenn auch der allgemeine Charakter so ziemlich derselbe ist. Viele der Bäume und Sträucher waren mir nur aus unseren botanischen Gärten bekannt, und die Waldblumen waren fast sämmtlich anders als die unsrigen. Nur wenige Vögel konnte ich erblicken — unser europäischer Sper-

ling, der vor etlichen dreißig Jahren künstlich eingeführt wurde, kommt nur in kleinen Gruppen vor und ist — wahrscheinlich deshalb — noch nicht im Besitz jener urwüchsigen Unverschämtheit, welche ihn bei uns auszeichnet. Von sonstigen Vögeln sah ich einige häßlich schnarrende kleine Papageien, von einem Singvogel jedoch keine Spur. Dagegen viele Insekten — Fliegen, auch Muskitos, die unseren Rhein-, Main- und Pleißenschnaken ähnlich sind wie ein Ei dem andern, — Schmetterlinge, Käfer und Millionen von Grillen, die weit größer sind als die unsrigen und Alles mit ihrem scharfen Gezirp erfüllten.

Obgleich in unmittelbarer Nähe der Stadt, ist die Natur hier noch theilweise natürlich und jungfräulich, und dank den mächtigen Felsen, die nackt zwischen den Bäumen hervorquellen, oft wildromantisch. Newyork liegt nemlich auf gewaltigen Felsen von Urgestein — niggerhead nennen sie es hier, auf deutsch „Negerkopf", weil die Negerschädel für das non plus ultra der Härte gelten — Felsengestein so hart, daß nur der Dynamit es wegräumen kann. Diese Gesteinart ist hier an der ganzen Küste verbreitet und auch das Hellgate — Höllenthor — das nach mehreren Sprengversuchen wenigstens seiner Hauptgefahren entkleidet worden ist, besteht aus diesem stahlharten Felsen — dem rocher de bronce der Neuen Welt, auf welchem sich auch die Riesenstatue der Freiheit erhebt. Oder erheben soll, denn sie ist noch nicht fertig, wird es aber im Laufe des Herbstes werden. Sie ist ein Gegenstück der Germania vom Niederwald und in mancher Beziehung ihr Gegensatz. Sie ist kein Denkmal des Nationalstolzes, kein vae victis! in Stein und Erz — sie wendet sich an alle Völker der Erde, verkündet Allen das Evangelium der neuen Zeit, und öffnet Allen, die mühselig sind und beladen, die Pforten der neuen Welt.

Tagebuch.

Newyork, den 18. September. Das hiesige Straßenleben will noch immer keinen imponirenden Eindruck auf mich machen, obgleich ich mir Mühe gegeben, es zu den lebendigsten Tageszeiten zu studiren. Es ist in den Straßen Newyork's entschieden viel ruhiger als in den Straßen von London. Trotz des miserablen Pflasters lang nicht so viel Wagengerassel als z. B. in Fleetstreet, Strand und Oxfordsstreet, — und zwar aus zwei Gründen: erstens, weil es viel weniger Wagen sind, und zweitens, weil die Wagen viel langsamer fahren. Letzteres hat mich am meisten überrascht. Ich hatte gedacht, als go ahead people*) par excellence seien die Amerikaner in all ihren Bewegungen noch weit geschwinder als die Engländer. Dies ist aber, in Newyork wenigstens, entschieden nicht der Fall. In den großen Städten des Innern soll und wird es ja anders sein. Dort im „Westen", und „fernen Westen", d. h. dem neuen Westen, der sich an den Stillen Ozean anlehnt — dort ist ja das eigentliche Amerika, die wirkliche neue Welt. Newyork ist ein Welt-Hafen, und alle diese Welt-Häfen sind einander in Vielem ähnlich und für die neue Welt ist Newyork eine sehr alte Stadt, die obendrein noch holländisches Blut in den Adern hat, und deren holländisches Gepräge noch nicht ganz

*) Schnell fortschreitendes Volk. Go ahead! vorwärts! Voran! ist das amerikanische Losungswort.

abgeschliffen ist — wurde Newyork doch von den „Mynheers“ gegründet, die nicht gerade im Rufe allzugroßer Geschwindigkeit stehen, obgleich sie, nach meinen persönlichen Beobachtungen immerhin uns Deutschen an Schnelligkeit der Bewegung noch weit „über“ sind. —

Briefe.

Newyork, den 20. September.

Vorgestern machte ich einen weiteren Ausflug in die Umgegend — zu Schiff von der „Battery“ an der Westspitze der Insel, auf welcher Newyork liegt — durch den herrlichen Hafen hinüber nach Staten-Island, wo wir theils zu Eisenbahn, theils zu Pferdebahn, theils zu Fuß nach Fort Clifton uns begaben — dem einen der beiden Forts, die an den sogenannten Narrows, den Eingang oder richtiger die Einfahrt in den Newyorker Hafen vertheidigen. — Das Fort gegenüber heißt Fort Hamilton. — Von der Höhe des Forts herab hat man einen prachtvollen Fernblick, links nach dem Hafen und der Stadt, oder den Städten — rechts nach dem Meer und nach den Küsten von Long-Island. Das Fort ist nicht sehr stark, und wird auch nicht sehr ernst genommen. Mit den neuen Geschützen, sagte mir mein Begleiter, könnte es in less than no time — in weniger als keiner Zeit — zusammengeschossen werden. Allein wer sollte es zusammenschießen? Die Amerikaner sind so glücklich, keine auswärtige Politik zu haben. Leben und leben lassen ist ihr, vielleicht nicht sehr ritterlicher dafür aber desto praktischerer und nahrhafterer Grundsatz. „Nun — es wäre trotzdem möglich, daß Amerika einmal in einen Krieg mit europäischen Mächten verwickelt würde. Was dann?“ „Well,“ lautete die lakonische Antwort, „das erste halbe Jahr würden wir fürchterliche Prügel bekommen, dann aber hätten wir den Krieg gelernt und würden mit der ganzen Welt fertig.“ —

Oben auf dem höchsten Punkte des Forts fand ich auch einen — Soldat; der erste, den ich in der neuen Welt gesehen. Er stand ganz stolz da — ein Gegenstand der Be- und Verwunderung für mich und ein Dutzend Amerikaner, die sich das fremdartige seltene Ding andächtig betrachteten. Mit Ausnahme der paar Mann, die in den Küstenforts liegen, gibts in dem ganzen ungeheuren Land keine Soldaten — bloß an der Grenze zerstreut, wo sie die Indianer zu bewachen haben. Da haben wir Deutsche es besser — wir sind auch im Innern bewacht, und wie! Als ich meinem Amerikaner sagte, wir Deutsche könnten ihnen mit 500,000 Soldaten im Frieden aufwarten, und mit 1½ bis 2 Millionen im Krieg, gleich am ersten Tag — da meinte er, wir müßten ein sehr sehr reiches Volk sein, daß wir uns einen solchen Luxus erlauben könnten.

In der Nähe, wurde mir gesagt, sei ein Indianerlager. Da ich in Amerika noch keine Indianer entdeckt hatte, trotz aufmerksamen Ausschauens, wollte ich nach dem Lager gehen; erfuhr jedoch zum Glück noch rechtzeitig, daß dies dasselbe „Indianerlager" ist, welches in den Hauptstädten Europa's von irgend einem beliebigen Barnum ausgestellt worden war zum großen Gaudium unserer Lederstrumpfbegeisterten Schuljugend. Und ich ging nicht hin. Traurige Überbleibsel einer absterbenden Rasse in einer Jahrmarktsbude mit bretterumzäuntem Hof zusammengedrängt — das ist ein Anblick so traurig, daß ich ihn mir lieber versage. Einen Menschen sterben sehen, ist fürwahr kein Vergnügen, und nun gar eine ganze Rasse, die einst einen großen Welttheil beherrschte!

Wir kamen an verschiedenen „Parks" vorbei. Das sind aber keine Parks in unserem Sinn, sondern Reste des alten Urwalds, die irgend ein Privatmann sich gekauft und erhalten hat. Gepflegte Wälder, Kunstwaldungen, um mich so auszudrücken, hat man in den Vereinigten Staaten noch nicht. Mit den Bäumen ist's hier wie mit den Menschen. Das unbeschränkteste laissez faire, laissez aller — das „freie Spiel" der

Natur und der individuellen Kräfte. Was, und wer sich behaupten kann, steht — was und wer nicht, fällt, und kein Hahn kräht darnach. Bis jetzt ist es ja gegangen, und Amerika hat Fortschritte gemacht, wie kein anderes Land der Erde auch nur annähernd gemacht hat. Allein man beginnt schon zu lernen, daß das laissez faire, laissez aller schließlich zu Anarchie und Verwüstung führt. Die Waldverwüstung hat schon so unangenehme Wirkungen gehabt — Überschwemmungen und selbst Holzmangel hier und da — daß man in einigen Staaten bereits mit Waldkultur beginnt. Und mit dem gesellschaftlichen oder menschlichen laissez faire, laissez aller wird man bald ähnliche Erfahrungen machen, die zu planmäßiger, geregelter Organisation führen werden.

Auf dem Heimweg, nachdem wir durch den feenhaft erleuchteten Hafen unter Musik nach dem Landungsplatz der Battery zurückgefahren, bestiegen wir die Elevated Railway, die uns im Flug durch viele Meilen lange Straßen in die Nähe unserer Wohnung brachte. Diese Hochbahnen sind mit den unsrigen gar nicht zu vergleichen. Sie haben überhaupt, meines Wissens, ihres Gleichen nicht in Europa. Daß eine Eisenbahn quer über die Straßen weggeht, das haben wir in Berlin, London u. s. w. Aber diese Newyorker Bahnen laufen längs der Straßen über die Straßen weg, sie bilden eine zweite Straße über der unteren eigentlichen Straße; und die Kühnheit ist geradezu verblüffend, mit der sie auf einfachen Eisenpfeilern in die Luft gebaut sind. Die Pfeiler stehen nemlich nicht auf jeder von beiden Seiten der Straße zu zwei, sondern es sind einzelne, in bestimmter Entfernung einander folgende Pfeiler, welche auf der einen Seite die Up-, auf der anderen die Down-Railways tragen (die Bahnen mit den Geleisen für die Fahrt „aufwärts", und für die „abwärts" d. h. von und nach der Hafenseite), und — jedoch nur in den schmäleren Straßen — oben durch leichte eiserne Balken mit einander verbunden werden. Man begreift kaum, wie diese hängenden Eisenbahnen, die ein

ELEVATED

tausendmal größeres Weltwunder sind, als die hängenden Gärten der Semiramis, die Last der beständig hin- und herfausenden Züge zu tragen vermögen. Und doch thun sie es; und ein nennenswerthes Unglück ist noch nicht vorgekommen. Die Ordnung und Ruhe, mit welcher der wunderbar verwickelte und großartige Betrieb sich vollzieht, ist an sich ein Wunder. Und diese Windungen und Curven! Die Amerikaner *schießen* zwar nicht um die Ecke, aber ihre Eisenbahnen *fahren um die Ecke* — unsere deutschen Eisenbahnbeamten würden vor Staunen sich nicht fassen können, wenn sie sähen, wie ein Zug, um eine Straße biegend und in die andere einlenkend eine Doppelkurve in der Gestalt eines liegenden lateinischen S (S) beschreibt, so scharfwinklich, daß wir, in der Mitte des Zugs sitzend, Wagen desselben Zugs hinten zu unserer Rechten, vorn zu unserer Linken sehen — oder umgekehrt. Natürlich muß da langsam gefahren werden; rasches Fahren hätte unfehlbar eine Entgleisung zur Folge und der Zug würde in die Straße hinunterfallen. Ein falscher Druck oder ein versäumter Druck an der Maschine, und die Katastrophe ist geschehen. So liegt unser Leben in der Hand des Zugführers. Aber die Hand ist sicher, und, wie schon gesagt, trotz der Tausende von Zügen, die alltäglich — Tag und Nacht — in ununterbrochener Reihenfolge, alle 2 Minuten, in der Geschäftszeit alle halbe Minute — hin- und herfahren, ist bisher ein Unglück nicht vorgekommen. Es legt dies ein glänzendes Zeugniß ab für die umsichtige Ruhe der Amerikaner, die unter Umständen so tollkühn sind. —

Vorhin war ich in „*Kleindeutschland*“ — den vorwiegend von Deutschen bewohnten Quartieren. Nach Berlin und Wien ist Newyork bekanntlich diejenige Stadt, welche die meisten deutschen Einwohner hat — die Zahl ist nicht genau festzustellen, weil die Deutschen der zweiten Generation nicht mehr als Deutsche zählen — indeß gut eine halbe Million dürfte es zum Mindesten sein. In diesen deutschen Quartieren stößt man fast nur auf deutsche Gesichter und auf deutsche Namen.

Viel deutsch hört man aber nicht reden — und sicherlich kein Ja! oder Nein! Denn das wird sofort von dem biederen Landsmann veryes't und verno't. Und die Kinder! Kinder in Masse, die richtigen Hans- und Greten-Gesichter, aber Hans und Grete sprechen nur englisch. Sie lernen deutsch nur in der Schule — und das ist gut, denn die eingewanderten Eltern radebrechen meist ein entsetzliches Gemisch von schlechtem Deutsch und noch schlechterem Englisch —; und das in der Schule gelernte Deutsch ist ihnen eine fremde Sprache, in der sie sich nur mit Widerstreben ausdrücken. Daß es so ist, wird mir von allen Seiten bestätigt. Es gibt unzweifelhaft Ausnahmen, viele Ausnahmen — jedoch an der Regel ändert das nichts. Schon in London habe ich dieselbe Erfahrung gemacht. Keine andere Nationalität löst sich so leicht in eine andere auf. Und in England und Amerika kommt zu der natürlichen und jahrhundertelang anerzogenen Rückgratlosigkeit unseres nationalen Charakters noch die Ähnlichkeit und Verwandtschaft der fremden Nationalität und Sprache. In Frankreich gibt der Deutsche seine Nationalität lange nicht so leicht auf — gibt sie aber schließlich auch auf.

Und dann ist das Deutsche eine so schwere Sprache, und das Englische so leicht. An den eigenen Kindern und in langjähriger Lehrerpraxis habe ich erfahren, wie unendlich viel mehr Mühe es macht, Deutsch zu erlernen als englisch, und wie viel leichter sich das Englische sprechen läßt. Ich weiß aus eigner Erfahrung und Beobachtung, daß in England kein Kind dort lebender deutscher Eltern deutsch sprechen lernt, wenn die Eltern nicht mit eiserner Energie darauf bestehen. Und letzteres ist leider sehr selten, weil Deutsche von eiserner Energie überhaupt sehr selten sind. Ich könnte seltsame Beispiele anführen von Deutschen, die sich auf ihre Nationalität sehr viel zu gut thaten und auch als Vertreter der deutschen Nationalität sich preisen ließen — einige davon berühmte, sehr berühmte Leute — kurz ich weiß, daß auch solche deutsche Celebritäten und

ausgesprochene Deutschthümler ihre Kinder im Haus englisch sprechen ließen, so daß denselben natürlich das Deutsch verloren ging. Denn im Verkehr mit anderen Kindern auf der Straße und in der Schule wird selbstverständlich nur englisch gesprochen. Ich habe gefunden, es gibt in der Fremde nur ein einziges Mittel, den Kindern die deutsche Sprache zu erhalten, und das Mittel ist: in der Familie nur deutsch mit ihnen zu sprechen, und kein englisches Wort zu dulden. Probatum est. Aber wie viel deutsche Eltern verstehen selbst deutsch, ich meine richtiges Deutsch? Und wie wenig deutsche Eltern sind nicht von der albernen Sucht besessen, selbst unter sich englisch zu radebrechen, als schämten sie sich vor sich selbst, Deutsche zu sein.

Tagebuch.

Newyork, den 20. September. Der ungeheure Vortheil und Vorzug der Amerikaner ist, daß sie keine Vergangenheit, keine Traditionen, keinen Wust überkommener Vorurtheile, Gewohnheiten und Einrichtungen haben, durch welche die frisch pulsirende Gegenwart erstickt werden kann. „Weh dir, daß du ein Enkel bist" heißt es in Faust. Wir von der alten Welt sind leider „Enkel"; die Sünden unserer Großväter und Urgroßväter bis ins hundertste Glied zurück rächen sich alle an uns — gemäß dem abscheulichen Worte des Pentateuch — und wir haben sie alle auszubaden. Die glücklichen Amerikaner sind mit leichtem Gepäck in die Weltgeschichte einmarschirt — sie können rascher marschiren als wir, und haben uns schon in Vielem überflügelt und werden uns in allem anderen überflügeln, so daß bald kein europäisches Volk sich mehr zu der albernen Prahlerei versteigen wird: ich marschire an der Spitze der Zivilisation. —

Soeben mit einem deutschen Großfabrikanten gesprochen, den ich als ganz jungen Menschen in Deutschland kannte. Er kam vor 20 Jahren herüber, war Jahre lang in seiner Branche Lohnarbeiter und gründete dann ein selbstständiges Geschäft, das aus kleinen Anfängen zu großer Blüthe gelangt ist. Er beschäftigt über 500 Arbeiter und hat bedeutende Etablissements und Geschäftsanlagen, die fortwährend erweitert werden. Kurz, er ist ein „gemachter Mann" und auch ein »selfmade man«, aber durch seinen Erfolg kein Protze

geworden, sondern der Arbeitersache noch treu, und mit seinen Arbeitern, die er als seines Gleichen betrachtet, und deren Wohl er nach Kräften fördert, in freundschaftlichster, kameradschaftlichster Weise verkehrend. Er gab mir über Mancherlei Aufschluß und Aufklärungen. Die Achtstundenbewegung wird seiner Ansicht nach in Amerika bald siegreich sein. Die „Knights of Labour" (Ritter der Arbeit) und übrigen Arbeiterorganisationen — so meinte er — gingen nicht praktisch vor. Hätten sie sich im Mai d. J. mit einem Kompromiß begnügt, und 9 Stunden angenommen, so wäre der neunstündige Normalarbeitstag in den Vereinigten Staaten allgemein geworden, und in einem oder wenigen Jahren wäre der achtstündige Arbeitstag nachgefolgt. Durch die „historische Chicagoer Bombe" wurde die ganze Bewegung sofort zu Grunde gerichtet. — — Auf Fragen gab mir mein Freund folgendes zur Antwort: „Ich beschäftige englische und deutsche Arbeiter zu gleichen Theilen. Der englische Arbeiter — d. h. der englisch-amerikanische — ist etwas leistungsfähiger als der deutsche; er ist an viel intensiveres Arbeiten gewöhnt; und bei den aus Deutschland kommenden Arbeitern dauert es einige Zeit, ehe sie sich an das schnelle amerikanische Tempo gewöhnt haben. Mit dem englischen Arbeiter ist — ich rede hier allgemein, nicht mit Bezug auf meine Arbeiter, mit denen ich ausnahmslos vortrefflich zurechtkomme — ist im Ganzen besser fertig werden als mit dem deutschen, weil er mehr Selbstgefühl hat und auch die Rechte des Anderen mehr anerkennt. Er läßt sich nichts bieten, fordert aber auch nichts Unbilliges. Der deutsche Arbeiter ist mehr wechselnd in seinem Wesen und Temperament. Er läßt sich häufig zu viel gefallen, wird dann aber mitunter bockbeinig und übermüthig. Die deutschen Arbeiter der zweiten Generation sind den englischen vollständig gewachsen. Es ist überhaupt merkwürdig, wie rasch der Deutsche sich hier amerikanisirt und an Charakter gewinnt. Nach einem Jahr erkennt man die Leute nicht mehr: sie sind entschiedener, weniger laut und haben

eine stolzere Haltung, aufrechteren Gang. — Die Achtstundenarbeit würde unserer Industrie gar nichts schaden. Im Gegentheil. Von meinem Standpunkt als Employer (Arbeitgeber) redend, habe ich gefunden, daß je kürzer die Arbeitszeit, desto besser die Arbeit. Die Fortschritte der amerikanischen Industrie halten genau gleichen Schritt mit der Verkürzung der Arbeitszeit. Und wie bisher jede Verkürzung der Arbeitszeit unserer Industrie genützt hat, so würde unzweifelhaft auch der Sieg der Achtstundenbewegung ihr nützen. Ich zweifle nicht, daß sofort nach diesem Sieg eine Agitation für eine weitere Herabsetzung der Arbeitszeit beginnen, und daß auch diese Bewegung ihr Ziel erreichen wird. Natürlich sind weitere Fortschritte der Technik und Maschinerie nothwendig, um der Industrie z. B. den sechsstündigen Normalarbeitstag zu ermöglichen. Sie werden aber auch nicht ausbleiben. Dagegen bin ich kein Freund der von unseren Frommen (den Sonntagsheiligen) in Szene gesetzten Bewegung für den sogenannten Halbfeiertag am Sonnabend (Samstag). Die Herren wollen dadurch dem immer mehr sich fühlbar machenden Streben der Arbeiter, den Sonntag für Vergnügungen zu gewinnen, die Spitze abbrechen. Die Folge würde sein — und ich spreche aus Erfahrung —, daß am Sonnabend Nachmittag und Abend sehr viel getrunken würde. Mit anderen Worten, diese fromme Bewegung zur Heilighaltung des Sonntags („Sabbath") würde thatsächlich zu einer Bewegung für Förderung der Völlerei werden."

Ich gebe diese Meinung — wie auch die übrigen Urtheile meines Freundes — wieder, ohne mir eine Kritik zu erlauben. Es fehlt mir dazu noch an der nöthigen Kenntniß der Verhältnisse. Sagen muß ich jedoch schon jetzt, daß ich bisher noch keinen Betrunkenen in Newyork gesehen habe, obgleich ich viel herumgekommen bin, und daß in dieser Beziehung Newyork sehr vortheilhaft von London und anderen englischen Städten absticht. —

Dienstag, den 21. Septbr. Vor 8 Tagen — so lange bin ich hier — imponirte mir Newyork nicht, heute imponirt es mir. Das ist das beste Zeugniß der Bewunderung, welches ich Newyork ausstellen kann. Es ist ein Beweis wirklicher Größe, wenn der erste Eindruck durch die späteren übertroffen wird. —

Hier wird kürzere Zeit gearbeitet als bei uns — und zwar in allen Arbeits- und Geschäftszweigen. Nach 3 Uhr ist in der eigentlichen Geschäftsgegend »Down town« — in der unteren Stadt — das Geschäft zu Ende, und gerade in dieser todten Tageszeit besuchte ich den Broadway zuerst. Seitdem war ich dort in den Geschäftsstunden und ich fand allerdings ein großartiges Leben. Und auch die Bauten erschienen mir großartiger — nicht geschmackvoller — bei späterer und genauerer Betrachtung. Wo Alles groß ist, fällt das Große nicht auf, erscheint es gewöhnlich. Ständen die Riesenbauten des Broadway — 6-, 8-, 9-, 10-, 12-stöckige Häuser und Paläste, mit anderen Bauten der gewöhnlichen Größe untermischt in Berlin oder London, so würden sie auch riesenhaft erscheinen, während sie hier gewöhnlich erscheinen. Der ganze Maßstab ist ein höherer und größerer. Riesen unter sich sind nicht groß. Diese riesige Sammlung von Riesenpalästen, die in meilenlanger Reihe aneinandergefügt sind, ist dieses Riesenlandes würdig und in der Welt wohl etwas Einziges. —

Ruhig geht's aber zu auch in den geschäftigsten Geschäftsstunden. Mit jener fast geisterhaften Ruhe, die den Engländern, und vielleicht in noch höherem Grade den Amerikanern eigen ist, und sich aus konzentrirter Energie erklärt. Im Moment höchster Thatkraft und Entschlossenheit beißen wir die Zähne zusammen und sind lautlos. Die Engländer und Amerikaner sind immer voll konzentrirter Thatkraft. — Merkwürdig ist insbesonders auch die Lautlosigkeit, mit der gefahren wird. Kein Peitschengeknall, keine Flüche, kein Gebrüll, keine Peitschenhiebe. Das amerikanische Pferd wird nicht ge-

schlagen — es folgt im wahrsten Sinne auf das Wort. Ich habe nie willigere Pferde gesehen — ein Triumph der Erziehungskunst. Für die Erzieher der Menschen und Völker ist viel daraus zu lernen. Prügel machen halsstarrig. Je mehr Prügel, je mehr Halsstarrigkeit. Und halsstarrig gemachte Pferde und Menschen und Völker schlagen mitunter aus. Der „ungemüthliche" Amerikaner — und das hat er mit dem Engländer gemein — ist überhaupt gegen Thiere außerordentlich human. Seine Mitmenschen schont er nicht, sich selbst schont er am wenigsten, aber sein Pferd schont er, seinen Hund und seine Katze pflegt er zärtlich. Hier wie in London sind die Katzen gar nicht scheu — von einer Zutraulichkeit, die uns Deutsche erstaunt. Denn wir gemüthlichen Deutschen haben, wenigstens in jüngeren Jahren, die Eigenthümlichkeit, auf jede Katze, wo wir sie finden, zu werfen und zu schlagen, was den deutschen Katzen natürlich kein großes Vergnügen an der deutschen Gemüthlichkeit einflößen kann und sie in jedem gemüthlichen Deutschen, von dem sie nicht aus Erfahrung das Gegentheil wissen, einen Feind und Attentäter erblicken läßt. Es gehört dies auch zum Kapitel der sogenannten „deutschen Gemüthlichkeit".

Während Pferde, Hunde und Katzen sich hier durch ihr gutes Betragen auszeichnen, wird den Kindern, und namentlich denen männlichen Geschlechts kein Lob gespendet. So sehr die Ansichten in Bezug auf alles Amerikanische sonst auseinandergehen, in diesem Punkt herrscht unter Allen, die mit mir gesprochen, absolute Einstimmigkeit: „in keinem Land der Welt sind die Kinder so ungezogen". — Nun, ich habe hier meine eigenen Gedanken — ich kenne die Leistungen deutscher, englischer und französischer Kinder, und denke an das Sprüchwort: Tout comme chez nous. — Jeder vernünftige Vater hält — wohl in jedem Lande der Welt — seine Kinder für die ungezogensten, und ich glaube, jeder hat Recht. Bei den Müttern ist's bekanntlich umgekehrt.

Verwegene kecke Burschen sind die Newyorker Buben — das ist wahr — aber die deutschen geben ihnen meines Erachtens nichts nach. Sehr gewundert habe ich mich über das gesunde Aussehen der Kinder — und die der Arbeiterquartiere sind entschieden weit besser genährt als in Deutschland. In einem Tage ißt ein Arbeiterkind hier mehr Fleisch als in Deutschland in einem Vierteljahr, an vielen Orten — man nehme z. B. Schlesien und das Erzgebirge — in einem ganzen Jahr. Und was für vortreffliches Fleisch! Es will mich schier bedünken, die Ernährung ist zu gut — natürlich für diejenigen, welche sich überhaupt ernähren.

Die Freiheit — deren Bildniß im Hafen leider noch der Kopf fehlt, und auch die Arme — hat noch kein Mittel gegen das Verhungern erfunden, obgleich die Chancen des Nichtverhungerns hier unzweifelhaft größer sind als in der alten Welt. Wie dem nun sei — im Ganzen wird hier erstaunlich viel gegessen. Dreimal den Tag Fleisch und jedesmal in Portionen, aus denen man in Deutschland ein halbes Dutzend machen könnte. Als ich hier zum Frühstück mein erstes Lendenbeefsteak erhielt, traute ich meinen Augen nicht — ich war an die Berliner Lendenbeefsteaks gewöhnt, die man nicht selten auf dem Daumennagel tranchiren kann. Ich begreife jetzt, warum die Amerikaner so allgemein an »Dispepsia«, d. h. zu deutsch an Unverdaulichkeit leiden. Kein Straußenmagen kann diese Fleischmassen mit der übrigen, entsprechend massigen, obendrein sehr fetten Zukost verdauen.

Den 24. September. Die Größe dieses Landes ist so über all unser europäisches Maß hinausgehend, daß wir sie uns gar nicht klar machen können. Ein Ort, zu dem man 5 Stunden mit dem Expreßzug braucht, liegt „ganz in der Nähe". Entfernungen wie zwischen Breslau und Berlin, oder Leipzig und Berlin zählen hier gar nicht. Das ist, wie wenn man bei uns

mit der Pferdebahn in die Vorstadt fährt. Aber auch die weitesten Entfernungen imponiren dem Amerikaner gar nicht. Er nimmt sein kleines gelbledernes Reisetäschchen — mit Gepäck schleppt er sich nie — und sagt, als ginge es ins nächste Wirthshaus: „Ich muß nach San Francisko (oder „Frisko" wie man es abkürzt) fahren" — d. h. 5 Tage und 5 Nächte im Expreßzug, der noch etwas schneller fährt wie unsere Blitzzüge. Und eine Reise nach Europa! Das ist bloß noch eine Landpartie — oder richtiger Wasserpartie. Als ich in Deutschland meinen Bekannten und Verwandten sagte: „ich will einmal nach Amerika gehn", da schüttelte Alles den Kopf und war ganz besorgt um mich, daß ich ein so ungeheuerlich-abenteuerliches Wagniß vorhabe. Ich wundre mich bloß, daß man mich nicht mein Testament machen ließ. —

Vorhin war ich mit einem amerikanischen Freund zusammen, den ich vor 8 Jahren in Deutschland getroffen. Er war reich als er zu uns kam, ein junger Student. Und jetzt ist er im Geschäft noch viel viel reicher geworden, im Herzen jedoch der alte geblieben. Er hat, mit einigen Bekannten, eine „Jagd in der Nähe" — eine Insel, wo es nicht bloß herrliche Jagdgründe gibt (mit Bären, Hirschen und so weiter), sondern auch herrliche Fischereigebiete. Er lud mich dahin ein, ich mußte jedoch zu meinem großen Bedauern ablehnen, denn diese „Jagd in der Nähe" ist vier Stunden Expreßzug weit, das heißt ein halb Dutzend (deutsche!) Meilen weiter als Berlin von Leipzig.

Briefe.

Newyork, den 25. September.

Gestern Abend sprach ich mit einem deutschen Wirth, der ein halb Dutzend Kinder hat, des Längern über die Newyorker Schulverhältnisse. Der Mann ist ganz entzückt. Er kann die Schulen nicht genug loben. Der Unterricht ist unentgeltlich, alle Schulbücher und Lehrmittel werden unentgeltlich geliefert und jeder Knabe und jedes Mädchen kann sich unentgeltlich für jedes beliebige Fach ausbilden lassen — die Mädchen namentlich für das Unterrichtsfach —, so daß also die Stadt jedem Knaben und Mädchen nicht bloß den Elementarunterricht, sondern auch den Unterricht, welchen bei uns die Fortbildungs- und Realschulen und die Gymnasien, die Handfertigkeits- und die Handels- und Gewerbeschulen ertheilen, unentgeltlich gewährt. Und zwar in vorzüglichster Güte. Ich werde am nächsten Montage einige dieser Schulen besuchen und dann mir ein eigenes Urtheil bilden können. Was ich von einem englischen Schulmann, den ich heute Morgen traf, und der schon mehrere Schulen besichtigt hat, erfuhr, lautet überaus günstig. Er rühmt in gleichem Maße die Tüchtigkeit der Lehrer und Lehrerinnen, und die Intelligenz der Schüler und Schülerinnen. Thatsache ist: die Kinder hier sehen durchschnittlich sehr gescheidt aus — helle Augen und aufgeweckte Gesichter. Schläfrige Gesichter, bei uns in Deutschland nicht selten, gibt es hier nicht: die Macht und Heftigkeit der Eindrücke ist zu groß. Und auch die deutschen Kinder, welche mit

ihren Eltern herüberkommen, werden rasch beweglicher und den eingebornen Kindern ähnlich. Die veränderte Lebensweise und Ernährung bringt auch in dem körperlichen und geistigen Wesen eine Veränderung hervor, die sich in dem veränderten Gesichtstypus ausdrückt. Ein Kind, das Fleisch ißt, ist natürlich aufgeweckter als ein Kind, das sich den Magen mit Kartoffeln füllt. —

Jetzt, nachdem ich 11 oder 12 Tage hier gewesen, muß ich darüber lachen, daß ich das hiesige Straßenleben und den hiesigen Straßenverkehr im Anfang so unterschätzen konnte. Ich übersah, daß es hier in allen Geschäftsquartieren zwei Straßen gibt, die Straße auf der Erde, und die Straße in der Luft. Der Verkehr dieser Luftstraßen, oder Elevated Railways ist ein so kolossaler, daß keine gewöhnliche Erdstraße ihm genügen könnte. Man denke sich: in der Geschäftszeit alle halbe Minute einen Eisenbahnzug, außerhalb derselben alle 2 oder 3 Minuten einen, und man wird sich vorstellen können, welche ungeheure Menschenmassen da befördert werden. Und nun unten auf der Erde die in rascher Reihenfolge auf- und abfahrenden Pferdebahnwagen — abgesehen von den auf- und abgehenden Fußgängern und Fußgängerinnen. Müßte das Alles sich auf der Erdstraße bewegen, breit wie die Straßen sind, sie wären lang nicht breit genug. Die Londoner Underground Railways — unterirdischen Bahnen — versehen ja einigermaßen dieselben Dienste, wie hier die Luftbahnen, aber, weil sie sich den Straßen nicht anschließen, nicht einen organischen Theil der Straße bilden wie die Newyorker Luftbahnen, sind sie für den Verkehr lange nicht so bequem, ihrem Zweck lange nicht so entsprechend.

Freilich schön sind die Luftbahnen nicht; diese nichts weniger als eleganten Holz- und Eisenmassen, die über der Straße hängen, mit dem fortwährenden Hin- und Hersausen der Züge, sind ein recht häßliches Schauspiel, und die unteren Stockwerke der Häuser werden recht unliebsam verdunkelt und

in manchen Straßen ganz vom Sonnenlicht abgeschnitten. — Indeß man hat sich daran gewöhnt, und da es zu viel Kosten verursachen würde, ein ähnliches Bahnnetz unter der Erde oder hoch über den Häusern zu errichten, so betrachten die geschädigten Hauseigenthümer die »Elevated« als ein nothwendiges Übel. Und sie macht ja auch den Schaden zum Theil wieder gut, indem sie den Verkehr fördert und dem Geschäfte Kunden zuführt.

Übrigens sei hier noch ausdrücklich bemerkt, daß in vielen Straßen die zwei Schienengeleise der Luftbahnen gar nicht durch Querbalken mit einander verbunden sind, und also vollständig in der Luft hängen; man denke sich unsere Laternenposten viermal so dick und auf jeder von beiden Reihen dieser Laternenposten in der Höhe des zweiten, dritten, vierten, fünften und höheren Stocks der Häuser, ohne jegliche andere Stütze, eine Eisenbahn hängend, auf der ungefähr zehnmal so viel Züge gehen, wie auf der Berliner Stadtbahn! Es ist im ersten Moment einfach verblüffend. — Hier habe ich noch eine vortreffliche Einrichtung der Luftbahn zu erwähnen. Der Preis ist für alle Entfernungen gleich und außerordentlich niedrig — 5 Cents für jede Fahrt ob kurz ob lang; und 5 Cents — an sich schon wenig, 20 Reichspfennig — erscheint geradezu fabelhaft billig, wenn wir bedenken, daß der Cent hier nicht mehr ist als 1 deutscher Pfennig. Der Preis der Pferdebahnen ist ebenfalls für alle Entfernungen 5 Cents. Kurz, für den Straßenverkehr ist hier in einer Weise gesorgt, wie in keiner Stadt der alten Welt. Und mit welcher Eleganz und Bequemlichkeit sind die Eisen- und Pferdebahnwagen ausgestattet! Unsere deutschen Eisenbahn- und Pferdebahn-Direktoren sollten einmal herüberkommen und Studien machen. Sie würden viel lernen können, was nicht bloß dem Publikum, sondern auch ihnen selbst sehr zu Statten käme. Denn der Amerikaner ist überall darauf bedacht, Arbeit zu ersparen, weil die Arbeit hier theuer ist. Ich meine: Menschenarbeit zu ersparen. Er

beseitigt jede überflüssige Arbeit, vereinfacht die nothwendige Arbeit, und führt, wo es nur immer geht, Maschinenarbeit und mechanische Vorrichtungen ein. Das Eisenbahnpersonal ist hier verhältnißmäßig um die Hälfte, ja um zwei Drittel weniger zahlreich als bei uns, und — es geht Alles wie am Schnürchen, mit mehr Ordnung, und weit weniger Geräusch als bei uns. Allerdings ist das ein Resultat, welches nur mit Hülfe des Publikums zu erreichen ist. Jeder Mann, jede Frau, jedes Kind hat hier zu Land das Prinzip der Selbsthülfe begriffen. Der Amerikaner braucht keinen Platz angewiesen zu bekommen — er sucht sich ihn selbst; er bedarf keiner Warnungen, Vorschriften und Befehle — er thut von selbst, was er zu thun hat, und hat seine Augen offen. Und da er die Rechte und den Komfort seines Mitmenschen weit mehr achtet, als der bevormundete Polizeistaatsmensch es zu thun pflegt, so geht Alles glatt und ohne „Friktionen". Man rümpft bei uns so gern die Nase über die amerikanischen „Gleichheitsflegel" und ihre rohen Manieren. Von diesen rohen Manieren habe ich nichts bemerkt. Es ist wahr, wenn er sichs bequem machen will, legt der Amerikaner seine Beine mitunter auf den Tisch, allein ist das etwa unanständig? Uns ists fremdartig — voilà tout. Bequem ist es sicherlich, wie Jeder, der es einmal probirt, zugeben wird; und soll auch, wie die neuesten wissenschaftlichen Forschungen gezeigt haben, dem Körper sehr zuträglich sein. Und derselbe Amerikaner, der ungenirt seine Beine über den Tisch streckt, wird sie augenblicklich zurückziehen, sobald er merkt, daß sie Jemand im Weg sind. Ich habe gefunden, daß sehr gebildete und bildungsstolze Cives Germani im Eisenbahnwagen erster und zweiter Klasse die Beine auf die Sitze gegenüber legten, und sie nicht zurückzogen, wenn sie einem anderen Passagier im Weg waren. Als Eisenbahnpassagiere haben wir Deutsche überhaupt recht üble Gewohnheiten, und könnten in Bezug auf Manieren von den „Gleichheitsflegeln" sehr sehr viel lernen. Ich habe hier nie gefunden,

daß ein neu eintretender Passagier von den glücklichen Besitzenden und glücklich Sitzenden mit feindseligen Blicken betrachtet, und wie ein Eindringling behandelt wird, dem passiver Widerstand in allen möglichen Gestalten entgegengesetzt wird. Der Amerikaner macht sofort Platz, und läßt er sich auch in kein „gemüthliches" Zwiegespräch ein, so setzt er uns doch thatsächlich in den Stand, „gemüthlich" zu sitzen, und brummt sogar nicht, wenn es etwas eng hergeht. —

Gestern war ich doch bei den Indianern auf Staten-Island. Ich hatte erfahren, daß außer den Vertretern mehrerer Indianerstämme dort auch texanische Vaqueros und Cowboys, — Hirten, Grenzer — kurz, Exemplare der Bevölkerung des wilden Westens, und alle Exemplare ächt, zu sehen seien — und daß die Vorstellungen in der That ein wahrheitsgetreues Bild des Grenzerlebens und der Indianerkämpfe lieferten. Und ich bereue es nicht gegangen zu sein. Und wäre es bloß um des berühmten „Buffalo Bill" willen, eines Grenzers, der in den Indianerkriegen der Regierung große Dienste geleistet und einen der gefährlichsten Indianerhäuptlinge im Zweikampfe getödtet hat, — eine prächtige Erscheinung und ein thorough gentleman. Die Reiterkunststücke, die Schießproben, die Büffeljagd (ächte Büffel!), die Gefechte zwischen Cowboys und Indianern — ich will das Alles nicht schildern — genug ich habe ein paar Stunden in dem Wild West gelebt.

Newyork, den 26. September.

Über die Wild West-Ausstellung und -Vorstellung muß ich noch ein Wort sagen. Ich hatte sie in meinem letzten Brief etwas zu kurz abgethan, weil es mir an Zeit fehlte. Die ganze Sache ist echt amerikanisch: großer Maaßstab, viel Schwindel, aber im Schwindel viel Ächtes, und für das Zirkusschauspiel ein Hintergrund ernster, bedeutender

Realität. Indianer kann man in Deutschland auf den Messen sehen, doch in den meisten Fällen ist die Rothhaut nicht ächt und, wenn ächt, ganz aus ihrer Umgebung herausgerissen, — ein armseliges, unglückliches Menschending, das beschaut wird, wie ein Thier der Menagerie. Hier im Wild West ist der Löwe, oder sagen wir meinetwegen der Grizzly-Bär oder Prairiewolf nicht im Käfig, sondern in seiner heimischen Wüste, in seinem Felsengebirg, auf seiner Prairie. Wir haben den Indianer mit seiner Umgebung vor uns, wir sehen ihn in seinen häuslichen Verrichtungen, auf der Jagd, auf dem Raub, auf dem Kriegspfad, im Kampf. Und, um die Illusion zu erhöhen, haben wir Indianer vor uns, die zum größten Theil eine Geschichte haben, und durch Raub- und Heldenthaten — beides fällt zusammen — jedem Zeitungsleser in den Vereinigten Staaten, das heißt also jedem Amerikaner — denn jeder Amerikaner ist ein Zeitungsleser — bekannt sind. Und außer diesen Indianern wird uns in prächtigen, malerischen Exemplaren die übrige Bevölkerung des Wilden Westens vorgeführt, mit der die „Rothhaut" bald im friedlichen Grenzverkehr lebt, bald auf dem Kriegsfuß. Die texanischen Cowboys („Kuhjungen") und Pferdehirten mit ihrem nie fehlenden Lasso, von denen wir so viel gelesen — da stehen sie vor uns; sie tummeln sich auf ihren wilden, schäumenden Rossen, werfen in raschem Lauf den gelasso'ten Stier zu Boden, und gerathen dann plötzlich in mörderisches Handgemenge mit Indianern, die einen Überfall versucht. Und diese Männer sind keine Statisten des Zirkus — die gebräunten Gesichter, die muskulösen, katzengewandten Gestalten, die wunderbare Reiter- und Schützenkunst, die erstaunlichen Kraftstücke jeder Art! Das allein schon würde jeden Zweifel beseitigen, wenn die Angaben über Herkunft der Leute nicht durch unanfechtbare Zeugnisse bestätigt wären. Und ihr Führer „Buffalo Bill" (der „Büffel-Wilhelm"), dessen ich schon erwähnte, oder wie er mit seinem richtigen bürgerlichen Namen heißt: W. F. Cody, sogar der „Ehrenwerthe",

Honorable W. F. Cody, — denn der Mann hat als Vertrauensperson in Diensten der amerikanischen Regierung gestanden und war Abgeordneter in der Legislatur von Nebraska — ist durch seine Thaten als Scout (Pfadfinder und Späher), Grenzjäger, Organisator des Grenzkriegs und zu gleicher Zeit Pazifikator der Indianer zu einem wirklichen Volkshelden geworden. Sein siegreicher Zweikampf mit »Yellow Hand« („Gelbhand"), dem furchtbaren Indianerhäuptling, den er angesichts der kämpfenden Indianer und Grenzer erlegte, und sein Ritt auf »Old Charlie«, der ihn in 9¾ Stunden 100 englische Meilen weit trug, gehören schon der amerikanischen Volksmythe an, ähnlich wie der englischen Dick Turpin's Ritt nach York auf der »Black Bess« und seine Kämpfe mit den Häschern der Bowstreet. Nur mit dem Unterschied, daß Dick Turpin ein Räuber war, wenn auch ein anständiger der guten alten Schule, und daß der »Honorable William F. Cody«, Ex-Gesetzgeber seines Heimathstaates Nebraska, in jeder Beziehung ein Gentleman ist und, was in Amerika ja dazu gehört, ein sehr wohlhabender Mann, der große Landflächen und viele Häuser besitzt, und obendrein Miteigenthümer dieser sehr rentablen Ausstellung ist. Ein Abgeordneter, Offizier — denn als Chef der Scouts bei vielen Expeditionen hatte Herr Cody Offiziersrang —, der eine Barnumausstellung veranstaltet und sich dabei selbst ausstellt — das ist nur in Amerika möglich. Es ist Humbug in höchster Potenz, aber diesem Humbug liegt urwüchsiges, urkräftiges, echt amerikanisches Leben zu Grund — jene Cowboys und Grenzjäger sind die Pioniere der Zivilisation, sie haben den Wild West der Kultur erobert. Und wie sie sich da vor uns herumtummeln, als Hirten, als Jäger, als Bändiger und Vertilger der Indianer, bilden sie ein lebendiges Stück Zeit- und Kulturgeschichte. Und so erhebt diese Ausstellung sich über ein gemeines Zirkusschauspiel und gewinnt ein höheres Interesse. —

Vorgestern war ich in Brooklyn und fuhr mit der Draht-

seilbahn über die große Brücke. Gleich den ersten Tag meines Hierseins besuchte ich schon dieses Wunderwerk und bin seitdem schon mehrmals darunter weggefahren. Es ist das die größte Hänge-Brücke der Welt. Sie hängt an Drahtseilen 135 Fuß über dem Meeresspiegel, und diese Drahtseile machen von unten betrachtet genau den Eindruck eines Spinngewebs. Und da die Spinne ihre Hängebrücken schon früher gebaut hat als Röbling, der geniale Erbauer der Hängebrücke zwischen Brooklyn und New-York, oder irgend ein anderer menschlicher Baumeister, so werden wir der Spinne wohl das Verdienst zuerkennen müssen, uns Menschen außer der Weberei auch den Bau von Hängebrücken gelehrt zu haben. Die beiden granitnen Pfeiler, auf welche die Brücke sich stützt, ragen fast 300 Fuß in die Luft und stehen 1500 Fuß auseinander, und das Hauptdrahtseil, aus lauter Stahlfäden gedreht, hat doppelte Mannsdicke. Die größten Schiffe können unter dem gewaltigen Bau hindurchfahren. Nur nicht Kriegsschiffe erster Klasse in voller Betakelung. Und das ist kein großer Fehler.

Von deutschen Kritikern ist an dem Bau getadelt worden, daß er so ganz unkünstlerisch sei und jeder architektonischen Verzierung entbehre. Der Tadel entbehrt meines Erachtens jeder Begründung, und geht von einer durchaus falschen Auffassung aus. Es handelt sich hier um einen reinen Nützlichkeitsbau, bei dem ornamentaler Schnickschnack gar keinen Sinn hätte, und um so übler angebracht wäre, als die einfache Größe dadurch beeinträchtigt würde. Gerade diese, ich möchte sagen nackte Einfachheit und Größe bringt auf mich wenigstens einen Eindruck hervor, der durch Verzierungen nicht erhöht, wohl aber sehr abgeschwächt werden könnte — wie die Schönheit einer nackten Venus- oder Apollostatue durch angefügten Schmuck. Das Gleichniß hinkt freilich, denn eine Venus und ein Apollo sind von Haus Ideale der Schönheit, und eine Brücke ist es nicht. Das aber ist gewiß, daß auch ein großartig einfacher Wunderbau wie dieser seine imponirende Schön-

heit hat, die durch Alles, was die Wirkung der Einfachheit und Größe abschwächt, vermindert, wo nicht vernichtet würde. Genug — in seiner großartigen Einfachheit ist dieser Bau nach meinem Begriff weit schöner, als wäre er mit den prächtigsten Ornamenten und Bildwerken von kararischem Marmor geschmückt, und wären es an sich die herrlichsten Kunstwerke.

Newyork, den 27. September.

Jetzt haben wir richtiges Herbstwetter — den richtigen Herbst oder Fall, wie sie ihn hier nennen, auf den die Amerikaner so stolz sind, und der in der amerikanischen Poesie eine so große Rolle spielt. Herrliche Tage, nicht zu heiß, das richtige Juste milieu, und angenehm kühle Nächte — freilich mitunter auch recht kalt, denn das Newyorker Wetter „hat den Schalk hinter ihm"; man kann ihm nie ganz trauen, selbst im Herbst nicht, wo es am beständigsten ist. Und wer die Warnungen und Rathschläge der Eingebornen in Bezug auf den plötzlichen Temperaturwechsel nicht beachtet, wird bald durch Schaden klug gemacht, wenn er überhaupt klug gemacht werden kann. Dem heißesten Tag folgt häufig eine kalte Nacht — vorigen Mittwoch z. B. war Nachmittags 5 Uhr, als ich über den East River nach Brooklyn fuhr, eine so drückende Hitze, daß meine leichteste Sommerkleidung zu schwer war, und als ich wenige Stunden später zurückfuhr, war es eisig kalt, so daß der Salon des Ferryboats (der Dampffähre) geheizt werden mußte. Der richtige Amerikaner trägt deßhalb das ganze Jahr hindurch wollene Unterkleider, und der deutsche Einwanderer, der diesem Beispiel nicht folgt und gar nach heimischer Sitte Leinen-Hemden trägt, wird unfehlbar ein Opfer des Rheumatismus.

Aber wie dem nun sei, der amerikanische Herbst ist so gut wie sein Ruf, was von dem deutschen Frühling, namentlich

dem verrätherischen, tückischen Mai, sich leider nicht sagen läßt. Der schöne Monat Mai ist der größte und erfolgreichste Schwindler, den ich kenne. Er führt uns jedes Jahr an, und trotzdem hat das Renommé, welches die Himmelwandelnden, über irdischen Schnupfen erhabenen Dichter ihm angedichtet haben, nicht im geringsten gelitten. Wir sagen uns jedes Jahr — denn, wer die früheren Jahrgänge der Zeitungen liest, wird finden, daß es niemals ein Jahr gegeben hat, in dem der Mai nicht zu den kläglichsten Klagen Anlaß gegeben hat — wir sagen uns jedes Jahr: „der Mai hat uns schmählich betrogen" — und jedes Jahr ist es richtig. Und das folgende Jahr verfallen wir wieder in die alten Illusionen und wundern uns, wenn sie wie Seifenblasen zerplatzen. Schade nur, daß der Mai nicht der einzige Schwindler ist, von dem wir uns so schmählich an der Nase herumführen, und durch einen freundlichen Blick so über den Löffel barbieren lassen, daß wir lang andauernde, systematische, raffinirte Mißhandlungen vergessen und dem, der sie uns zugefügt, sogar noch dankbar sind.

Die Amerikaner sind ganz besonders stolz auf die „magische Herbstfärbung des Laubes". Und sie ist gewiß auch wunderbar schön, wie ich nach verschiedenen Ausflügen in die bewaldete Umgegend bezeugen kann. Indeß wenn es heißt, daß wir in Europa nichts Ähnliches hätten, so ist das eine patriotische Übertreibung. Unsere deutschen Wälder sind im Herbst ebenso reizvoll wie die Wälder am Hudson.

Der Hudson, der „amerikanische Rhein", verdient im vollsten Maaße seinen Ruhm — ja, er übertrifft weit alle Vorstellungen, die ich mir gemacht; und die Newyorker behaupten, er sei viel schöner noch als der Ohio, der ebenfalls den Titel „amerikanischer Rhein" führt. Und ich glaube, es gibt noch mehrere andere „amerikanische Rheine", — der Deutsche, wohin er kommt, bringt sein Vaterland mit sich, und was natürlicher, als daß er in den Strömen der Fremde den Lieblingsstrom der Heimath erblickt? Majestätisch zwischen bewaldeten Hügeln

wälzt sich „der alte Hudson" ins Meer, und für die Ruinen, welche ihm fehlen, entschädigen uns die freundlichen Landhäuser, Dörfer, Städte mit der Mutterstadt Newyork an seinen Ufern, und die Armada von Schiffen, die seine breite Brust nach allen Richtungen hin durchfurchen. Ruinen gibt es nicht in der neuen Welt. Hier ist alles lebendig und selbst die ältesten Städte des Landes, unter denen Newyork oben an steht, haben keine todten, abgestorbenen Theile, wie die Städte der alten Welt — es ist alles Leben, wogendes Leben, welches das Abgestorbene, Absterbende sofort bei Seite wirft. Denn das Leben haßt den Tod, und der Tod tödtet das Leben. —

Gestern fuhr ich zum ersten Mal in einer der „großen Eisenbahnen," die „ins Land" hineingehen, und war, selbst nach meinen Erfahrungen mit den Newyorker Stadtbahnen, erstaunt über die Opulenz und das Geschmackvolle der Einrichtung — von der Zweckmäßigkeit, die hier zu Land sich von selbst versteht, gar nicht zu reden. Man glaubt in einem Wagen erster Klasse zu sein. Die Gleichheit in unserem Amerika ist trotz der Geldaristokratie doch kein leerer Name. Die Republik mit dem Sternenbanner hat keine Bürger zweiter Klasse; für Alle nur Eine Klasse, und das die erste! So ist's recht. Jeder Amerikaner ist ein Gentleman, und fordert und gibt gentlemangleiche (gentlemanlike) Behandlung. Doch davon jetzt nicht. Was immer und immer meine Bewunderung erregt, ist die ruhige Präzision und Gefälligkeit der amerikanischen Eisenbahn- und Tramway-Kondukteure. Ich sage Gefälligkeit. Man stelle die verwickeltste Frage an den Mann, er wird sie beantworten, jeden Wunsch oder Auftrag, der in sein Amt einschlägt, mit Sicherheit erfüllen. Und richten wir eine Frage an ihn, welche er augenblicklich nicht beantworten kann, so wird er schweigend weggehn, und sobald er sich die nöthige Information geholt hat, zurückkommen und wortkarg, jedoch deutlich und klar, die erbetene Auskunft uns geben. Es mag ja „gemüthlicher" sein, einen Schwatz und Sums zu machen — die

amerikanische Art gefällt mir aber entschieden besser. Jedenfalls kommt man damit besser und schneller vorwärts. Und das ist doch die Hauptsache. —

Mit der „Ungemüthlichkeit" oder gar „Gemüthlosigkeit" der Amerikaner verhält es sich genau wie mit ihrer „Einseitigkeit". „Der Deutsche ist vielseitig, der Amerikaner und Engländer ist einseitig" — so lautet das Sprüchlein, welches nationale Eitelkeit und nationales Vorurtheil uns eintrichtern. Von der deutschen „Vielseitigkeit", über die sich sehr viel sagen ließe, will ich hier nichts sagen. Es fragt sich ja vor Allem, was man unter Vielseitigkeit versteht. Ein Vielwisser weiß sprichwörtlich nicht viel, und ein Alleswisser noch weniger. Vertiefung erheischt Konzentrirung auf eine Spezialität. Keine Wissenschaft kann mehr von einem Einzelnen beherrscht werden — er hat sich ein Spezialfach zu suchen, wenn er Tüchtiges leisten will. Und so ist's auch mit dem Handwerk und Gewerbe. Der deutsche Tischler, der alle Zweige seines Geschäftes kennt, leistet nicht so viel wie der amerikanische Tischler, der bloß auf einen Artikel „eingefuchst" ist; und auch in Deutschland ist diese Spezialisirung oder Theilung der Arbeit ja schon eingeführt. Thatsache ist: der Amerikaner mit seiner „Einseitigkeit" wird manches Detail vernachlässigen, worüber ein Deutscher schier aus der Haut fahren könnte; er wird aber nie den Hauptpunkt verfehlen, was dem Deutschen leider sehr oft passirt.

Newyork, den 28. September.

Noch ein Wort über das Thema „Vielseitigkeit" und „Einseitigkeit." In der Konzentrirung der Kräfte liegt die Macht, während Zersplitterung der Kräfte Ohnmacht bedeutet. Der talentvollste Mensch, der seine Kräfte zersplittert, kann nicht so viel leisten, wie der weniger Talentvolle, der sie auf einen Punkt konzentrirt. Und der Deutsche,

den ich übrigens sicherlich nicht an natürlicher Begabung unter die Engländer und Amerikaner stellen will, steht ihnen in Konzentrirung der Kraft entschieden nach. Er zersplittert sich und nennt das „Vielseitigkeit," „harmonische Ausbildung". Ich bin gewiß für eine „harmonische Ausbildung", oder sagen wir lieber für eine möglichst hohe Ausbildung aller Kulturfähigkeiten — denn wir werden auch mit Fähigkeiten der Unkultur und Barbarei geboren, die durch die Erziehung nicht ausgebildet, im Gegentheil erstickt oder durch Hinleitung auf ein Kulturziel veredelt werden müssen. Es soll also Niemand dergestalt erzogen werden, daß ein Theil der Fähigkeiten auf Kosten der andern entwickelt wird und eine Verkrüpplung oder Verkümmerung der physischen oder geistigen Fähigkeiten oder eines Theiles derselben stattfindet. Ein junger Mann, der das Turnen als Zweck seines Lebens betrachtet und nur lebt um zu turnen, muß geistig verkümmern, wie umgekehrt der junge Mann, der Tag und Nacht über den Büchern sitzt und gar nicht turnt, oder keine sonstigen Leibesübungen treibt, mit Nothwendigkeit körperlich verkümmern muß.

Ebenso einleuchtend ist, daß ein junger Mann, der sich wissenschaftlichen Studien widmet, nicht auf den Namen eines wirklich wissenschaftlich gebildeten Menschen Anspruch erheben kann, wenn er sich nur mit einem Bruchtheilchen der Wissenschaften beschäftigt und alle übrigen Fächer unbeachtet läßt. Ein gebildeter Mensch muß eine gewisse allgemeine, universelle Bildung besitzen; von Naturwissenschaften, Gesellschaftswissenschaft, Politik, Mathematik und Logik oder Dialektik eine Fundamentalkenntniß haben, so daß er zu einem Überblick und einem Urtheil befähigt ist. Aber neben dieser allgemeinen Kenntniß muß er sein Spezialfach haben, das er vollständig durchdringen und dem er den Haupttheil seiner Kraft widmen muß, um, auf den Schultern seiner Vorgänger stehend, weiter und höher zu bauen als diese, Irrthümer aufzudecken, neue Thatsachen und Wahrheiten zu ergründen, — kurz, die Summe

des Wissens in seinem Spezialfach zu vermehren. Das ist keine Einseitigkeit — das ist richtige Konzentrirung der Kräfte; und wer kein Spezialfach hat — ich nehme das Wort im ausgedehntesten Sinn —, der verzettelt seine Kräfte und kann bestenfalls ein wohlmeinender Träumer sein.

Und ich finde, daß jeder Amerikaner seine Spezialität hat, ebenso wie jeder Engländer, daß er aber nicht so leicht in beschränkte Einseitigkeit verfällt wie der Engländer.

Davor bewahrt ihn die Größe und Allseitigkeit seines Landes, das auf allen Gebieten des wirthschaftlichen und öffentlichen Lebens das dankbarste Feld bietet, zu den äußersten Anstrengungen aufmuntert. Und davor bewahrt ihn die Trefflichkeit der amerikanischen Erziehung, der amerikanischen Volksschule. Ich weiß, da habe ich etwas gesagt, wozu Mancher daheim den Kopf schütteln wird. Es ist aber trotzdem die Wahrheit. Ich habe mich hier mit kompetenten deutschen Schulmännern, die das deutsche wie das amerikanische Schulwesen genau kennen, eingehend unterhalten; ich bin selber nicht ganz unerfahren auf diesem Gebiete und habe mich bemüht, durch eigene Anschauung und Prüfung sine ira et studio zu einem gewissenhaften, richtigen Urtheil zu gelangen, — und das Ergebniß ist: die amerikanische Volksschule leistet mehr als die deutsche. Und den deutschen Schulbehörden kann ich nur rathen, einmal eine Kommission von erfahrenen, vorurtheilslosen Schulmännern herüberzuschicken, — sie wird viel lernen, was in Deutschland nachgeahmt zu werden verdient.

Die Volksschule theilt sich hier in die Primary School (Primärschule) und die Grammar School („Grammatikschule"). Beide zusammen, — und sie gehören organisch zusammen — umfassen ungefähr dieselben Altersklassen — 6 bis 14 Jahre — und dieselben Unterrichtsgebiete, wie unsere deutsche Volksschule. Wohlan, von kompetenten Autoritäten wird mir einstimmig versichert — und durch eigene Anschauung

und Erfahrung habe ich mich von der Richtigkeit überzeugt —, daß die Kinder, Knaben und Mädchen, welche die Primary- und Grammar-School durchgemacht, im Durchschnitt besser lesen, schreiben und rechnen, als die deutschen Kinder, welche unsere Volksschule durchgemacht haben. Besser lesen — d. h. mit größerer Leichtigkeit und größerem Verständniß des Inhalts. Besser schreiben, d. h. eine schönere fließendere Handschrift und eine größere Leichtigkeit des stilistischen Ausdrucks haben. Ich war geradezu erstaunt, als ich mir die Hefte der Schulklassen und die Aufsätze der Schüler und Schülerinnen ansah. Vom Rechnen will ich nicht weiter reden — auf diesem Feld ist die Superiorität der Amerikaner wohl anerkannt. Aber Lesen, Schreiben und Rechnen ist nicht Alles. In Geographie und Geschichte fand ich den amerikanischen Unterricht vortrefflich, und was Heimathskunde angeht: die Kenntniß des eigenen Lands und seiner Zustände und Einrichtungen, so können wir uns mit den Amerikanern in keiner Weise messen. Schon das amerikanische Kind der mittleren Volksschulklassen hat ein übersichtliches Bild seines Vaterlands und der Verfassung und Institutionen desselben. Ich besuchte dieser Tage eine der öffentlichen Schulen und in einer der Klassen nahm die Lehrerin auf meinen Wunsch eine kleine Examination der etwa 12jährigen Kinder vor. Unter Anderm auch in der Heimathskunde, und das war mir besonders interessant:

Frage: Was für eine Regierung haben die Ver. Staaten?

Antwort: Die Vereinigten Staaten sind eine Republik.

Frage: Was ist eine Republik?

Antwort: Ein freier Staat.

Bis hierher war alles glatt gegangen. Die nächste Frage war etwas schwieriger.

„Was ist ein freier Staat?"

Die Gefragte, ein lebhaftes, aufgewecktes Ding, antwortete rasch:

„Ein Land, wo das Gesetz herrscht."

Lehrerin: „Denke nach; ein Land, wo das Gesetz herrscht, ist nicht nothwendig ein freies Land. Es gehört noch etwas mehr dazu. Kannst du es mir sagen?"

Und Dutzende von Fingern reckten sich empor. Die Kleine hatte sich nun aber auch besonnen, und mit blitzenden Augen sagte sie:

„Ein freier Staat ist ein Staat, in welchem das Gesetz herrscht, und die Gesetze vom Volk gemacht werden." Und von der Lehrerin gestreichelt, setzte sie sich vergnügt wieder hin.

Es kamen mir bei diesem ernstheiteren Zwischenfall so mancherlei Gedanken, und die breite, breite Kluft, welche die Volksschule des freien Amerikas von der unsrigen trennt, gähnte vor meinen „geistigen Augen". —

„Doch das ist Gedächtnißkram," hält mir vielleicht ein Patriot entgegen.

O nein, in der amerikanischen Schule ist weit weniger Gedächtnißkram als in der deutschen, und die Anregung zu selbständigem Denken zieht sich wie ein rother Faden durch den ganzen Unterricht.

Der Unterricht der Volksschule ist fast ausschließlich in den Händen von Lehrerinnen — nur in den höheren Knabenklassen sind Lehrer angestellt, und auch nur für bestimmte Fächer. Ich war immer der Ansicht, daß Frauen, weil geduldiger und liebevoller, sich besser für den Schulunterricht der Kinder eignen als Männer; und ich habe das hier im vollsten Maaße bestätigt gefunden. Es ist rührend, mit welcher Liebe die Kinder an ihren Lehrerinnen hängen, und welche vorzügliche Schulzucht diese zu erhalten wissen.

Die Volksschulen sind sogenannte Free-Schools, d. h. frei von Schulgeld und Schulausgaben (für Lehrmittel u. s. w.) und frei von Religion. Da in Amerika die Religion Privatsache ist, die den Staat gar nichts angeht,

so ist folgerichtig auch der Religionsunterricht Privatsache. Auch da wäre für uns zu lernen. Freilich, wir stehen da wieder vor jener gähnenden Kluft.

Und wenn ich noch weiter sage, daß die Schulräume aufs sorgsamste ventilirt, und mit allen nöthigen Geräthen und Bequemlichkeiten für die Kinder, namentlich auch mit überaus praktischen, verschiebbaren Bänken und Pulten versehen sind, außerdem mit verschiebbaren Wänden, so daß die Klassenzimmer nach Bedarf erweitert werden können, — so wirst Du Dich über meine Bewunderung der amerikanischen Schule nicht wundern.

Tagebuch.

Den 28. September. Gestern vor 14 Tagen kam ich in die neue Welt, und, wenn ich die ungeheure Masse der neuen Eindrücke bedenke, die Summe dessen, was ich gelernt, dann kommt es mir vor, ich sei schon Jahre lang hier. Wenn ich aber bedenke, wie neu dieses Land mir noch ist, wie viel ich noch zu lernen habe, um es auch nur annähernd „auszukennen", dann denke ich, ich sei erst von einer Stunde ans Land gestiegen. Natürlich muß ich mein Urtheil oft korrigiren — in einem Punkt bleibt es jedoch unverändert: Amerika ist eine neue Welt und Amerika, ich meine die Vereinigten Staaten, sind mehr als ein Land, mehr als ein Staat — sie sind ein Welttheil, was kein anderes Land der Welt von sich sagen kann.

Der Größe dieses Riesenreichs, dieses Weltreichs, das an Flächenraum jedes andere Reich, sogar China weit übertrifft, und nach ein paar Menschenaltern selbst China an Bevölkerung übertreffen wird — entspricht das Volk, ich hätte fast gesagt die Größe der Bewohner; doch das hätte mißdeutet werden können. Das Volk hat das Bewußtsein dieser Größe. Jeder Amerikaner — Mann, Frau und Kind — ist felsenfest, bis in die innerste Faser davon durchdrungen, daß Amerika das größte, schönste, reichste, bestregierte und bestverwaltete Land der Welt ist; und — das unterscheidet den Amerikaner von einem hohlen Prahlhans — jeder Amerikaner, Mann, Frau und Kind, wirkt mit Anspannung aller Kraft darauf hin,

Amerika zur first country of the world, zum ersten Lande der Welt zu machen. Die Herren „Politiker", wie man hier zu Land die Aemterjäger und Staats- oder Gemeindediebe nennt, sind natürlich ausgenommen. Indeß Ausnahmen beweisen nur die Regel. Selbst in England habe ich nicht diesen Alles in den Hintergrund drängenden Stolz auf das Vaterland getroffen, nicht diesen fieberhaften Ehrgeiz, stets in vorderster Reihe als der Vorderste zu stehen, nicht diese ausdauernde Energie, der Vorderste zu werden und zu bleiben! Ein solches Volk muß das erste Volk der Erde werden — wenn es das nicht schon ist, was ich fast glaube.

Auf der Eisenbahn, zwischen New-York und Philadelphia, den 30. Sept. Soeben über den Delaware gefahren — sieht ungefähr aus wie die Elbe bei Magdeburg, nur etwas breiter. Und die Landschaft auf ein Haar, wie die Landschaft zwischen Leipzig und Magdeburg. — Das Land flach wie ein Pfannkuchen, natürlich kein Berliner. Ohne die üppigen Maisfelder, die Fences — die spezifisch-amerikanischen Zäune, d. h. die horizontal auf Holzstützen genagelten Latten zur Umzäunung der Felder — und hier und da die Reklamen mit mannshohen Buchstaben auf offenem Felde, und ohne die verschiedene Einrichtung der Eisenbahnwagen wäre die Ähnlichkeit perfekt — zum Verwechseln.

Philadelphia, den 1. Oktober, Morgens. „Unsere Stadt ist die amerikanischste Stadt in Amerika," sagte mir gestern ein eingeborner Philadelphier, „New-York ist gar keine amerikanische Stadt; es könnte ebenso gut in Deutschland oder England liegen."

Was den ersten Theil betrifft, so ist er richtig und falsch — richtig, denn Philadelphia enthält unter seiner Million von Einwohnern bloß 100,000 „Fremde" oder „Ausländer". Falsch, denn Städte wie Chicago, Milwaukee u. s. w. ver-

treten jedenfalls den amerikanischen Go ahead-Geist weit besser. Und es ist auch nicht richtig, daß New-York keine amerikanische Stadt sei. Denn, wenn es auch ein Sammelsurium aller möglichen und unmöglichen Nationalitäten ist, so liegt doch schon gerade darin etwas wesentlich Amerikanisches.

Philadelphia ist die weitläufigst gebaute Stadt der Welt — 15 englische Meilen (3 deutsche) lang und über 12 breit — und soll eine um mehrere (englische) Quadratmeilen größere Bodenfläche bedecken als London. Die „Quäkerstadt" verdient noch heute ihren Namen. Verglichen mit New-York, macht sie den Eindruck beschaulicher Ruhe; sie wird deßhalb ein „Großdorf" genannt — ein grand village —, und diese spöttische Bezeichnung ist nicht unverdient; sie ist aber meines Erachtens ein Lob und kein Tadel. Die Übel der Großstädte, des Auf- und Aneinanderdrängens ungeheurer Menschenmassen mit seinen gesundheitlichen und moralischen Nachtheilen, sind allseitig anerkannt; und von tüchtigen Denkern und Reformatoren ist schon der Gedanke ausgesprochen worden, daß es nothwendig sei, die Städte der Zukunft derart zu bauen, daß die Bewohner zugleich mit den Vortheilen des Stadtlebens auch die des Landlebens genießen können. In Philadelphia ist dieses Ideal bis zu einem gewissen Grade verwirklicht. Es ist eine Stadt, die auf dem Land liegt — eine riesige Sammlung von großen und kleinen Landhäusern mit nur wenigen Verkehrsstraßen großstädtischen Charakters. Die Mehrzahl der Familien bewohnt ein Haus für sich, und so ziemlich jedes Haus hat ein Gärtchen oder einen Garten — häufig zwei, einen in der Front, den andern nach hinten. Und der Fairmount Park, welcher der Stadt Gesundheit und Landluft zuführt, ist der schönste und größte Park der Welt, selbst die Londoner Parks weit übertreffend, und reich an landschaftlichem Reiz — herrliche Waldungen und Wiesen an den Ufern des Schuylkill, hüglicher Boden, durchfurcht von romantischen Schluchten, und wunderbare Aussichtspunkte. Hier sah ich zum

erstenmal den amerikanischen Baumwuchs in voller Pracht — das Laub von einer Üppigkeit und einem saftigen Grün, wie es in Deutschland doch wohl nirgends vorkommt. Und hier sah ich auch zum ersten Mal die „wilde Rebe" in ihrer Heimath — an Eichen und Platanen sich emporrankend und majestätische Guirlanden bildend, die der Herbst jetzt mit brennendem Purpur gefärbt hat. — Dieser unvergleichliche Park ist mit Recht der Stolz der Philadelphier und ihr Wallfahrtsort. Überall sehen wir Gruppen von Frauen und Kindern, die während der Arbeitszeit des Mannes und Vaters sich bei schönem Wetter hier aufzuhalten pflegen. — Und es ist für jede Bequemlichkeit gesorgt — Bänke und Stühle in Hülle und Fülle, Plätze zum Feueranmachen und, außer den theilweise geradezu wundervollen Blumenbeeten, nicht ein Plätzchen, dessen Betretung verboten wäre! Und wie sorgfältig schont das Publikum die Blumen. Ich hielt mich ziemlich lange in der Horticultural Hall und deren nächsten, zauberhaft schönen Umgebung auf. Man lege den Floragarten in Charlottenburg und den Palmengarten in Frankfurt zusammen, dann hat man ungefähr ein annäherndes Bild dieses Feenpalastes und Feengartens. Hunderte und Hunderte von Spaziergängern wogten auf und ab — meistens der arbeitenden Klasse angehörig — aber auch nicht eine Blume wurde berührt, und wenn ein Kind irgend einer Pflanze zu nahe kam, wurde es sofort von der Mutter zurechtgewiesen.

Obgleich Philadelphia nur sehr wenige Straßen enthält, die einen monumentalen Charakter tragen, so umfaßt es doch viele monumentale Gebäude. Der Bahnhof gilt für den schönsten der Vereinigten Staaten, und würde selbst in Europa, wo man durchschnittlich weit großartigere Bahnhöfe hat als in den Vereinigten Staaten, den schönsten und größten zuzurechnen sein. Und das neue Stadthaus (die Townhall), von weißem Marmor — noch nicht ganz vollendet — ist ein imposanter Bau, der schon 11 Millionen Dollars (45 Mill. Mark) gekostet hat und noch etliche Millionen mehr kosten wird!

Ein anderer Bau, der zwar keine architektonischen Schönheiten darbietet, zu dem aber jeder Besucher der „Quäkerstadt" seine Schritte lenkt, ist die Independence Hall*) — die Wiege der amerikanischen Republik. In dieser „Halle", die kein Freund der Freiheit ohne einen heiligen Schauer betritt, wurden die Unabhängigkeitsakte unterzeichnet. Der Raum, welcher die weltgeschichtliche That sah, ist möglichst in seinem damaligen Zustand erhalten worden; der Tisch, auf dem die Unterzeichnung stattfand, die meisten der Stühle, auf denen die Volksvertreter saßen — und noch viele andere Denkwürdigkeiten aus jener denkwürdigen Zeit sind da zu sehen, nebst den Portraits der Väter der Union. Auch die Glocke, mit der die Unabhängigkeit eingeläutet ward, hängt noch am alten Platz. Das ganze Gebäude ist als historisches Museum eingerichtet; und Alles was wir hier sehen, hat Bezug auf die Geschichte der Vereinigten Staaten, des Staates Pennsylvanien und der Stadt Philadelphia, deren Gründung mit der des Staates oder der Kolonie Pennsylvanien zusammenfällt. Da haben wir den ersten Vertrag mit den Indianern — der einzige mit ihnen, sagt man mir, der jemals gehalten worden ist, weil Penn zufälligerweise zu jenen seltenen Menschen gehorte, die da glauben, Verträge seien nicht dazu da, um gebrochen zu werden —, ferner die Charter (den Freibrief) der Stadt — Briefe englischer Könige, worunter einer in deutscher Sprache, der sich auf die Gründung des jetzt mit Philadelphia zusammengewachsenen Germantown (Deutschstadt) bezieht — zahlreiche „Reliquien" von den alten Quäkern, und endlich als letztes, interessantestes und bedeutsamstes: „Reliquien" von Washington und seinen Mitkämpfern, den Vätern des amerikanischen Freistaats. All diese Dinge sind schon beschrieben worden, und äußerlich sieht ein solches historisches Museum dem andern so ähnlich wie ein Ei dem andern. Was mich hier mehr interessirte als die Dinge, das

*) Auf deutsch: Unabhängigkeitshalle.

waren die Menschen. Die Zuschauer waren mir das Hauptschauspiel. Diese Andacht, diese Bewunderung und diese Kenntniß der Ereignisse und Männer, an welche die zur Schau gestellten Gegenstände erinnern! In keiner katholischen Kirche kann die Andacht größer sein. Da ist Glaube und Verehrung. Verehrung der Männer, welche die Vaterstadt, den Vaterstaat und das Vaterland geschaffen. Glaube an die Größe, die Herrlichkeit und die Zukunft der Vaterstadt, des Vaterstaats und des Vaterlands — the greatest, freeest, most beautiful and most perfect country of the world — des größten, freiesten, schönsten und vollkommensten Landes der Welt — denn das, wie schon gesagt, ist der erste Satz in dem Credo jedes Amerikaners und jeder Amerikanerin. Und das ist keine blinde Verehrung, kein blinder Glaube — die Verehrung und der Glaube, sie haben klare Augen und die Augen weit offen (wide awake). Und mit dem Glauben vereinigt sich das Wissen. Die kleinen Mädchen und Bübchen, die da verklärten Blicks die Heiligthümer anschauten, sie flüsterten einander mit gedämpfter Stimme zu: das ist Washington und der dort Franklin, und sie wissen, was Washington und was Franklin gethan, und sie kennen den Vertrag, den Penn mit den Indianern abgeschlossen und die Schlachten des Unabhängigkeitskriegs. — — —

„Sie überschätzen diese Amerikaner," bemerkte mir soeben ein seit langem in der neuen Welt ansäßiger Landsmann, „die Amerikaner sind entsetzlich bornirte Menschen, stockkonservativ."

Der gute Landsmann — und das suchte ich ihm begreiflich zu machen, jedoch ohne Erfolg — hat sich in Worte und Vorurtheile verrannt. „Stockkonservativ" sind die Amerikaner allerdings in politischer Hinsicht — aber das ist keine Bornirtheit, sondern hat seinen sehr guten Grund. Alle demokratischen Völker sind konservativ. Die amerikanische Verfassung verdient es wahrhaftig, „konservirt" zu werden — trotz alledem und alledem. Despotisch regierte Völker sind niemals konservativ, weil sie nicht zufrieden sind. Nur demo-

kratische Völker können konservativ sein — eine verteufelt einfache Wahrheit, die aber von vielen sogenannten Staatsmännern noch nicht kapirt worden ist.

Newyork, den 1. Oktober. Sie sind doch immer praktisch, die Amerikaner, und ich muß ihnen hier feierlich Abbitte thun, daß ich dies einmal bezweifelte. Ich meine in Sachen der Schreibmaschine, des sogenannten Typewriter. „Was kann mir eine Schreibmaschine nützen?" hatte ich gespottet, als mir ein Freund in Deutschland die Vorzüge dieser Erfindung klar machen wollte. „Beim besten Willen und größtem Geschick brauche ich ein Jahr, ehe ich mit dieser Maschine so rasch schreiben kann, wie mit der Hand; und auch dann würde die Maschinenschrift mir die Handschrift noch lange nicht setzen, weil sie mehr Aufmerksamkeit heischen und dadurch dem Fluß der Gedanken hinderlich sein würde." Nun — das war ja auch nicht unrecht. Der Typewriter wird sich zum direkten Gebrauch für Schriftsteller und Journalisten wohl schwerlich je eignen — die Schreibkunst ist also noch nicht auf den Aussterbe-Etat gesetzt.

Aber für Rechtsanwälte und Notare, für Kaufleute, für Bureauchefs, kurz für alle Leute, die eine ausgebreitete Korrespondenz haben, und Abschreiber brauchen, ist der Typewriter von außerordentlichem Nutzen.

Ich erhielt dieser Tage einen sehr ausführlichen Brief von einem amerikanischen Freunde — einem angesehenen Advokat. Der Brief, welcher eine Einladung enthielt, war mit dem Typewriter geschrieben, oder richtiger gedruckt, und nur die Unterschrift von der Hand meines Freunds. Als ich zu diesem kam, war meine erste Frage: „Sie haben den Brief doch nicht selbst geschrieben?" „Nein," erwiderte er lächelnd. „Einer meiner Clerks ist Stenograph, ein anderer ist auf den Typewriter

eingeübt. Ich diktire dem Stenograph, und das Stenogramm wird dem Maschinenschreiber*) gegeben. Sie können sich denken, wie viel Zeit ich auf diese Weise erspare.“ Und er setzte mir weiter auseinander, wie er alle seine größeren Arbeiten vom Brouillon auf die Schreibmaschine übertragen lasse. Ein guter Maschinenschreiber liefert die Arbeit nicht bloß rascher wie ein Handschreiber — er liefert auch — und das ist die Hauptsache — weit bessere Arbeit. Die Schrift des Typewriter liest sich wie Druckschrift — und wird von den Schriftsetzern dem besten mit der Hand geschriebenen Manuskript vorgezogen. Bei allen für den Druck, d. h. die Vervielfältigung durch den Buchdruck bestimmten, schriftlichen Arbeiten ist also der Typewriter zu empfehlen. Kurz, die Vortheile sind sehr bedeutend. In Amerika gewinnt der Typewriter deshalb auch rasch an Boden, und das Maschinenschreiben ist schon zu einem regelmäßigen Erwerbszweig geworden. Ich kann meinen deutschen Landsleuten nur rathen, dem amerikanischen Beispiel zu folgen. Mancher könnte sich und seinen Kindern einen sicheren Verdienstquell schaffen, wenn er das Schreiben mit dem Typewriter erlernte oder erlernen ließe. Der Typewriter hat eine Zukunft und wird die Handabschreiberei bald ganz verdrängt haben.

*) Derselbe wird ebenfalls Typewriter genannt, so daß das Wort nicht bloß die Maschine, sondern auch den mit ihr Arbeitenden bezeichnet — was sehr natürlich, da Typewriter wörtlich heißt: Typenschreiber.

Briefe.

Newyork, den 1. Oktober, Abends.

Im Südosten von Newyork wohnen unsere Landsleute so zahlreich und dicht zusammen, daß in verschiedenen Theilen die Bevölkerung ebenso deutsch ist als in irgend einer deutschen Stadt. Eine Schule, die ich vorgestern besuchte, hat, wie die Oberlehrerin mir sagte, gegen 1200 Schülerinnen und Schüler — darunter höchstens 50 nicht deutsche. Man muß allerdings bedenken, daß die Juden hier, wie so ziemlich überall sonst im Ausland, den Deutschen zugezählt werden. In einzelnen Klassen sprechen alle Kinder ausnahmslos deutsch. Mehrere, die ich befragte, wollten aber durchaus nicht deutsch sein. „Wir sind Amerikaner." „Aber du bist doch kein amerikanisches Mädchen?" sagte ich auf Englisch zu einer solchen Verleugnerin des Deutschthums, die, wie ich aus ihrem Heft ersah, einen der denkbar deutschesten Namen und auch die denkbar deutschesten Züge trug. »Yes, I am an American.« („Ja, ich bin eine Amerikanerin.") „Kannst du denn nicht deutsch sprechen?" »No, Sir!« „Bist du in Amerika geboren?" Nach kurzem Zögern: »Yes, Sir!« „Sind deine Eltern in Amerika geboren?" Nach noch längerem Zögern: »No, Sir!« „Wo kamen sie denn her?" Wieder nach längerem Zögern: »From Europe.« „Aus welchem Land in Europa?" Verlegenes Besinnen und keine Antwort. „Sind sie nicht aus Deutschland gekommen?" Fortgesetztes Besinnen und endlich die Antwort: »I don't know.« Ich weiß nicht.

Hätte ich die Eltern des Kindes in diesem Augenblick vor mir gehabt, ich hätte ihnen wahrscheinlich eine kräftige Strafpredigt gehalten. Nach guter deutscher Sitte schämen sie sich, Deutsche zu sein, und haben ihrem Kind seine nationale Herkunft verschwiegen. Der Lehrerin, die erstaunt zugeschaut und zugehört hatte, erwiderte ich auf ihre fragenden Blicke: Well, that is a german peculiarity — das ist eine deutsche Eigenthümlichkeit, die uns von keinem anderen Volke der Erde streitig gemacht wird. Und ich dachte bei mir: es ist nicht so leicht, ein großes Volk zu sein — die Soldaten thun's sicherlich nicht.

Ich muß nochmals auf die treffliche Schulzucht zurückkommen, die ich in den hiesigen Free Schools gefunden habe — obgleich der Unterricht von Lehrerinnen ertheilt wird. Obgleich? Ich sollte richtiger sagen: weil. Es unterliegt für mich keinem Zweifel — und ich werde durch hiesige deutsche Lehrer in meiner Ansicht bestärkt —, daß Mädchen und Frauen nicht nur durch ihr liebevolleres Wesen das Herz der Kinder leichter gewinnen, sondern auch durch ihre größere Ruhe und ihren größeren Ordnungssinn mehr Autorität ausüben. Thatsache ist, daß in den Klassen der Lehrerinnen die Kinder füg- und gehorsamer sind als in den Klassen der Lehrer, und daß Friktionen und Explosionen weit seltener vorkommen. Namentlich sind es die Knaben, die durch den sanften und sänftigenden Einfluß der Frauen und Mädchen gebändigt werden. Es wird das Niemanden überraschen der Knaben im Verkehr mit gebildeten Frauen und erwachsenen Mädchen beobachtet hat. Das Geschlechtsleben, welches weit früher beginnt, als man gewöhnlich annimmt, gibt den Schlüssel zu dieser Erscheinung. Und der Einfluß wird dadurch erhöht, daß bei den Lehrerinnen auch auf Schönheit und Anmuth, und auf ein ladylike appearance — ein ladyhaftes Äußere und feine Manieren — gesehen wird.

Wie schon gesagt, werden alle Lehrmittel umsonst geliefert:

Schreibmaterialen, Schreibhefte, Zeichenhefte, Vorlagen, Atlanten und Schulbücher jeder Art – und alles in vorzüglichster Qualität.

Schmutzige, eselsohrige Schreibhefte, Schulbücher mit abgerissenem Einband und zerlesenen, zerfetzten Blättern gibt es nicht — die Kinder werden angehalten, ihre Sachen aufs Peinlichste rein zu halten, und sobald die Schulbücher verschlissen sind, werden sie durch neue ersetzt. Daß dies zur Reinlichkeit und Ordnung beiträgt, brauche ich kaum zu sagen, denn Jedermann weiß, oder sollte wenigstens wissen, daß Unreinlichkeit und Unordnung ansteckende Krankheiten sind, und daß das fortgesetzte Hantiren mit schmutzigen, schlecht in Stand gehaltenen Werkzeugen und Gegenständen zu Unreinlichkeit und Unordnung förmlich erzieht. Ja, ich behaupte sogar — und stütze mich auf eigene Erfahrung — daß sich aus einem sauberen, hübsch gebundenen Buch besser lernt, als aus einem schmierigen und zerrissenen.

Was nun die innere Güte der Schulbücher betrifft, so hat es mir bisher an der Zeit zu einer eingehenden Prüfung gefehlt. Ich muß mich da auf das Urtheil Anderer verlassen, von denen ich weiß, daß sie zu einem Urtheile befähigt sind. Und das Urtheil lautet: die Schulbücher sind sämmtlich in ihrer Art vortrefflich; sie sind von den deutschen so verschieden, wie das amerikanische Unterrichtssystem von dem deutschen verschieden ist, aber in ihrer Art — ich wiederhole das — liefern sie das Beste, was geliefert werden kann. Man geht hier von dem sehr guten Grundsatz aus, daß für die Kinder nur das Beste gut genug ist, und läßt deshalb die Schulbücher von den namhaftesten Gelehrten des betreffenden Faches schreiben; und die namhaftesten Gelehrten rechnen es sich zur Ehre, Schulbücher zu schreiben. »For the children are our future!« „Denn die Kinder sind unsere Zukunft!" sagte mir eine amerikanische Lehrerin, mit der ich das Thema besprach. Das Wort ist nicht sehr neu — es ist schon oft

gesagt worden — nur hat es hier eine erhöhte Bedeutung, weil es für die Amerikaner nicht eine bloße Phrase ist.

Daß die Schulbücher gutes starkes Papier und einen festen Einband haben, ist überflüssig zu bemerken. Solches Schundpapier und solchen Schundeinband, wie unsere deutschen Schulbücher, haben die Schulbücher keines anderen Volkes der Erde — ich meine natürlich die Kulturvölker. In Rußland und in der Türkei nebst den Balkanstaaten soll es in dieser Hinsicht ganz deutsch sein.

New Haven Connecticut, den 3. Oktbr. 1886.

Hier stecke ich nun in dem Fabrikstaat Connecticut, in einer prächtigen neuen Fabrikstadt — der man es aber gar nicht ansieht — an der Küste des atlantischen Ozeans, dessen blauschwarze Fluthen sich vor mir ausdehnen. Die Fahrt von Newyork hierher war äußerst angenehm; ich fange an, mich in den amerikanischen Eisenbahnwagen zurechtzukennen. Und nachdem ich zwischen Newyork und Philadelphia von Kohlenasche und Staub sehr viel zu leiden gehabt, hatte ich gestern einen Wagen, der mit dem besten deutschen Eisenbahnwagen erster Klasse die Konkurrenz siegreich bestehen würde. Wir kamen durch viele Wälder, und da die Bahn sich der Seeküste entlang zieht, so hatten wir, wo die Wälder aufhörten, meist herrlichen Ausblick auf das Meer. Ich sagte, mein Wagen von gestern habe siegreich die Konkurrenz mit einem deutschen Eisenbahnwagen erster Klasse bestehen können. Das ist buchstäblich wahr. Allerdings fehlten die sammtnen Polster, allein die sehr eleganten, mit Rohr überzogenen Sitze und Lehnen sind ebenso bequem wie die Plüsch-Polster; und daß man sich frei hin- und herbewegen kann, ist ein Vortheil, den man bei längerem Reisen erst in seiner ganzen Bedeutung schätzen lernt. Und wo sind die Wagen erster Klasse in Deutschland, in denen mir jeden Augenblick krystallhelles Eis-Wasser angeboten wird

— und zwar unentgeltlich, und ohne daß ein Trinkgeld erwartet wird?

Und die Höflichkeit und Zuvorkommenheit der Passagiere! Ich begreife in der That nicht, wie die Amerikaner in den Ruf schlechter Manieren gekommen sind. Wenn ich mir denke: hier in einem und demselben Wagen sitzt das Publikum beisammen, welches bei uns in die erste, die zweite, die dritte und die vierte Klasse vertheilt wird, — dann muß ich mir sagen: in Amerika ist gentlemenlikes Benehmen doch etwas verbreiteter als bei uns. Und wohl gemerkt, auch die sog. „niederen" Klassen reisen in Amerika weit häufiger als bei uns. Doch — es gibt keine niederen Klassen in Amerika. Das ist keine Phrase. Und ich glaube nicht, daß ich ein höheres Lob aussprechen könnte.

— 4. Oktober 1886. New Haven wird von den Amerikanern die Elm City, die Stadt der Ulmen genannt. Wahrscheinlich hat sie sich selbst den Namen gegeben, denn in Amerika stellt man seine Verdienste nicht unter den Scheffel. Die Ulmenstadt verdient aber auch ihren Namen. Überall, prachtvolle, hochemporragende Ulmen, im Park, auf den Plätzen, in den Straßen. Denn die Stadt ist sehr weitläufig gebaut — ähnlich wie Philadelphia — und auch ebenso gesund wie Philadelphia. Die Deutschen, welche ich hier traf, sind entzückt von ihrer Stadt, zu deren geachtetsten und angesehensten Bewohnern sie gehören.

Hier war ich zum ersten Mal in einem rein amerikanischen Hotel. Obgleich ich über die amerikanischen Hotels sehr viel gelesen habe, kam mir vieles doch recht fremdartig vor, aber ich söhnte mich bald mit dem Fremdartigen aus. Ist man einmal orientirt, so findet man Alles sehr zweckmäßig, und bekanntlich sind alle amerikanischen Hotels über einen Leisten geschlagen, so daß, wer eins kennt, in allen

zu Haus ist. Und das ist für den Reisenden etwas sehr Angenehmes. Um so angenehmer, weil auch in den amerikanischen Hotels das amerikanische Prinzip des Help yourself — Hilf dir selbst — zu voller Geltung gebracht ist. Man schreibt seinen Namen ein, bekommt ein Zimmer angewiesen und hat dann für sich selbst zu sorgen. Keiner kümmert sich um den Andern. Zur bestimmten Zeit hat man sich bei den verschiedenen Mahlzeiten einzufinden — und im Übrigen benützt man, ohne Jemanden zu fragen oder mit Jemand ein Wort zu reden, Badezimmer, Schreibzimmer, Gesellschaftszimmer u. s. w. — kurz man thut, als wäre man zu Haus und zwar allein zu Haus. Die übrigen Gäste existiren bloß insofern, als zwei Körper nicht zugleich einen Raum einnehmen können — man tritt ihnen nicht auf die Füße, setzt sich nicht auf ihren Stuhl, geht nicht in ihr Zimmer — das ist alles. Eine geisterhafte Stille herrscht; und treffen Bekannte zusammen, so sprechen sie zu einander in Flüstertönen — und in Flüstertönen befragt uns der Kellner oder die Kellnerin im Speisezimmer, was wir wünschen, entfernt sich schweigend und bringt schweigend das Gewünschte. Ich dachte einen Moment, ich sei von Automaten bedient und von Automaten umringt, und es war mir ganz unheimlich zu Muthe. Man gewöhnt sich aber daran. —

Meriden, 4. Oktober.

Bei prächtigem Herbstwetter eine Spazierfahrt durch einen der schönsten Theile von Neu-England — von New Haven nach Meriden — das ist ein Genuß, auf den ich nicht gerechnet hatte. Die Wälder im schönsten Herbstschmuck. Was namentlich auffällt, sind die vielen purpurroth gefärbten Bäume — meist Ahornbäume, wilde Reben und Eichen, jedoch anderer Art als die bei uns vorkommenden. Und welche Üppigkeit der Vegetation! Buntfarbigkeit ist überhaupt ein Charakterzeichen der neuen Welt.

Die Vögel bunt — singen aber nicht. Die Bäume bunt — wenigstens im Herbst — die Frauen bunt gekleidet, — die Reklamen bunt in allen Farben des Regenbogens. —

Die gestrige Spazierfahrt werde ich nicht vergessen. Die Gegend ziemlich bevölkert, wenn auch nicht so wie im westlichen und mittleren Deutschland. Und die netten Häuser am Weg! Meist von Holz, aber solid, und komfortabel eingerichtet. Es war gerade Sonntag, und alle Wirthshäuser geschlossen. Connecticut ist ein halber Temperenzstaat. Am Sonntag darf gar nichts verschänkt werden. Unsere Landsleute sind nicht erbaut davon. Die Temperenzelei hat aber doch eine gewisse Berechtigung. Wir hatten im Wagen nach deutscher Sitte einiges Trinkbare und boten dem Kutscher, einem ächten Anglo-Amerikaner, ein Gläschen an. Er verweigerte es: „Sind Sie ein Temperenz-Mann?" „Nein, aber ich darf nicht trinken, sonst könnte ich Sie umwerfen. Wenn ich trinke, werde ich betrunken. Und da trinke ich lieber gar nicht." Und er erzählte uns, wie er nicht Maaß zu halten wüßte und vor mehreren Monaten 8 Tage lang sinnlos betrunken gewesen sei und in Folge dessen sich einen Verlust von 150 Dollars zugezogen habe.

Wir drangen nicht weiter in den Mann. Leider gibt es gerade unter den Engländern und Anglo-Amerikanern sehr Viele, die ihm ähnlich sind, und so erklärt sich die Temperenzgesetzgebung. Sie schießt allerdings über das Ziel hinaus, und erreicht deshalb ihren Zweck nicht — bei jedem Schritt sieht man, wie sie umgangen wird —; immerhin kann ich nicht in das unbedingte Verdammungsurtheil meiner deutschen Landsleute einstimmen und bin der Ansicht, daß für einen Menschen, der im Trinken nicht Maaß halten kann, die Total Abstinence (die vollständige Enthaltung von geistigen Getränken) entschieden weit besser ist als Völlerei. Freilich durch Zwangsgesetze läßt sich nur wenig ausrichten. Belehrung, gute soziale Verhältnisse sind wichtigere Faktoren. Jedenfalls sieht

die Arbeiterklasse sehr wohl ein, welch abscheuliches Laster die Trunksucht ist und wie arg sie gerade die Sache der Arbeiter schädigt. Ein Beweis hiefür liegt in der Thatsache, daß sowohl in England als in Amerika die Trades-Unions und Arbeiterkassen-Verwaltungen ihre Geschäftssitzungen meist nur in solchen Lokalitäten abhalten, wo keine Spirituosen verschänkt werden.

Hartford, Conn., 5. Oktober 1886.

Seit einer Viertelstunde bin ich in Hartford, der Hauptstadt des Staates Connecticut — und wohne schräg gegenüber dem Kapitol, wo die gesetzgebenden Körper ihre Sitzungen haben. Heut Nachmittags werde ich es mir ansehen. Gestern fanden im ganzen Staat die Gemeindewahlen statt, die genau so vorgenommen werden, wie die Staats- und Kongreßwahlen. Ich betrachtete mir die Sache in Meriden und studirte das Wahlverfahren. Die Abstimmung ist ähnlich wie bei uns, durch zusammengefaltete Stimmzettel, die jedoch nicht bloß einen Namen, sondern die Namen sämmtlicher für die Gemeindeämter der betreffenden Gemeinde oder — bei den Staats- und Staaten-Wahlen — für die Vertretung des Landes bestimmten Kandidaten enthalten. Die Registrirung der Stimmberechtigten hat, ähnlich wie bei uns, einige Zeit vor der Wahl stattzufinden; ein Wähler, der am Wahltag bemerkt, daß aus dem einen oder andern Grunde sein Name in der Wählerliste fehlt, kann aber sein Wahlrecht trotzdem ausüben, wenn er seine Persönlichkeit im Wahllokale feststellen kann. Gerade wie bei uns stehen vor den Wahllokalen Leute mit den Wahlzetteln der verschiedenen Parteien. Es herrscht jedoch weit weniger Leben — oder ich will lieber sagen Lärm. Bei der einfachsten Gemeinderathswahl wird bei uns hundertmal so viel Lärm gemacht. Und die gestrige Wahl war insofern sehr wichtig, als sie die Vorschlacht, gewissermaßen die Probeschlacht der allge-

meinen Herbstwahlkampagne ist und deren Schicksal entscheidet. Denn, wie schon gesagt, es handelt sich nicht um eine vereinzelte Wahl; in allen Gemeinden des ganzen Staats werden die Gemeindebeamten, den Mayor natürlich eingeschlossen — und das gilt auch von den übrigen Staaten der Union — an einem und demselben Tage gewählt, und die Parteien, welche sich bei den unmittelbar folgenden Staats- und Kongreß-Wahlen gegenüberstehen, messen auch bei den Gemeindewahlen ihre Kräfte, so daß man nach deren Ausfall den der anderen Wahlen sicher berechnen kann. Was mich namentlich interessirte, ist, daß die Bürgerschaft auch darüber abzustimmen hat, ob Licences (Schankgerechtigkeiten) in der Gemeinde ertheilt werden dürfen. Und nun eine vortreffliche Bestimmung. Laut Vereinigten-Staaten-Gesetz dürfen an einem Wahltag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang keine geistigen Getränke verschänkt werden. Ein vernünftigeres, heilsameres Gesetz läßt sich meiner Ansicht nach nicht denken, und ich wollte, wir hätten es in Deutschland, wo der Unfug, welcher bei Wahlen mit Wein, Bier und Schnaps getrieben wird, zwar nicht so groß ist als früher in Amerika, aber immerhin noch groß genug, um ein Einschreiten zur Pflicht zu machen. Hier wurden an den Wahltagen zahlreiche Wähler regelmäßig durch Spiritnosen entweder bestochen, oder falls sie sich nicht gewinnen ließen, in einen solchen Zustand versetzt, daß sie unfähig waren, ihr Stimmrecht auszuüben, ihre Stimme also der Gegenpartei verloren ging. Wer betrunken ist, darf nemlich hierzuland nicht seine Stimme abgeben; das ist zwar selbstverständlich, aber es ist mitunter gut, ja nothwendig, daß auch Selbstverständliches durch das Gesetz ausgesprochen wird. Allerdings kann das Gesetz gegen das Verschänken geistiger Getränke während der Wahl umgangen werden, und wird auch umgangen — jedoch vergleichsweise nur von Wenigen, da die Polizei scharf aufpaßt. Und während, wie man mir erzählt, in der guten alten Zeit an Wahltagen der Schnaps in Strömen floß

und Betrunkene in hellen Haufen die Straßen durchzogen und man bei jedem Schritt auf Szenen viehischer Völlerei — Verzeihung du liebes Vieh! über- oder unterviehischer Völlerei — stieß, war gestern den ganzen Tag in dem schönen Meriden kein Betrunkener zu sehen. Und auch an anderen Tagen soll es hier wenig Trunkenheit geben. Erwähnen muß ich noch, mit welch liebenswürdiger Zuvorkommenheit der Mayor der Stadt, Mr. Dolittle, mir das Wahlverfahren erläuterte und mich über die städtischen Verhältnisse aufklärte. Hätte ich Zeit, so würde ich aus dem Städtischen Haushaltplan der schönen Stadt Meriden Einiges mittheilen, was für uns Deutsche sehr interessant und lehrreich wäre — zum Beispiel über das Schulwesen, das hier, wie überall im Osten und Westen der Vereinigten Staaten, mit bewundernswürdigem Eifer gepflegt wird. — Die schöne Stadt Meriden — schreibe ich nun schon zum dritten Mal. Und schreibe es, weil Meriden in Wirklichkeit, ohne Übertreibung, eine der schönsten Städte ist, welche ich in meinem Leben gesehen habe. Wohl gibt es schöner gelegene Städte, aber eine lieblichere Umgebung kann keine Stadt haben. Und nun die Stadt selbst! Kein häßliches Haus! Alle freundlich, nett, und den Eindruck des Wohlbehagens und der Bequemlichkeit machend. Und um den eigentlichen Stadtkern herum hunderte der lieblichsten Cottages. Da möchte man wirklich Hütten bauen. Und die Deutschen hier sind auch alle entzückt von ihrem Meriden, obgleich keiner unter ihnen ist, der nicht dann und wann Heimweh nach dem alten Vaterland empfände, — trotz des mancherlei Ungemachs von allerhand Art, das den meisten dort widerfahren.

Hartford, den 6. Oktober.

Je mehr ich mit den amerikanischen Hotels bekannt werde, desto besser gefallen sie mir. Mit Ausnahme der Privatzimmer,

in denen die übrigen Gäste wohnen, gehört das ganze Hotel uns für die Dauer unseres Aufenthalts ebenso als ob es unser eigenes Haus wäre — und zwar ein vortrefflich eingerichtetes, mit allem erdenklichen Comfort ausgestattetes Haus. Lesezimmer, Schreibzimmer, Musiksalon, Empfangzimmer, Rauchzimmer, Badestuben, und natürlich der Speisesaal — Alles gehört uns, ohne daß wir ein Wort zu sagen brauchen. Bedienung so pünktlich wie ein Uhrwerk und kein Trinkgeld; und eine geradezu musterhafte Ordnung, Reinlichkeit und Ruhe. In meinem jetzigen Hotel sind sämtliche Kellner und Aufwärter Farbige — schwarze, braune, gelbe, in allen Farben und Rassenmischungen, aber alle gleich dienstfertig und aufmerksam. Der Amerikaner liebt bekanntlich das Dienen nicht, und ohne die Farbigen würden die Hotels und andere Anstalten nicht auskommen können. Die Farbigen sind offenbar der Ansicht, ein ehemaliger Sklave brauche sich nicht zu schämen, Bedienter zu sein. Und zwischen einem Bedienten und einem Sklaven ist ja allerdings auch noch ein Unterschied. Der Bediente kann seinen Herrn wechseln, wenn es ihm beliebt, und kann sich in wenigen Jahren so viel ersparen, daß er sich ein kleines Geschäftchen anschaffen und selbstständig werden kann. Ich habe mich vielfach erkundigt: die Lage der Farbigen in den Nordstaaten ist eine recht gute und sie machen sichtliche Kulturfortschritte.

Das Einzige, womit ich mich in den amerikanischen Hotels noch nicht recht befreunden kann, ist das Essen, oder richtiger die Küche, ich meine die Kocherei, indeß ich will ein Urtheil erst fällen, wenn ich hinter ihre Geheimnisse gekommen bin. Jedenfalls ist die amerikanische Küche von der englischen, die ich mit einigen Zusätzen, Weglassungen und Abänderungen für die beste der Welt halte, grundverschieden, und auch die Mahlzeiten — das Wort in dem ursprünglichen Sinn (Zeit des Mahls) und auch in dem abgeleiteten Sinn genommen — ganz verschieden. Das Breakfast (Frühstück) findet zur selben Zeit statt wie in England, ist aber einem richtigen Dinner weit

ähnlicher. Das Lunch oder Luncheon d. h. in England das zweite Frühstück, die Mahlzeit zwischen Breakfast und Dinner, fällt weg und wird gegen 1 oder 2 Nachmittags durch das Dinner ersetzt, welches also unserem Mittagsessen entspricht; und Abends, zur Zeit wo der Engländer sein Dinner einnimmt, zwischen 6 und 8, hat der Amerikaner sein Supper, Abendessen, dem er mitunter noch einen Tea, Thee, anfügt. Das Lunch besteht freilich auch noch hierneben, jedoch nicht als regelmäßige Mahlzeit, sondern als kleiner Imbiß, der gelegentlich und nach Belieben zwischen den regelmäßigen Mahlzeiten verspeist wird, obgleich ich wirklich nicht recht begreife, wie ein menschlicher Magen solcher Extraleistungen noch fähig sein kann. In allen amerikanischen Wirthschaften spielt aber der Lunch, oder Free Lunch eine bedeutende Rolle. Free, frei, heißt er, weil er nichts kostet, und weil jeder Gast, und verzehrt er nur ein Glas Bier, von den auf der Bar oder den Tischen aufgestellten Speisevorräthen — Fisch, Fleisch, Wurst, hier und da auch warme Gerichte — nach Herzenslust genießen kann.

Was mich an dieser amerikanischen Eigenthümlichkeit, von der ja Jeder gehört hat, besonders interessirt, ist, daß sie ein glänzendes Zeugniß für die Wohlhabenheit und hohe Lebenshaltung des amerikanischen Volks bildet. Man nehme an, ein Wirth in Deutschland, z. B. in Berlin richtete einen Free Lunch ein, und erlaubte jedem Gast, der ein Glas Bier bei ihm trinkt, gratis à discretion zu essen — der Mann wäre in 8 Tagen arm gegessen. Die amerikanischen Wirthe werden nicht arm gegessen, und machen im Gegentheil ein ausgezeichnetes Geschäft. Die Sache ist: der amerikanische Wirth hat es mit Leuten zu thun, die sich satt gegessen haben und nur, um sich zum Trinken zu stärken, den meist pikanten und durstreizenden Speisen zusprechen. Und der Wirth in Deutschland bekäme auf jeden satten zehn hungrige Gäste, die den Free Lunch als sehr ernsthafte, vielleicht einzige Mahlzeit auffassen würden. Kein Zweifel, hierzuland gibt es auch hungrige

Leute, namentlich in Newyork, indeß im Verhältniß sind das doch nur wenige, und meistens Eingewanderte, die, nachdem sie die Seefahrt glücklich überstanden, auf dem Land Schiffbruch gelitten haben, und in dem neuen Land noch nicht Bescheid wissen. Wer Bescheid weiß, verhungert gewiß nicht, es sei denn er gebe sich selbst verloren oder habe, aus dem einen oder anderen Grund, nicht die Möglichkeit, Mitmenschen von seiner Noth zu verständigen. Nicht daß ich sagen wollte, es gebe hierzuland nicht ebenso extreme Fälle von Noth, wie in der alten Welt. Aber, wie schon bemerkt, sie sind weit seltener, und das muß man den amerikanischen, namentlich den Newyorker Behörden nachsagen, sie sorgen für die Armen und suchen ihnen wieder aufzuhelfen.

Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß die Berichte in deutschen Zeitungen über die angeblich schlechten Arbeits- und Lohnverhältnisse in Amerika häufig sehr übertrieben sind, das heißt nach deutschen Begriffen übertrieben. Den hier schlecht bezahlten Arbeitern geht es in der Regel immer noch besser als unseren gut bezahlten. Jene schwarzgefärbten Berichte stammen meist aus den Kreisen der amerikanischen Arbeitergewerkschaften (Trades-Unions) u. s. w. und sind in der Absicht geschrieben, die Einwanderung ausländischer Arbeiter zu verhindern und die einheimischen Löhne, die freilich gleich den unsrigen eine „Tendenz zum Sinken" haben, — wenn auch noch keine so scharf ausgeprägte, wie in den alten Industriestaaten — auf ihrer Höhe zu erhalten. Natürlich fällt es mir nicht ein, irgend Jemandem zur Einwanderung rathen zu wollen. Wer nicht fort muß, der bleibe hübsch drüben. Ich will in diesem heiklen Punkt nicht mißverstanden sein. —

Heute Nachmittag besuchte ich das Kapitol. Es erhebt sich auf einem Hügel, und seine vergoldete Kuppel glänzt auf viele Meilen weit hinaus in das Land und kündet dem Volk, daß hier der Sitz seiner erwählten Regierung und Gesetzgebung ist. Der Staat Connecticut hat keine 900000 Einwohner, sein

Kapitol ist aber ein Prachtbau, neben dem das deutsche Reichstagsgebäude gar ärmlich erscheint; alles massiv: Marmor und Granit, und nun erst die innere Ausstattung! Ich wollte nur, der Erbauer unseres neuen Reichstagsgebäudes käme einmal herüber und sähe sich hier in der kleinen Hauptstadt (etwa 45,000 Einwohner) des kleinen Staats Connecticut einmal an, wie man Volksvertreter bequem und würdig unterzubringen hat. Ach, als ich diesen Komfort sah, und diese prächtigen Sitze und Pulte, wie lebhaft beneidete ich diätenloser Abgeordneter des großen deutschen Reichs die Abgeordneten des kleinen Staates Connecticut!

Das Kapitol, in welchem außer den Vertretungskörpern auch der Gouverneur (Governor) und die übrigen Regierungsbeamten des Staates ihren Sitz haben, hat 3 Millionen Dollars (12 Mill. Mark) gekostet, und gilt deshalb für ein Wunder, weil der Voranschlag der Baukosten nicht nur nicht überschritten, sondern sogar ein Überschuß geblieben ist. Ob wir in Deutschland schon ein solches Wunder erlebt haben?

Rockville, 8. Oktober 1886.

Rockville, wo ich heute bin, ist eine aufblühende Fabrikstadt mit etwa 8000 Einwohnern — genau weiß man das hier niemals, da die Bevölkerung so rasch wächst und sich so rasch verschiebt, — und unter diesen 8000 sind ungefähr 3000 Deutsche, von denen die meisten in den hiesigen Fabriken — meist Webereien — ihr Unterkommen haben. Die Löhne sind durchschnittlich 1 Doll. 25 Cents den Tag, oder nach unserem Geld über 5 Mark; da aber der Werth des Geldes hierzulande im Durchschnitt nur halb so hoch als in Deutschland, so würde das für Deutschland ungefähr 2½ Mark gleichkommen — ein hoher Lohn ist das nicht; und dreimal Fleisch den Tag gibt's dabei nicht. Immerhin ist die Lage der Leute weit besser als daheim im Erzgebirge,

in dem Vogtland, der Lausitz oder dem Elsaß, wo die meisten herstammen. Und klagt auch der Eine oder Andere — der Refrain ist doch immer: „für unsere Kinder ist's von Vortheil, daß wir hier sind; sie brauchen wenigstens nicht zu hungern, leben in einem freien Land und haben die Aussicht, ein menschenwürdiges Dasein zu führen." Die Lage des Orts ist sehr schön; Hügel und Berge ringsum, mit Wäldern, die im Herbstschmuck prangen.

In einem früheren Brief schrieb ich einmal, ein deutscher Wald stehe in Bezug auf die Farbenpracht und Farben-Mannigfaltigkeit des absterbenden Laubes nicht hinter den amerikanischen Wäldern zurück. Ich muß dieses Urtheil jetzt doch einigermaßen abändern. Obgleich es noch immer meine Ansicht ist, daß ein deutscher Wald im Allgemeinen mit einem amerikanischen den Vergleich sehr wohl aushalten kann, so muß ich, nachdem ich in den letzten Tagen durch ziemlich viele Wälder hindurchgefahren und theilweise auch gegangen bin, doch zugeben, daß der amerikanische Herbst dem Wald einen glänzenderen Schmuck verleiht als der deutsche Herbst. Die Farbenpracht der amerikanischen Waldvögel scheint sich im Herbste dem Wald mitzutheilen. Abgesehen von der indianischen Rebe („wilden Rebe"), die bei uns ja, obgleich sie die wilde Rebe heißt, nicht wild vorkommt, hier aber in ihren heimischen Wäldern sehr häufig ist und die herrlichsten Purpur-Guirlanden bildet, — ist der amerikanische Herbstwald reich an Sträuchern und Bäumen mit rosigem, rothbraunem und brennend rothem Laub in tausend Schattirungen. Namentlich gibt es einige Eichenarten, deren Laub in die wundervollsten Tinten von Roth getaucht ist; und die Ahornbäume, von denen die meisten Arten in Europa unbekannt sind, prangen in allen Abstufungen von Gelb, Braun und Rosaroth. Diese Roth-Eichen sehen zwischen den einfacher gefärbten Waldbäumen aus wie Blutlachen, und die bunten Ahornbäume wie riesige Blumensträuße. Es ist in der That ein zauberischer Anblick, und die Sonne, welche Tag

für Tag von dem lichtblauen Herbsthimmel herab auf die Landschaft lacht, bestätigt mit jedem Strahl, daß die Lobeshymnen, welche die Amerikaner ihrem „indianischen Sommer", als der Krone der Jahreszeiten singen, nur der Wahrheit die Ehre geben.

Ich habe überhaupt gefunden, daß die Amerikaner keineswegs die Aufschneider sind, für welche sie gelten. Man verwechselt zu häufig den Barnum'schen Geschäfts-Reklamenstil mit amerikanischer Art. Ebenso gut könnte man den Malzextrakt-Hoff oder ähnliche Berühmtheiten für Vertreter deutscher Art und deutschen Charakters erklären. So Manches, was mir als starke Aufschneiderei erschien, habe ich der Wahrheit entsprechend gefunden. Als z. B. ein Amerikaner, der auf der Servia mit mir reiste, einst bei Tisch nach einer grimmigen Philippika gegen die deutschen Hotels und „das Spießruthenlaufen zwischen der Reihe Trinkgeldwüthiger, bettelhaft die Hand ausstreckender Kellner, Stubenmädchen und Hausknechte" — bei welcher Schilderung ich ein bischen roth wurde — als damals mein Amerikaner seine Philippika gegen die deutschen Gasthäuser mit der Bemerkung schloß: „in Amerika hat jede Stadt von 3000 Einwohnern ein besseres und bequemeres Hotel als in Europa die Großstädte, und keine Trinkgelder!" — (die Trinkgelder hatten ganz besonders seinen Zorn erregt) — da hatte ich den Mann wirklich im Verdacht, „ein großes Messer" zu haben. Er hat aber die Wahrheit gesagt, wie mir von allen meinen Freunden bestätigt wird, die in den Vereinigten Staaten herumgereist sind. Mein Hotel hier in Rockville — doch nur einem kleinen Landstädtchen — würde Berlin keine Schande machen — und könnte ebenso gut in Newyork stehen. Der Amerikaner führt eben das Gleichheitsprinzip auch in Bezug auf die Bequemlichkeiten des Lebens durch. Er will in der kleinsten Stadt dieselben Bequemlichkeiten haben wie in der größten Großstadt. Und wo immer ich in einem amerikanischen Hotel wohne, ich habe den amerikanischen Komfort und amerikanische — Betten.

Diese englisch-amerikanischen Betten unterscheiden sich von den deutschen wie der Himmel von der Hölle, wie die Freiheit von einem Gefängniß. Man stößt nicht mit Kopf und Füßen an, man wird nicht unter Federbetten gedämpft oder erstickt — man hat Raum und liegt kühl in naturgemäßer Lage. In den meisten deutschen Hotels ist ja das deutsche Bett glücklicherweise abgeschafft, aber die Mehrzahl unseres Volks hält leider noch fest an diesem raffinirtesten aller Marterwerkzeuge und — Gesundheitszerstörer. Denn daß diese nationalen Federbetten, in denen der Schlafende zusammengekrümmt liegt und in Schweiß gebadet wird, echte Brutstätten aller möglichen Krankheiten sind, das kann Jeder, der die Grundregeln der Hygiene kennt, sich selbst sagen, und wer sie nicht kennt, kann es vom ersten besten Arzt erfahren. —

Da fällt mir etwas ein, was sich in Deutschland vielleicht angenehm und nützlich verwerthen ließe. Bei meinem Besuch des Kapitols von Hartford erfuhr ich, daß die praktischen Amerikaner es sogar verstanden haben, den Parlamentarismus praktisch zu machen. Nemlich die Reden der Abgeordneten brauchen nicht gehalten und folglich auch nicht angehört zu werden. Die Vertretung — des Einzelstaats oder der Vereinigten Staaten — braucht nur zu beschließen, daß die Rede, welche ein Abgeordneter beabsichtigt, durch Druck verbreitet werden soll (leave to print), und — sie bleibt „ungehalten". Das einzige Beklagenswerthe ist, daß diese Einrichtung nur fakultativ und nicht obligatorisch ist. Man bedenke die ungeheuren Vortheile, wenn nur ungehaltene Reden gehalten, und die ungehaltenen Reden amtlich gedruckt würden! Daß die schlechteste ungehaltene Rede besser ist als die beste gehaltene, weiß jeder Redner. Und nun die Qualen des Lampenfiebers, die Qualen des Zuhörens, die Qualen der Stenogrammkorrektur — Alles würde wegfallen; und obendrein das ganze Parlament — denn um die ungehaltenen Reden in Druck zu geben, braucht man doch nicht im Reichstag zu sitzen. So würden

wir die bösen Parlamente los und behielten den reinsten Parlamentarismus. Das ist ein Vorschlag zur Güte, und in der That ganz ernst gemeint.

Springfield, den 9. Oktober.

Von der amerikanischen Republik und den amerikanischen Manieren und Lebensverhältnissen, haben wir drüben oft gar sonderbare Vorstellungen. „Jeder thut was er Lust hat zu thun, Keiner gehorcht dem Andern, Gleichheitsflegelei, Rohheit, Unordnung, zum Mindesten nicht die musterhafte Ordnung, wie sie bei uns in der guten alten Welt herrscht.“ Solche Ideen spuken in unseren Köpfen, und werden uns schon von frühester Jugend an eingetrichtert. Vorgestern in Hartford traf ich eine Frau, die erst vor Kurzem aus Ostpreußen eingewandert war: sie hatte geglaubt, die Leute wohnten hier in Blockhäusern, und weil es keine Polizei gäbe, würde jeden Tag mindestens Einer erstochen oder erschossen. Sie wäre nimmermehr herüber gekommen, hätte die Liebe zu ihrer Tochter und der deutsche Hunger — man nennt ihn auch euphemistisch „Wohlhabenheit“ — fortgetrieben. Das gute Mütterchen war noch ganz aus dem Häuschen über den Glanz und den Reichthum und die prächtigen Wohnungen, und die Teppiche in den Stuben — alles Dinge, von denen ihr ostpreußischer Verstand („reine Vernunft“?) keine Ahnung gehabt hatte. Als sie zum erstenmal in eine amerikanische Eisenbahn kam, wollte sie gar nicht einsteigen: „das ist ja erste Klasse.“ Daheim im lieben Vaterland hätte sie natürlich vierter Klasse fahren müssen, in einem Bretterverschlag ohne Stuhl und Bank. Hier gepolsterte Sitze, Mahagonimöbel. Kein Wunder, daß sie sich geirrt zu haben glaubte, und vom Schaffner hinausgemaßregelt, wo nicht gar wegen „Unfugs“ bestraft zu werden fürchtete. Jetzt hat sie sich an die amerikanischen Eisenbahnen gewöhnt, sitzt behaglich in der „ersten Klasse“, wie sie es hartnäckig zu nennen fortfährt und meint,

es sei hier in Amerika doch manches viel hübscher als daheim im Lande der „Denker."

Ja die „Ordnung"! Ein gar sonderbares Ding, von dem ja auch die meisten Menschen gar sonderbare Begriffe haben. Die Ordnung des Paradeplatzes und der Polizeistube gibt's hier allerdings nicht, allein im öffentlichen Verkehr, in den Eisenbahnen, auf der Straße und in den Häusern habe ich hier durchschnittlich mehr Ordnung gefunden als in Deutschland, d. h. wenn man unter Ordnung versteht, daß Alles und Jeder am richtigen Ort ist, und ohne einem Anderen in den Weg zu kommen, seinen Platz und sein Amt ausfüllt, und thut was zu thun ist. Die Berliner sind z. B. stolz auf ihre Feuerlöschanstalten. Wohlan, Berlin ist eine Stadt von 1¼ Million Einwohnern, und Hartford hat nur 45,000. Und doch sind die Löschvorrichtungen in Hartford so, daß man in Berlin noch etwas davon lernen könnte. Ich besah mir eins der Spritzenhäuser: ein wahres „Juwel von einer Dampfmaschine" — so sauber, zierlich und glänzend, daß man sie als Schmuck in das Boudoir einer Lady stellen könnte — und wie zweckmäßig gebaut! Ein Ton der elektrischen Klingel und die Thüren fliegen von selbst auf, und die Maschine setzt sich in Bewegung, und das Sattelzeug fällt auf die Pferde der Bedienungswagen und der Kampf gegen das Feuer kann beginnen. Die Maschine schleudert einen mächtigen Wasserstrahl 260 Fuß hoch und ist die beste Dampfspritze, die ich bisher gesehen. Als der Ingenieur, der sie zu bedienen hat, mir alle Einzelheiten erklärte, leuchteten ihm die Augen vor Stolz, und manchmal streichelte er seine Maschine zärtlich, wie man ein Lieblingspferd streichelt. Und die musterhafte, peinliche Ordnung und Reinlichkeit überall, und die Höflichkeit und Zuvorkommenheit der Leute!

Ach, auch in puncto der Ordnung können wir von diesen „Gleichheitsflegeln", die keine Trinkgelder nehmen, weil sie Gentlemen sind, verschiedentliches lernen.

Gestern fuhren wir in einem amerikanischen Wagen — einem „Buggy“ — um Rockville herum durch Wald und Feld. Das war eine Lust! Das Wetter, der Wald, die Felder, die wohnlichen Häuser, die schöne Landschaft, die lieben Freunde und die gescheidten Pferde. Es ist merkwürdig — es muß in der Luft liegen — auch das amerikanische Pferd ist ein selbstständiges, unabhängiges Wesen. Es folgt aufs Wort, handelt vernünftig und ist zuverlässig wie ein zuverlässiger Diener — auch treu, anhänglich, außerordentlich neugierig, gleich anderen zuverlässigen Dienern und Dienerinnen — kurz, von unseren deutschen Pferden geradeso verschieden, wie ein amerikanischer „Gleichheitsflegel“ von einem deutschen Bierphilister, der vor seinem Land- oder Kreisrath einen heillosen Respekt hat, beim Anblick eines Polizeihelms zittert und dann und wann den Koller bekommt und als „tollgewordener Hammel“ allerhand Dummheiten macht. Der amerikanische Gaul bekommt keinen Koller, er geht seinen richtigen Weg, auch wenn der Kutscher schläft, und wird ihm ein grobes Wort zugerufen, so guckt er sich erstaunt um und wirft dem Unhöflichen einen strafenden Blick zu, als wollte er sagen: du bist auch nicht von hier, du bist gewiß ein Greenhorn aus dem Land der Barbaren, wo sie die Pferde peitschen und prügeln, und die anderen Leute desgleichen.

Ich möchte wissen, ob Swift einmal in Amerika gewesen. Die amerikanischen Pferde — die Hauyhnhnms (Hauyhnhnms) — sind in seinen Reisen des Gulliver so lebenswahr geschildert, daß ich es fast glauben könnte. Und woher diese intellektuelle und moralische Superiorität des amerikanischen Pferds? Es wird — menschlich behandelt und nicht gepeitscht. Ein glänzender Triumph der Pädagogik — wollte sagen der Hippagogik. Apropos, da fällt mir ein, daß vor etwa 30 Jahren ein Mann Namens Rarey in England großes Aufsehen erregte, weil er die halsstarrigsten Pferde zu zähmen verstand. Der Mann war ein Amerikaner, und er behandelte die

Pferde menschlich — das war sein Geheimniß, hinter das die Engländer damals nicht kommen konnten. — —

O Widerspruch, dein Name ist Mensch! Vorhin war ich mit einem deutschen Landsmann zusammen, der mir zu beweisen suchte, daß die Amerikaner eine niedrigere Rasse seien als die Deutschen und von diesen erst auf die Höhe der Zivilisation erhoben werden müßten. Und derselbe biedere Landsmann hat ein halb Dutzend, beiläufig sehr hübsche Kinder, die aber sämmtlich keine drei Worte richtiges Deutsch sprechen können. Leider ist diese sonderbare Spezialität von landsmännischen Chauvinismus in Amerika in ziemlich zahlreichen Exemplaren vertreten.

Und während ich mit besagtem Landsmann mich unterhielt, fielen meine Blicke auf ein grellfarbiges Riesenbild gegenüber an einem Haus: es stellte eine Anzahl von Damen dar, die nicht bloß nach oben — daran sind wir tugendhaften Deutschen gewöhnt — sondern auch nach unten fast unglaublich dekolletirt waren.

Es waren Schauspielerinnen irgend eines untergeordneten Theaters und die Bilder waren Reklamen. Solche nach unten dekolletirte Bilder begegnen uns in den amerikanischen Städten bei jedem Schritt. In Newyork habe ich binnen 8 Tagen mehr gemalte, gezeichnete und gedruckte Damenbeine gesehen, als in Europa mein ganzes Leben lang. Und in demselben Amerika gilt es für unanständig, für „shocking“, in Gegenwart von Damen das Wort Bein — leg — in den Mund zu nehmen. Hatte ich nicht Recht: O Widerspruch dein Name ist Mensch!?

Tagebuch.

Auf Connecticut River. — An Bord des Dampfers, der zwischen Springfield und Holyoke geht. Oktober 10, Vorm. 10 Uhr; bei herrlichem Sonnenschein. Der Connecticut wird hier ziemlich so breit sein, wie der Rhein und wird von den Deutschen natürlich auch der „amerikanische Rhein" genannt. — Nun — Vater Rhein hat jedenfalls etwas reineres Wasser, lebendigeren Strom und hübschere Ufer — obgleich auch hier die Umgegend recht hübsch ist. — „Sehen Sie, das Haus „muhfen" (move — sich bewegen, rücken)?" ruft mir ein Landsmann zu. Und siehe da, auf dem Bahnstrang am linken Ufer rollt ein Häuschen ganz lustig und vergnügt nach Springfield zu, und der Besitzer schaut lustig und vergnügt zum Fenster hinaus und raucht sein Pfeifchen. Ein ächt amerikanisches Bild. So ein amerikanisches Haus, das bloß aus Brettern und Latten, höchstens mit Pappe dazwischen, gebaut ist, läßt sich natürlich auch leichter „rücken", als ein deutsches Steinhaus. Indeß auch die schwersten Steinhäuser werden hier sans façon auf Walzen gelegt und „gerückt", so daß hier zu Land nicht bloß die Miether, sondern auch die Wohnungen „rücken" können, oder „muhfen", wie unsere Deutsch-amerikaner hartnäckig sagen. Nun das „muhfen" geht allenfalls noch, weil es kein ähnliches deutsches Wort gibt. Wenn aber der Bruder Landsmann hier oder da „miethet" (das heißt ein meeting abhält oder mit Jemand zusammentrifft — meets), oder Dir erzählt, daß er zu der und der Gesellschaft „belangt" (belongs, gehört), daß der X. Y. „gültig" (guilty, schuldig) befunden wurde, so wird man in dem ersten Augenblick etwas perplex.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

Briefe.

Zwischen Holyoke, Massachusetts, und Adams,
11. Oktober.

Ich schreibe dies auf der Eisenbahn; inmitten einer hübschen Gebirgslandschaft, durch die der Connecticut sich durchwindet. Er ist weit schmäler geworden als bei Springfield, wo er träge dahinschleicht, während er hier lustig ins Thal springt. Manchmal soll er auch sehr wild sein — die Waldverwüster haben nemlich seine Bergwiege verdorben, und dafür rächt er sich manchmal durch zorniges Aufbäumen und arge Überschwemmungen. Im Ganzen ist's aber ein sehr braver Geselle, der sich von den Menschen geduldig hat ins Joch spannen lassen und z. B. in Holyoke, wo ich gestern war, — einer der bedeutendsten Industriestädte des gewerbreichen Massachusets — alle Fabriken treibt. Die dortigen Wasserwerke sind sehr merkwürdig; wie ich höre, in ihrer Art die großartigsten der Welt. Über Holyoke erweitert sich nemlich der Connecticut zu einer mächtigen, meilenbreiten Wasserfläche, die ein natürliches Reservoir bildet, und durch einen 40 Fuß hohen Damm abgeschlossen ist, so daß die Wasserfluthen sich seitwärts ergießen und die Räder der Fabriken (mills, Mühlen) treiben müssen. So ist ein künstlicher Wasserfall erzeugt, der an Breite den Rheinfall von Schaffhausen um das fünffache übertrifft und bei normalem Wasserstand eine Wassermasse herabschießen läßt, die nur — von der des Niagara (sprich Niágera) übertroffen wird, und deren Gebrause auf Meilen im Umkreis zu hören ist.

Der Bau gehört einer „Korporation", welche die Fabrikanten in Abhängigkeit hält, und ist eines jener Monopole, die sich in Amerika so gemeinschädlich zu erweisen beginnen. —

Vorigen Freitag — heute ist Montag — fuhr ich mit Freunden in einem leichten amerikanischen Wagen um Rockville herum. Ich glaube, ich schrieb Dir's schon. Was ich aber nicht schrieb, ist, daß ich auf dieser Fahrt die ersten deutschen Farmer traf und besuchte. Mit welch herzlicher Gastfreundschaft wurde ich aufgenommen. Die zwei Brüder — von denen der eine das Gut bewirthschaftet, und der andere sich „zurückgezogen" hat und in der Stadt lebt — und ihre Frauen und Kinder — Alles wetteiferte, dem „Landsmann" ein glückliches Stündchen zu bereiten. Die Leute stammmen aus Hessen und leben in behaglichem Wohlstand. Aber es muß hier zu Land tüchtig gearbeitet werden; doch die Arbeit verlohnt sich. So weit das Auge blickt, gesegnete Fluren und schöner Wald — Alles das Eigenthum der fleißigen Männer, die hier aus einer fruchtbaren Wüstenei ein kleines Paradies und eine Quelle des Reichthums geschaffen haben. Und welcher Überfluß! Trauben von 6—7 Sorten, Pfirsiche, Äpfel, Birnen aller Art und welcher Güte! Mit dem prächtigsten Tafelobst, das da unter den Bäumen lag, und nur zu Cyder verwandt werden kann, hätte man ganz Leipzig versorgen können. Ich wollte nur, unsere Jungen wären dagewesen.

So ein amerikanischer Farmer führt in der That doch ein anderes Leben als unsere deutschen Bauern. Er hat — und das gilt ziemlich von den ganzen Vereinigten Staaten — auch alle Vortheile der Stadt, ein schönes Wohnhaus mit städtischem Komfort, und Schulen, die den städtischen völlig gleich sind. Ich besuchte auch eine Landschule. Gerade so gut, wie die Newyorker Schulen. Nur kleiner, aber geräumig, trefflich gelüftet, und jedes Kind mit eigenem Sitz und eigenem Pult, und sauberen Schulbüchern — und genügende Lehrkräfte.

Ich — hier gabs plötzlich eine Unterbrechung. Wir fuhren in den Hoosac-Tunnel ein, vor Adams, den längsten der Vereinigten Staaten, ungefähr 5 (englische) Meilen lang d. h. eine deutsche Meile. Man fährt gegen 10 Minuten — also ich kam während dieses Ausflugs auch an den Suipsic (ein indianischer Name) — einen schönen, waldumrahmten Waldsee, an dessen Ufern viel Uberreste altindianischer Kultur gefunden worden sind und noch gefunden werden — zum Theil ganz ähnliche Geräthschaften, wie bei den europäischen Pfahlbauten. Der freundliche Wirth, der weit besser ist als sein Bier, hat eine sehr reichhaltige Sammlung gemacht, die es wohl verdiente, von Gelehrten untersucht zu werden. —

Adams, Massachusetts, 12. Oktober.

Adams ist eine kleine, aber aufblühende Fabrikstadt von jetzt 8000 Einwohnern, im lieblichen Hoosac-Thal, umgeben von Hügeln und Bergen, die zum Theil eine ansehnliche Höhe erreichen — mindestens wie die höchsten des Thüringerwalds. Heut Morgen strich ich mit einigen Freunden in der Umgegend herum, erfreute mich des Indianischen Sommers, und suchte nach Pflanzen, Schmetterlingen, Eichhörnchen, Schlangen und bunten Vögeln. Es sollen Klapperschlangen in der Nähe sein, es war jedoch keine so freundlich sich sehen zu lassen. Eine Schlange, die wir zertreten am Boden fanden, gehörte einer anderen Gattung an. Es muß überhaupt noch viel Schlangen hier herum geben — vorige Woche bei Rockville hatten wir schon eine erwischt, die ich, obgleich sie keine Klappern hatte, doch nicht anfassen mochte, und, da ich das hübsche Thierchen auch nicht tödten wollte, schließlich wieder laufen ließ, nachdem ich erfahren, daß sie nicht giftig war. —

Für die amerikanischen Hotels begeistre ich mich von Tag zu Tag mehr. Man ist in ihnen wirklich wie zu Haus, und

weil alle einander sehr ähnlich sind, so empfindet der Reisende nicht die Unannehmlichkeiten des häufigen Aufenthaltswechsels. Vorhin unterhielt ich mich mit meinem hiesigen Wirth — einem thourough gentleman, der seine Gäste mit der feinen Höflichkeit eines französischen Seigneurs der alten Schule behandelt — über die Wirthshäuser in der alten und neuen Welt. Natürlich hielt er die letzteren für weit besser und ich konnte ihm auch nicht widersprechen. Ich mußte zugeben, daß man im amerikanischen Hotel mehr zu Hause und mehr sein eigner Herr sei. »Yes,« sagte er mit ruhiger Würde und einer entsprechenden Handbewegung, die dem ganzen Etablissement galt, »all this belongs to you and is at your service.« „Das Alles gehört Ihnen und steht Ihnen zu Diensten." Es ist nur die Wahrheit und recht hübsch ausgedrückt. — Die Bedienung, oder wie man hier zu Land korrekter sagt, attendance (Fürsorge, Aufwartung), ist durchweg ausgezeichnet, ob sie nun durch Neger oder Mädchen besorgt wird. Und letztere zeichnen sich ausnahmlos durch ruhiges, anständiges ladylikes Benehmen aus. Beiläufig — auch ein hübscher Zug — ißt das gesammte Dienstpersonal mit dem Hausherrn im Speisesaal, nachdem die Gäste sämmtlich bedient sind. Außer der Zeit wird nemlich gar nicht gegessen. Für Breakfast, Dinner and Supper sind bestimmte Stunden festgesetzt. Wer sie nicht einhält, bekommt nichts oder muß schwere Strafpreise bezahlen. Und das ist eine sehr gute Sitte, obschon sie mir anfangs etwas wider die Gewohnheit ging. —

Massachusets ist der puritanische Musterstaat mit der puritanischen Musterstadt Boston und hält sich für den fortgeschrittensten der Neu-England-Staaten, in denen bekanntlich das Yankeethum seinen Sitz hat. Nur die Bewohner der alten Neu-England-Staaten haben ein legitimes Anrecht auf den Spitznamen Yankee, dessen Ursprung und Bedeutung in ebenso undurchdringliches Dunkel gehüllt ist, wie der Geburtsort und die Geschichte des alten Homeros. Allerdings wird der Aus-

druck auch oft auf die übrigen Amerikaner ausgedehnt — zum großen Ärger der Südstaatler, die lange Zeit das Wort Yankee als Schimpfwort gegen die verhaßten Nördlinge zu gebrauchen pflegten. Jetzt, zwanzig Jahre nach Beendigung des furchtbaren Rebellionskrieges, ist der Haß freilich so ziemlich abgestorben, indeß manchmal brennen die alten Wunden doch noch, und die „Südlinge" (Southerners) benützen noch immer gern die Gelegenheit, um den Northerners eins auszuwischen — die zum Glück in der Lage jenes Irländers sind, der sich von seiner kleinen Frau prügeln ließ: „Ihr macht's Spaß und mir thut's nicht weh."

Tagebuch.

Den 12. Oktober. Auf einem Granitblock, der die Spitze eines Berges bei Adams krönt. Über mir das amerikanische Sternenbanner, flatternd und rauschend im Winde, der mir auch die Blätter meines Notizbuchs umdreht und zerreißt, so daß ich nur mit Mühe schreiben kann, rings um mich Hügel und Thäler, im Blätterschmuck des „Indian Summer" — vor mir die gewaltige Masse des Greylock (Graulocke) der 3800 Fuß hoch emporragt und der höchste Berg von Neu-England ist, — tief unten die Hütten, Häuser und Fabriken von Adams, und diese Natur und dies Menschenwerk sich badend im goldenen Sonnenschein! Wahrhaftig, die Amerikaner haben recht, ihr Land ein schönes zu nennen, — in Deutschland habe ich Schöneres sicherlich nicht gesehen, und Gleichschönes nur im Schwarzwald, Thüringerwald, Harz und dem oberen Erzgebirge nach Böhmen zu.

Manchester, den 13. Oktober. Manchester hat seinen Namen von der großen englischen Industriestadt, der es nacheifert und deren industrielle Bedeutung es zu erreichen hofft, obgleich die Bevölkerung bis dato höchstens ein Zehntel des Originals enthält. Der Charakter der Fabrikstadt ist dem amerikanischen Manchester, im Staat New Hampshire, sehr scharf aufgeprägt, so daß es gar nicht des Anblicks der ungeheuren Fabrikgebäude bedarf, um uns zu sagen, daß wir in einem mächtigen Industrie-Centrum sind. Wie so ziemlich

überall in Amerika ist das deutsche Element hier stark vertreten, und wie überall, wo die Weberei vorherrscht, sind besonders viele Sachsen da. Sie leben besser als in der Heimath, die Lebenshaltung ist eine höhere, — wie überhaupt die amerikanische Lebenshaltung eine wesentlich höhere ist als die deutsche — allein die Löhne der Weber und Spinner sind doch recht niedrig — nicht einen Dollar täglich im Durchschnitt. Und ich bemerkte schon einmal, daß ein Dollar hierzulande nur die Kaufkraft von 2 Mark in Deutschland hat. In den Industriestädten von Massachussetts und Connecticut fand ich beiläufig ganz ähnliche Zustände; nur daß die Löhne dort nicht ganz so niedrig sind als in Manchester, wo die Nähe von Kanada sich schon fühlbar macht. Apropos, die deutschen Arbeiter hier klagen viel über die Konkurrenz der „Franzosen", die zu jedem Preis arbeiten und sich jede Behandlung gefallen lassen, mit jeder Arbeitszeit zufrieden sind, und sich an keinen Arbeiterorganisationen betheiligen. Es sind das Eigenschaften, die sonst nicht im Naturell der Franzosen liegen — die betreffenden „Franzosen" sind auch keine französische Franzosen, sondern kanadische, die auf amerikanischem Boden merkwürdig aus der Art geschlagen sind. Freilich, was sie an geistigem Schwung und Initiative verloren haben, das haben sie körperlich gewonnen — es sind nemlich meistens auffallend kräftige Menschen. Viele von ihnen haben Indianerblut in den Adern — sind sogenannte »halfbreds« — halbblütig. Diese „Franzosen" bilden hier beinahe ein Fünftel der Gesammtbevölkerung (die zwischen 40 und 50 Tausend beträgt) und man hört überall ihre, ebenfalls stark ausgeartete Sprache. Ein deutscher Chauvinist könnte aus dieser Ausartung den Schluß ziehen, daß die Franzosen zur Kolonisation keinen Beruf hätten. Indeß der Schluß wäre voreilig. Auch unter den deutschen Einwanderern findet sich hier und da eine ähnliche geistige Erschlaffung, die sich aus der Abgeschlossenheit von dem Weben und Treiben der zivilisirten Menschheit erklärt.

Briefe.

Manchester, den 13. Oktober.

— Da sage mir noch Einer, die Amerikaner seien grob und ungefällig! Ich mußte heut einige hundert (englische) Meilen weit durch unbekanntes Land und auf 4 verschiedenen Bahnen fahren. Es ging aber Alles so glatt wie am Schnürchen; und zwar Dank der außerordentlichen Gefälligkeit aller Beamten, an die ich mich wandte, und auch der Mitreisenden, die mir in jeder Weise mit Rath und That an die Hand gingen. An dem Ort, von welchem ich abzufahren hatte, war keine Time table (Zeittafel, Fahrplan) für alle hierherführenden Bahnen zu erlangen, so daß ich mich schließlich auf dem „Depot" (Dihpo ausgesprochen), d. h. auf dem Bahnhof in der Eisenbahnexpedition erkundigen mußte. Als ich dem dort stationirten Beamten sagte, wohin ich wollte, kratzte er sich etwas verlegen hinter den Ohren und meinte nach einigem Besinnen: „Well, wir müssen es ausfindig machen!" Und sofort holte er sich eine Anzahl dicker Eisenbahn-Kursbücher herbei, bis er endlich das richtige hatte, in welches er sich vertiefte. Leicht war die Arbeit nicht. Aber nach 20 Minuten hatte er endlich alles ermittelt, und vergnügt diktirte er mir das Resultat seiner Nachforschungen. Damit man mir nicht bemerke, dieser amerikanische Eisenbahnbeamte hätte doch eigentlich aus dem Kopf Bescheid wissen sollen, will ich hier anfügen, erstens, daß die Vereinigten Staaten mehr und längere Eisenbahnen haben, als Deutschland, Frankreich und England und alle übrigen

europäischen Groß- und Kleinstaaten zusammengenommen; zweitens, daß es kein amerikanisches Eisenbahnkursbuch gibt, weil dasselbe zu umfangreich und unhandlich sein würde, und drittens endlich, daß der Ort, wo ich mich befand, nur durch eine Lokalbahn mit dem Eisenbahnnetz verbunden ist. Genug — ich habe ein Entgegenkommen gefunden und eine Dienstfertigkeit, wie man sie höchstens nur noch in Sachsen treffen kann.

Und nun diese Einfachheit aller Einrichtungen! Die wunderbare Leichtigkeit des Gepäcktransports! Die Bequemlichkeiten während der Fahrt! Es gibt kein Land der Erde, in welchem das Reisen uns so leicht gemacht ist, wie in Amerika; und man begreift es wirklich nicht, wie unsere europäischen Eisenbahnverwaltungen es fertig gebracht haben, das Reisen so zu erschweren, wie sie es in Wirklichkeit gethan haben. Jedenfalls haben sie sehr viel Scharfsinn darauf verwenden müssen, um in puncto des Discomforts — d. h. des Gegentheils von Komfort — so Großes zu leisten.

— 14. Oktober. Unvermittelte Gegensätze — das ist die Charaktereigenschaft Amerikas. Hier die glänzende Mainstreet (Hauptstraße) mit Prachtbauten, reichen Schauläden und allem großstädtischen Pomp — und ein paar hundert Schritte seitwärts ein pfadloses Land, das zur Zeit der Indianer kaum anders aussehen konnte. Und auch die Mainstreet ist nur selten gepflastert. „Erst die Stadt — denkt der Amerikaner — und der Rest wird sich schon finden!“ Vor anderthalb Stunden stand ich auf der Brücke, die über den Merrimac führt, und betrachtete vor mir die ungeheueren Fabrikpaläste — von einer Ausdehnung, wie man sie in Europa nicht leicht findet; das Land ist hier billig — und zu meinen Füßen ein gewaltiges Felsenmeer, weithin sich erstreckend, gewaltiger als das Felsenmeer bei Jugenheim im Odenwald. Dieses Felsenmeer

ist das Bett des wilden Merrimac, der in dieser Jahreszeit sehr wenig Wasser hat, und das wenige, welches er hat, für die Fabriken hergeben muß. Inmitten der nackten, vom Wasser in viel tausendjähriger Arbeit polirten Steinblöcke befinden sich verschiedene Oasen: Inseln, wenn der Strom in seinem Bette ist. Und auf diesen Inseln hausten einst die Indianer, fischten, jagten, und der Strom mit seinem Felsenbett bot ihnen lange Jahre hindurch Schutz gegen die andrängenden „Bleichgesichter", bis endlich für den „Rothen Mann" keines Bleibens mehr war und er fortziehen mußte. Wohin? Das weiß der allwissende Manitu, der die Schatten der verhungerten, erschossenen, todtgeschlagenen Rothhäute zu sammeln hat. Ach, es ist doch ein gar grausames Ding, unsere Zivilisation. Um diesen gewaltigen Kontinent sich zu erschließen, mußte sie die alten „legitimen" Bewohner des Urwaldes und der Prairie ausrotten, vom Boden wegtilgen: den Edelhirsch, den Elk, die Bären, die Büffel und — die Indianer. Mußte? Nun, ich will mir hier mit dem weltgeschichtlichen Wenn und Aber den Kopf nicht zerbrechen — leider ist's so. Wohl sind von den Indianern, wie auch von den Büffeln, Bären, Elken und Edelhirschen noch Exemplare vorhanden, sie werden sogar sorgsam gehegt und gepflegt und hier und da dem wißbegierigen Publikum ausgestellt, aber diese traurigen Überreste sind doch nur lebendige Grabdenkmäler — unter ihnen liegt ihre Rasse begraben. Noch vor 40 Jahren war auf diesen Inseln des Merrimac ein ächtes, wirkliches Indianerlager — eines Tags, über Nacht verschwanden sie, und seitdem hat Manchester keine Rothhaut gesehen — außer in Meßbuden. —

Soeben fährt ein Wagen vor meinem Hotel vor. Der Insasse, ein Farmer seiner Erscheinung nach, springt aus dem Wagen und trägt ein Gewicht in der Hand, an dem ein Bindfaden mit einem Hacken befestigt ist — das Gewicht legt er auf das Trottoir, den Haken befestigt er am Gebisse des Pferds und geht in das Wirthshaus. Das Pferd kann ihm

nicht ausreißen. Das ist eine so einfache und sinnreiche Einrichtung, daß sie Nachahmung verdient. In Deutschland habe ich noch nichts Ähnliches bemerkt. —

Auf meinem Spaziergang vorhin erlebte ich auch ein kleines Abenteuer, das allerdings ohne Folgen blieb. Ich hörte nemlich zwei Amerikanerinnen singen, die des Wegs daher kamen, und Amerikanerinnen singen zu hören, das ist ein Ereigniß; denn die Natur hat hier den Menschen wie den Vögeln die Gabe des Gesanges versagt. Sie dachte vermuthlich, sie hätte den Amerikanern schon genug und übergenug des Schönen und Guten geschenkt. Was den Gesang der zwei Damen anbelangt, so bin ich zwar sehr galant, kann mich aber als wahrheitsliebender Mann doch nicht zu der Behauptung versteigen, er sei anziehend gewesen. Woher diese Sanglosigkeit kommen mag? Es muß doch wohl im Klima liegen. Und es ist vielleicht auch kein Zufall, daß der Gesang meiner zwei Amerikanerinnen, wie überhaupt der amerikanische Gesang, etwas gemein hatte mit den dumpfen Gurgeltönen der Eingeborenen. Thatsache ist, daß das amerikanische Englisch einen weit dumpferen Klang hat, als das ächte englische Englisch, und daß man, wenn zwei Amerikaner mit einander reden, mitunter wirklich an die indianische „Klangfarbe" erinnert wird. Daß das Klima auf die Sprache von Einfluß ist, haben unsere Naturforscher längst festgestellt, und vielleicht untersucht der eine oder der andere die von mir hier mitgetheilte Thatsache oder Theorie. Später hörte ich noch einmal singen, doch es waren helle lustige Mädchenstimmen, und sie sangen ein — deutsches Lied. Es waren deutsche Fabrikmädchen, deren es hier ziemlich viele gibt — frische, muntere Dinger, so daß ich mich durchaus nicht wunderte, als mein Begleiter mir auf meine Frage mittheilte, die Deutschen hier heiratheten fast ausschließlich Landsmänninnen. Nur Einer wurde mir namhaft gemacht, der eine Irländerin zur Frau hat, und auch gut mit ihr auskommt. Mit einer Amerikanerin ist Keiner

verheirathet — die Amerikanerin ist stolz und die Deutschen haben gelernt, daß sie auch das Regiment im Hause führt und dem Mann allerlei Haushaltungsarbeiten auferlegt, welche nach deutschen Begriffen zum Departement der Frau gehören. Obgleich ich damit nicht gesagt haben will, die Amerikanerinnen seien im Unrecht. Überhaupt halten die verschiedenen Rassen auf diesem riesigen Kehrichthaufen aller möglichen Nationalitäten und Rassen sich ziemlich abgeschlossen von einander, und Mischehen sind verhältnißmäßig selten. Mit der amerikanischen Zukunftsrasse, die aus der bunten Vermischung aller hier zusammengewürfelten Rassen entstehen, und alle Vorzüge aller Rassen ohne die Fehler derselben in sich vereinigen soll, hat es also noch gute Wege. —

Die letzten Tage bin ich viel durch Feld und Wald gestrichen, über Berg und Thal, abseits von den Pfaden der Menschen — ich habe kein Dutzend Vögel gesehen. Und wären nicht die Millionen und Billionen von Grillen und sonstigen tönenden Insekten, die unten im Gras, oben auf dem Laubdach der Bäume, rings um uns in der Luft schwirren, zirpen, singen, — die Natur wäre stumm. Die Wandervögel sind zwar jetzt längst weggezogen, allein auch wenn sie hier sind, soll es nicht wesentlich anders sein. Es gibt in den Vereinigten Staaten noch kein Vogelschutzgesetz; vermuthlich wartet man damit, bis die Vögel alle weggeschossen sind — ein Ziel, das bald erreicht sein wird, denn das Geschlecht der Sonntagsjäger ist in Amerika außerordentlich zahlreich, und die amerikanischen Sonntagsjäger können zufälligerweise meist schießen. Und da die Jagd frei und eigentliches Wild nicht mehr zu haben ist, so wird auf die armen Vögel geschossen. Wenn sie glücklich vertilgt sind, wird man wohl den Grillen zu Leib gehen. —

— 15. Oktober. Um 12 Uhr, wo die Fabriken für die Mittagspause schließen, befand ich mich zufällig in der Nähe

einer der größten Mills und sah die »hands« („Hände") an mir vorbeigehen. Erst Männer in dichten Schaaren, nur wenige Frauen und Mädchen dazwischen; dann immer mehr Frauen und Mädchen und — Kinder, und endlich nichts als Frauen, Mädchen und — Kinder. Die Vereinigten Staaten haben keine Gesetze, welche die Frauen- und Kinderarbeit beschränken; und von den Einzelstaaten haben nur Connecticut und Massachusetts Schutzgesetze erlassen. Hier in New-Hampshire ist die Frauenarbeit ganz unbeschränkt und auch die Kinderarbeit, vorausgesetzt, daß das Kind das 12. Jahr, ich schreibe: das zwölfte Jahr zurückgelegt hat. Ich will hier nicht näher in die Sache eingehen: das aber muß ich sagen: als diese Armee von Frauen und Mädchen und Kindern an mir vorüberzog, und ich auf dem Antlitz der Frauen und Mädchen den Stempel der Sorge und erschlaffender Arbeit erblickte und auf dem Antlitz der Kinder schon den traurigen Ernst des Kampfs um das Dasein — da steckte ich meine Bewunderung Amerikas um einige Pflöcke zurück, und das Sternenbanner, welches mir gegenüber im Herbstwind flatterte, erschien mir nicht mehr so sauber wie vorher.

Es herrscht überhaupt in der amerikanischen Industrie mit ganz besonderer Heftigkeit die Neigung, die theuere Männerarbeit durch die billigere Frauen- und Kinderarbeit zu ersetzen; und bei der kolossalen Entwicklung der amerikanischen Industrie wird dieser Krebsschaden der Frauen- und Kinderarbeit, wenn die Vereinigte-Staaten-Gesetzgebung nicht kräftig eingreift, bald ebenso furchtbare Dimensionen annehmen, und ebenso furchtbare Folgen haben wie weiland in England, dessen arbeitende Bevölkerung ohne die Zehnstundenbill physisch und moralisch zu Grunde gegangen wäre.

Schöne Gestalten und Gesichter waren sehr selten unter den Frauen und Mädchen; viel eckiger Wuchs und frühzeitige Runzeln. Und die Fabrik-Kinder, mit welchem Neid schauten sie den Kindern der Reichen nach, die

BASEBALL

gerade jauchzend und scherzend aus der Schule kamen, und nun zum Essen eilten, um dann Baseball — das amerikanische Ballspiel, dem Cricket ähnlich — zu spielen, oder in Feld und Flur sich herumzutummeln. Unter den Fabrikarbeiterinnen gibts viele Irländerinnen und Deutsche, allein die Eingeborenen sind doch die Mehrheit, und der eingeborene Menschenschlag in Neu-England läßt Manches zu wünschen übrig. Harte Züge, festgeschlossener Mund und bei „großer Beweglichkeit" ein auffälliger Mangel an Anmuth. In Connecticut war es noch besser, je weiter ich aber nach Norden kam, desto weniger hübsche Menschen habe ich bemerkt. Die Männer sind natürlich nicht schöner als das schöne Geschlecht, — jedoch groß, schlank und leichtfüßig.

A Yankee boy is trim and tall
And never overfat, Sir.
(Ein Yankeebursche ist nett und lang
Und niemals sonderlich fett, Herr),

heißt es im Yankee Doodle, der die Wahrheit sagt. Und was speziell das „sonderlich fett" betrifft, so habe ich bis zum heutigen Tag noch keine fetten Amerikaner gesehen. Die wenigen Fetten, die man sieht, sind insgesammt europäischen Ursprungs, leider meist deutscher Import.

Indeß wenn die Neu-Engländer auch keine Adonisse sind — kräftig, gewandt, energisch, „scharf" sind sie, und gut zu Fuß. Und ein deutscher Unteroffizier würde das famose „Rohmaterial" beklagen, das in dem militärlosen Amerika seinen Beruf verfehlt.

In dem Krieg gegen die Sklavenhalter haben sie auch gar wacker ihre Schuldigkeit gethan, die Yankeeboys, und Tausende und Tausende von ihnen düngen mit ihren Knochen die Schlachtfelder jenes blutigsten aller Kriege. Das dankbare Vaterland hat sie auch nicht vergessen, und in jeder Stadt der Nordstaaten erhebt sich an hervorragender Stelle ein Denkmal

zur Erinnerung an die Männer, die in jener kritischen Zeit die Union retteten, und mit ihrem Herzblut den Norden und Süden wieder zusammenleimten. Das hiesige Denkmal steht auf einem großen Square neben der Mainstreet; es ist ein Obelisk von weißem Marmor, auf der Spitze die Göttin der Freiheit, und rings um den Obelisk vier Marmorstatuen, einen Infanteristen, Artilleristen, Kavalleristen und Marinesoldaten vorstellend — und an dem Denkmal stehen die Worte

Dulce et decorum est
pro patria mori

In Honor of the Men of Manchester, who gave their service in the war, which preserved the Union of the States and secured equal rights to All under the Constitution, this monument is built by a grateful city.

„Süß und ehrenvoll ist's fürs
Vaterland zu sterben. (Horaz.)

Zu Ehren der Männer von Manchester, die ihre Dienste in dem Kriege leisteten, welcher die Einheit der Staaten erhalten und Allen unter der Verfassung gleiche Rechte gesichert hat, wurde dieses Denkmal von einer dankbaren Stadt errichtet."

Wie schön und einfach! Und wie wahr sind die Ziele und Wirkungen jenes entsetzlichen Kriegs bezeichnet, der die Union von dem Flecken der Sklaverei reinigte und für sie zur Neugeburt wurde. Und wie taktvoll ist jedes Wort vermieden, das den Süden verletzen könnte. Um das Denkmal standen Schulkinder, welche die Inschrift einander erklärten. — —

Ich dachte an dies und das, und wie glücklich doch die Menschen sein könnten, wenn es keine Kriege mehr gebe, und keinen Aberglauben. Da stieß ich plötzlich mit dem Fuß gegen etwas Elastisches; ich bückte mich und sah ein Portemonaie, offenbar gefüllt. Erst scheute ich mich, es aufzuheben; zuletzt that ich's aber doch und öffnete das Ledertäschchen. Geld war nicht drin — dafür ein zierlicher Rosen-

kranz. Vermuthlich hat eine Irländerin ihn verloren. O, du heilige Einfalt. Mit dem ewigen Frieden hat's noch gute Weile. —

Boston, 16. Oktober.

Hier wie in Philadelphia ist jeder Fußbreit Land historischer Grund, nur daß die Historie — zum Glück für Amerika — erst dritthalb hundert Jahr alt ist, und gerade anfing, als die alte Welt aus langem Schlummer erwachte aber, vom Wust der historischen Erinnerungen und Traditionen niedergedrückt, sich nicht frei bewegen konnte. Diese Bewegungshindernisse hat das glückliche Amerika nicht gehabt, und darum konnte es so rasch vorschreiten.

Heute Nachmittag besuchte ich die Public Library — die öffentliche Bibliothek, auf welche Boston mit Recht stolz ist. Sie enthält mit ihren Zweiganstalten 470,000 Bände und ist geradezu musterhaft eingerichtet. Jedem ohne Ausnahme zugänglich, stiftet sie unendlich viel Gutes. Drei Viertel der Beamten — zusammen etwa 200 — sind Damen (ungefähr 150), und ich habe nie größere Ordnung, Pünktlichkeit und Zuvorkommenheit gefunden. Der Leiter des Katalog-Bureaus machte uns mit allen Einzelheiten der Verwaltung bekannt, und entwickelte eine Liebenswürdigkeit, für die ich ihm den herzlichsten Dank zollen muß. Wie der mit solchen Dingen Vertraute weiß, ist die Katalogisirung einer so großen Bibliothek sehr schwierig; und ich glaube, daß hier die Schwierigkeiten glücklicher überwunden sind, als in irgend einer ähnlich großen Bibliothek der alten Welt, und daß unsere Bibliothekare da etwas lernen könnten. Was den Amerikaner auszeichnet: er ist nicht Sklave der Routine und des zünftigen Herkommens; Verwickeltes macht er anders als wir, aber stets einfacher und meist besser.

Daß Bibliothekare höfliche Leute sind, versteht sich von selbst; aber auch alle übrigen Beamten sind es in Amerika.

Ich kann die amerikanischen Beamten nicht genug bewundern und loben. Der Eisenbahnbeamte z. B. nimmt sich mit wahrhaft rührender Sorgfalt der Passagiere an. Er gibt jegliche Auskunft, ist ihnen in jeglicher Weise behülflich, sorgt dafür, daß sie beim Umsteigen ihren Zug nicht verfehlen — kurz ist das Ideal eines Eisenbahnbeamten. Ich habe bei Nachtfahrten gesehen, daß der Kondukteur, um den schlafenden Passagier nicht zu stören, das Billet vom Hut oder aus der Seitentasche nahm, koupirte, und wieder an seine Stelle beförderte — und wenn er es nicht fand, und wußte, daß der Mann weiter zu fahren hatte, ruhig einige Stationen übersprang, und erst weckte, wann es nothwendig war. Und wohlgemerkt ohne Trinkgeld oder „Gratifikation". Die Beamten kleben nicht am Buchstaben, sind keine Schablonenmenschen, und haben nur den Zweck ihres Amtes im Auge. Wenn irgend Jemand zu weit fährt, so muß er unentgeltlich zurückgefahren und an seinen Bestimmungsort gebracht werden — das ist amerikanisches Gesetz.

Charakteristisch für die amerikanischen Beamten ist ein kleines Vorkommniß, das mir selbst passirte. Ich ging auf das Telegraphenbureau einer mittleren Stadt, um eine Depesche aufzugeben, in der ich über eine mich sehr nah angehende Angelegenheit telegraphische Auskunft erbitten wollte. Als der Beamte meinen Namen am Fuß der Depesche las, sagte er: „Ich hatte ein Telegramm für Sie, es enthält eine gute Nachricht." Und sofort suchte er die Originaltelegramme durch, und war ganz glücklich, als er mir das Telegramm vorlegen konnte, das mich allerdings von einer großen Sorge befreite, indem es mir die glückliche Ankunft meiner Tochter in Amerika meldete. Das für mich bestimmte Telegramm, das an eine andere Adresse hatte gerichtet werden müssen, erhielt ich erst einige Stunden später. Ich drückte dem Mann die Hand, und werde nie vergessen, wie es ihn freute, mir eine gute Nachricht mitgetheilt zu haben. Meine Anfrage war natürlich gegenstands-

los geworden; und indem der Mann mir diese Gefälligkeit erwies, bereitete er sich oder seiner „Gesellschaft" einen geschäftlichen Nachtheil, denn mein Telegramm wurde nun natürlich nicht abgeschickt. Von einem Trinkgeld kein Gedanke — der Amerikaner ist eben ein Gentleman und würde sich degradirt fühlen.

Boston, 17. Oktober.

„Billig und schlecht" lautete die Censur, welche Reuleaux vor einem Dutzend Jahren der deutschen Industrie in Philadelphia ausstellte. Die Censur war schlecht — Nr. V — aber wohlverdient, und hat uns viel genützt. Die amerikanische Devise ist die umgekehrte: „Theuer und gut." „Billig und gut" wäre mir lieber, allein jedenfalls ist „theuer und gut" besser als „billig und schlecht". Im Allgemeinen findet man hier eine große Solidität und Dauerhaftigkeit — was man kauft, kann auch etwas aushalten. Was muß z. B. mein amerikanischer Koffer aushalten, den ich mir von Newyork mitgenommen. Wenn ich ihn aus und in die Waggons fliegen sehe, dann denke ich immer, er muß in Stücke gehn — er geht aber nicht in Stücke und wird auch glücklich mit mir wieder nach Newyork kommen, und hoffentlich weiter. — Diese Solidität zeigt sich u. A. auch beim Einband der Bücher. Was für feste Einbände haben die amerikanischen Schulbücher und die Bücher der Bibliotheken. Apropos gestern beim Besuch der hiesigen Public Library fragte ich den Bibliothekar, wie die Bücher vom Publikum gehalten würden. Er sagte: „Ausgezeichnet. Beschädigungen kommen nicht vor, und daß Bücher verloren oder entwendet werden, ist etwas so seltenes, daß es gar nicht in Berechnung gezogen wird." Und wohlgemerkt das ist eine Bibliothek, die nicht bloß den sogen. „gebildeten" oder „höheren" Ständen zur Verfügung steht, sondern der gesammten Bevölkerung, und die hauptsächlich von Arbeitern benützt wird. —

In dieser Bibliothek fand ich auch eine sehr empfehlenswerthe Einrichtung, die nachgeahmt werden sollte: nemlich ein Buch, in welches Jeder etwaige Beschwerden, Wünsche und Fragen eintragen kann, und die Behörden unmittelbar hinter den betreffenden Notizen die Antwort zu schreiben haben. Das ist sehr praktisch — verträgt sich indes freilich wohl kaum mit bureaukratischer Ordnung.

Boston, 18. Oktober.

Die Amerikaner gelten für sehr — spitzbübische Leute. Wieder eine dieser traditionellen Verläumdungen. Als ich vorhin durch die Stadt ging, bemerkte ich große Zeitungsbündel, kouvertirt und adressirt (Kreuzband), frei oben auf dem Briefkasten liegen. „Aber wird denn das nicht gestohlen?" „Gestohlen?, meinte ganz erstaunt mein amerikanischer Begleiter. Zeitungen sind zu groß, um in die Briefkasten zu gehen, und da legt man sie obendrauf." „Und Niemand nimmt sie weg?" „Warum sollte sie denn Jemand wegnehmen? Jedermann kann ja leicht eine Zeitung haben. Die Zeitungen sind billig. Und es steht eine schwere Strafe darauf, etwas vom Briefkasten zu nehmen." „Gut; sind schon viele Leute bestraft worden, weil sie Zeitungen gestohlen?" „So viel ich weiß, noch Niemand." — „Also hat's wahrscheinlich auch die Furcht vor der Strafe nicht gethan. Denn schwere Strafen reizen erfahrungsgemäß zum Verbrechen." — „Sie haben wohl Recht."

Boston, den 19. Oktober.

Das Hotel, in welchem ich wohne, das Adamshouse, ist eines der größten in Boston und Amerika. Es enthält über 500 Zimmer und Logis, und ist ebenso reich wie bequem ausgestattet. Eine mächtige Vorhalle, in welcher die Gäste und deren Besucher frei verkehren, Telegraphenamt, Postamt, Tele-

phon, Zeitungsladen u. s. w., Speisesäle, Billiardsäle, Parlours, Boudoirs, Musikſalons — Alles im feinsten Stile und großartigem Maßstabe. Marmorboden und Marmortreppen — fingerdicke Teppiche, dabei aber die Wohnungen, wenigstens für einzelne Herren, bei allem Komfort von spartanischer Einfachheit, so daß ich manchmal an eine Gefängnißzelle erinnert ward. Es ist das überhaupt eine Eigenthümlichkeit der amerikanischen Hotels. — Im Erdgeschoß befinden sich sämmtliche Anstalten für die Pflege und Reinlichkeit des Körpers der männlichen Bewohner — für die Damen ist anderweitig gesorgt: Bäder, Toiletteräumlichkeiten, Haarschneiderei, Bartscheererei, Stiefelputzerei u. s. w. Das Hotel hat 6 Stockwerke, die natürlich durch einen eleganten salonartigen Fahrstuhl mit einander verbunden sind, und ist nach dem »European Plan« — nach „Europäischem Plan" eingerichtet, wie uns die Inschriften verkünden. Dieser „europäische Plan" soll jedoch nicht bedeuten, daß europäische Hotelgebräuche hier herrschen — davor würden sich die Amerikaner schönstens bedanken —, es soll nur heißen, daß man seine Mahlzeiten *zu jeder Zeit* haben kann und *nach der Karte* speist, während das amerikanische Hotel reinen Stils sich streng an die vorgeschriebenen Mahlzeiten und Stunden hält. Und dies hat mitunter etwas Lästiges — beschränkt die Freiheit. Trotzdem würde es, glaube ich, eine gute Idee sein, wenn man in Deutschland das System der amerikanischen Hotels einführte — in England ist bereits der Anfang gemacht —; ich bin überzeugt, sie würden sich ebenso rasch einbürgern, wie die *Wiener Kaffee's*. Man denke sich: *Hotels ohne Trinkgelder!* Wen heimelt das nicht an? Man könnte ja für die, welchen der *Eßzwang* widerstrebt, auch *Eßfreiheit*, d. h. *freie Mahlzeiten* neben den regelmäßigen einrichten. Ich wette, wer das Ding richtig anfängt, wird ein reicher Mann. — Auch mit dem amerikanischen *Essen* habe ich mich allmählich ausgesöhnt. Ich befolgte die Methode, mir nacheinander sämmt-

liche unbekannte Gerichte mit indianischen und sonstigen geheimnißvoll unverständlichen Namen zu bestellen (vorsichtshalber stets in Gesellschaft altbekannter Gerichte), und so gelang es mir, allerdings nach mancherlei trüben Erfahrungen, den Inhalt und das Wesen der endlosen Speisekarte zu ergründen; und nun treibe ich nicht mehr steuerlos auf der hohen See, sondern kann mich zurechtfinden und meinem Geschmack Rechnung tragen. Und unter diesen neuen Gerichten sind verschiedene, die mir sehr zusagen, z. B. der Haferbrei, den man sich mit süßer Milch zurechtmacht — die beste Milchsuppe, die ich jemals gegessen. Der Haferbrei ist bekanntlich sehr nahrhaft; er ist das Nationalgericht der Schotten (scotch porridge), und sie behaupten ihm ihre sprichwörtliche Hünengröße und -Stärke zu verdanken. Auch die verschiedenen Maisgebäcke sind zu empfehlen. Dagegen konnte ich mich bis heute mit den Tomaten (Liebesäpfeln), die in jeder Gestalt aufgetischt werden, nicht aussöhnen. Sie erscheinen mir entsetzlich fad und widerlich und erinnern mich immer an verdorbenen Gurkensalat, in den zu wenig Essig gekommen ist. Den meisten Deutschen soll es Anfangs ebenso ergehen, mit der Zeit gewöhnen sie sich aber dran und werden leidenschaftliche Tomatoesser. Daher kommt es, daß die Tomate gewissermaßen den Prüfstein abgibt, ob Jemand ein „richtiger" — geborener oder gewordener — Amerikaner ist, oder ein „Grünhorn" (Greenhorn), wie man die Neueingewanderten nennt. Wer keine Tomaten ißt, ist ein „Grünhorn". Nun — meinetwegen bin ich eins.

Eine vortheilhafte Eigenthümlichkeit der amerikanischen Hotels ist auch, daß man überall Seife vorfindet. Wie lästig ist es, die Seife mit sich herum zu schleppen; man hat nur selten Zeit, sie nach dem Gebrauch ordentlich abzutrocknen, und das gibt dann meist ein widerliches Geschmiere. — Nur in einem Punkt zeichnen die amerikanischen Hotels sich durch eine überraschende Abwesenheit von Komfort aus: nemlich nirgends findet man einen Stiefelzieher — für Jeden der hohe Stiefel

trägt, ein höchst erwünschtes, unter Umständen geradezu unentbehrliches Geräthe. Die leichtfüßigen Amerikaner tragen allerdings meist Schuhe und höchstens Halbstiefel, indeß gibt es doch auch Viele mit Stiefeln und ich wundere mich in der That, wie ein so praktisches, auf Bequemlichkeit haltendes Volk sich ohne Stiefelzieher behelfen kann. Man kennt gar keine. Anfangs machte ich energische Versuche, irgend ein Exemplar aufzutreiben, allein nachdem ich den ganzen Instanzenweg des Hotels erschöpft, kam ich schließlich wieder stiefelzieherlos nach meiner Zelle zurück; und jetzt habe ich mich resignirt und kaufe mir nächstens amerikanische Schuhe — beiläufig sehr gut und nicht theurer als bei uns. Die Schuhmacherei oder richtiger die Schuh- und Stiefelfabrikation wird in den Vereinigten Staaten im Großen betrieben — mit ausgedehntester Anwendung von Maschinerie — und trotz der hohen Arbeitslöhne ist es den amerikanischen Schuhfabrikanten gelungen, England mit ihren Waaren zu überschwemmen. Und sie werden uns wohl auch bald in Deutschland auf den Pelz rücken — wenn es nicht schon geschehen. Von dem Aufschwung der amerikanischen Industrie macht man sich überhaupt keinen Begriff, wenn man nicht mit eigenen Augen sieht. Kolossale Kapitalien, kolossaler Unternehmungsgeist, und dabei der feste Entschluß: die alte Welt aus dem Feld zu schlagen — da kann der Sieg in dem Konkurrenzkampfe auf dem Weltmarkt schließlich kaum ausbleiben. Und ich fürchte, wie uns die Amerikaner jetzt schon mit ihren Rohprodukten schlagen, werden sie uns bald auch mit ihren Industrieprodukten das Feld in unserem eigenen Land streitig machen. Amerika ist nun einmal das von der Vorsehung bestimmte Land der Zukunft. Davon überzeuge ich mich mit jeder Stunde mehr. —

Clinton, in Massachussets 20. Okt.

Ein abgelegenes Fabrikstädtchen, fern von der Heerstraße — mit etwa 8000 Einwohnern, darunter vielleicht 1000 Deutsche, die eine sehr geachtete Stellung einnehmen, auch im Gemeinderath ihre Vertretung haben und das Deutschthum hochhalten und pflegen, was ihnen zu besonderer Ehre gereicht, da es nicht leicht ist, die nöthigen Lehrkräfte für den deutschen Unterricht zu beschaffen. Es geschieht aber, und die deutschen Kinder reden hier durch die Bank deutsch — natürlich auch englisch. Größere Städte könnten sich da ein Muster nehmen. Überhaupt wäre es entschieden das Beste — und ich habe auch bereits in diesem Sinne gewirkt — wenn die Deutschen in den Vereinigten Staaten ihren Einfluß dahin geltend machten, den Unterricht in der deutschen Sprache für die public schools obligatorisch zu machen, und zwar im Bereich der ganzen Union. Wenn die Deutschen ihren Einfluß in dieser Richtung mit Energie geltend machen, so können sie es unzweifelhaft durchsetzen. Ohne die Schlaffheit und Indifferenz eines großen, ja wohl des größeren Theils der Deutschen in den „Staaten" wäre das Ziel schon längst erreicht. Aber die Deutschen waren bisher stets froh — und stolz darauf — wenn sie von den Amerikanern am Wahltag die Erlaubniß erhielten, ihnen die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Nun — hoffentlich kommt da ein Umschwung. Die Vorzeichen sind da. —

Ehe ich Boston verließ, besuchte ich noch das Denkmal der Schlacht von Bunkershill, die im amerikanischen Unabhängigkeitskampf ungefähr eine ähnliche Rolle spielte, wie der Bastillesturm in der französischen Revolution, nur daß der erste Ausgang kein so günstiger war. — Auch das Denkmal der Gefallenen des Kriegs gegen die Sklavenhalter besuchte ich. Hier ist die Inschrift etwas anders als in Manchester:

To the Men of Boston,
Who died for their Country,

On Land and Sea in the War,
Which kept the Union whole,
Destroyed Slavery
And maintained the Constitution
The grateful Country
Has built this Monument,
That their example may speak
To coming Generations.

Auf Deutsch:

Den Männern von Boston,
Welche für ihr Vaterland starben,
Zu Land und zur See in dem Krieg,
Welcher die Union ganz erhielt,
Die Sklaverei zerstörte
Und die Verfassung zur Geltung brachte —
Hat das dankbare Vaterland
Dieses Denkmal errichtet,
Damit ihr Beispiel reden möge
Zu den kommenden Geschlechtern.

Das ist sehr hübsch, aber die Inschrift macht sich einer Unterlassungssünde schuldig: sie spricht nur von den Männern von Boston, die ihr Leben dahingaben. Aber auch Dutzende von Frauen und Mädchen, die in den Hospitälern die Kranken und Verwundeten pflegten, haben ihr Leben für das Vaterland hingegeben. Und ihr Leben war doch wohl nicht weniger werth, als das der Männer. Oder?

Clinton, 21. Oktober.

Diese amerikanischen Häuser! In ein paar Wochen ist das schönste Haus fertig — ein Balkengerüste mit Brettern außen und innen und — falls man „solid" sein will —, eine Lage von Dachpappe und sonstigem Papier dazwischen,

welches kein Wärmeleiter ist und daher die Wohnung warm hält — warm und trocken. Auch fest sind die Häuser — fester als die steinernen. Das Erdbeben in Charleston hielten sämmtliche Holzhäuser aus, während die Steinhäuser zusammenfielen oder arg zugerichtet wurden. Und natürlich ist das Holzhaus auch billig. Und noch einen andern Vortheil hat es — es kann auf die Wanderschaft gehn, in der Welt herumziehen mit seinem Inwohner — es ist kein Hemmniß der Bewegung, wie das gewöhnliche Stein- oder Lehmhaus, sondern marschirt ruhig mit, wenn der Bewohner fortmarschirt. — Freilich das Feuer ist ihm gefährlich; allein gegen diesen Feind sind die Amerikaner auf der Hut, wie kein anderes Volk der Erde. Ihr Feuerlöschwesen ist einfach unübertrefflich, musterhaft, von bewundernswerther Vollkommenheit. Die kleinsten Städte haben Dampfspritzen von einer Güte und mit so vorzüglichen Apparaten, wie wir sie kaum in Hamburg und Berlin haben. Bei Bekämpfung des Feuers ist der Amerikaner so recht in seinem Element; da kann er so recht seine hervorragendsten Eigenschaften zeigen: Unerschrockenheit, schnellen Entschluß, schnelles Handeln. Ich sah dieser Tage ein „groß Feuer". Alles ging mit mehr als affenartiger Geschwindigkeit und mit einer Präzision und Ruhe, als wäre gar nichts los und handelte es sich um eine Feuerwehrparade. Jeder „Feuermann" that das Äußerste, und Jeder schien nur das Alltägliche zu thun. »In no time« war das Feuer gelöscht. — In Clinton betrachtete ich mir gestern das Kriegerdenkmal und las alle die Namen der Tapferen, die im Kampfe gegen die Sklaverei und die Sklavenhalter ihr Leben gelassen. Eine lange, lange Liste; und die größere Hälfte der Namen sind deutsch. So manche deutsche Mutter, die wohl heute noch ihren Sohn erwartet, hat keine Ahnung, daß er, dem edlen Impuls folgend, der fast all seine Landsleute damals ergriffen, in einem großen Krieg Soldat der Freiheit wurde und sein Herzblut für die Sache der Union und der Menschengleichheit hingegeben hat, wie so viele

Tausende unserer Landsleute. Damals haben die Deutschen sich trefflich gehalten, und die Amerikaner haben es uns auch nicht vergessen. Seit dem Krieg gegen die Sklavenhalter sind die Deutschen in Amerika Staatsbürger erster Klasse. Und wenn sie in neuerer Zeit wieder etwas weniger in Achtung stehn, so sind hieran nicht die amerikanischen Deutschen Schuld. — — Die Irländer, welche damals zumeist auf Seiten der Sklavenbarone fochten, erfreuen sich eines gar schlechten Rufs, und wenn ihnen von Amerikanern geschmeichelt wird, so geschieht es nur um ihrer Stimmen willen, vor Wahlen. — Sie werden nur geschätzt als voting cattle — als Stimmvieh. —

Providence, 22. Okt.

Providence, wo ich jetzt bin, ist die schöne, etwa 120,000 Einwohner enthaltende Hauptstadt Rhode-Island's, des kleinsten und zurückgebliebensten Staates der Vereinigten Staaten. Ich sage des zurückgebliebensten: denn es ist der einzige Staat, der das Bürgerrecht dem im Ausland Geborenen nur unter Bedingungen (des Grundbesitzes u. s. w.) gewährt, und auch für den im Staat Geborenen das Wahlrecht an Bedingungen (wie Kopfsteuer, englisch: Polltax) knüpft. Ich wohne in einem prachtvoll eingerichteten amerikanischen Hotel (Narragansett-Hotel) und würde mich wie im Paradies befinden — wenn es inmitten aller Bequemlichkeiten und alles Luxus nicht an Einem fehlte, nemlich an Luft. Die Amerikaner sind große Luftfeinde. Sie haben die vortrefflichsten Heizapparate und die erbärmlichste Ventilation von der Welt. Vor jedem frischen Luftzug fürchten sie sich, und sind darin fast so schlimm wie unsere Deutschen. Dieser Luftscheu verdanken sie unzweifelhaft den ungesunden Teint, der so ziemlich allen Amerikanern und Amerikanerinnen eigen ist, und sicherlich keine sehr beneidenswerthe Eigenthümlichkeit bildet. Ich gab mir Mühe, die Gründe die-

ser gesundheitswidrigen Unsitte zu erforschen, und man gab mir das wechselnde amerikanische Klima, den kalten Winter und die Malaria an — alles Gründe, die zwar eine Erklärung aber keine Rechtfertigung bilden. Doch lassen wir das. —

Das Wetter ist nach wie vor wundervoll. Der „indianische Sommer" macht seinem Ruf alle Ehre. In den 5 oder 6 Wochen meines Aufenthalts in der Neuen Welt habe ich, mit Ausnahme einiger erdrückend heißen Tage, keinen häßlichen Tag gehabt. Dem Herbstschmuck des amerikanischen Walds ist allerdings durch etliche scharfe Nachtfröste arg mitgespielt worden — die Ulmen und meisten Ahornarten haben bereits die Blätter verloren; jedoch die majestätischen Eichen, die in allen Farbenschattirungen von grün, gelb, roth und braun prangen, erhalten den Ruhm und die Ehre des amerikanischen Herbstwaldes noch aufrecht. —

How do you like America? — Wie gefällt Ihnen Amerika? fragte mich soeben ein Amerikaner, der neben mir im Schreibzimmer des Hotels sitzt und an der Briefadresse und meinem Hut merkte, daß ich ein Ausländer bin. „Sehr gut — in vielen Beziehungen, war die etwas ausweichende Antwort; namentlich gefallen mir Ihre Eisenbahnen. Bei uns hat man vier Klassen, und die Masse des Volks bekommt nicht einmal Holzbänke." Das konnte er gar nicht begreifen und ich hatte einige Mühe, das Gespräch abzubrechen.

»How do you like America?« Wie oft ist die Frage schon an mich gerichtet worden! »How do you like America?« — das ist die stereotype Frage jedes Amerikaners, sobald er den foreigner (Ausländer) erkennt; und der fragende Amerikaner läßt sich nicht kurzerhand oder mit einer ausweichenden Antwort abspeisen. Wenn ich keine Lust habe, in ein längeres Gespräch einzutreten, helfe ich mir dadurch, daß ich irgend etwas Amerikanisches lobe — was sich ja mit gutem Gewissen thun läßt. Jedenfalls war mein Lob der amerikanischen Eisenbahnen sehr ernst gemeint. Nicht alle Eisenbahnen

in den Vereinigten Staaten sind gleich gut und gleich bequem, allein auch die wenigst gut und bequem eingerichteten sind bei weitem besser als die unsrigen. In den meisten eine Eleganz und ein Komfort, wie bei uns nur in der ersten Klasse, und dazu ein System der Gepäckbeförderung, welches uns Europäer durch seine Leichtigkeit und Einfachheit geradezu verblüfft. Ich zeige mein Billet, lasse an mein Gepäck eine Blechmarke (check) befestigen, die außer einer Nummer den Aufgabe- und Bestimmungsort enthält — eine gleich numerirte Blechmarke, die auch außer der Nummer den Aufgabe- und Bestimmungsort enthält, wird mir gegeben — und dann habe ich mich um mein Gepäck nicht mehr zu bekümmern. Und gebe ich am Bestimmungsort meine Wohnung an, so wird mir gegen einen andern Check in denkbar kürzester Zeit mein Gepäck in die Wohnung befördert, wo es meist früher ankommt als ich selbst. Und das ohne Schreiberei, ohne Rederei und mit unfehlbarer Pünktlichkeit. Wenn man das sieht, begreift man wirklich nicht, wie wir Europäer mit unserer alten Kultur uns das Reisen so schwer gemacht. Die Amerikaner haben eben keinen Zopf. —

Providence, 23. Oktbr.

Noch keine 6 Wochen in Amerika und schon komme ich mir wie ein „alter Amerikaner" vor — es scheint mir eine Ewigkeit, seit ich im Land bin.

Je mehr man erlebt, desto länger erscheint Einem die Zeit — freilich desto schneller vergeht sie auch. — Zeit zu einem Bischen Heimweh hat man jedoch immer. Es ist komisch, wie die Entfernung verschönert. Deutschland kommt mir jetzt aus der Ferne weit schöner vor, als in der Nähe; doch in der Nähe sieht man unzweifelhaft richtiger. Aber mundus vult decipi, — wir Menschen wollen nun einmal getäuscht sein, und mit Hülfe unserer Phantasie machen wir uns so gern ein X für ein U vor. Und das berühmte Lessing'sche Wort: „In Preußen

bin ich Sachse, und in Sachsen bin ich Preuße", hat außer der politischen auch noch eine psychologische Bedeutung. Jedenfalls fühle ich mich in der Fremde am Deutschesten, und will ich auch, das Lessing'sche Wort auf mich anwendend, nicht gerade sagen: „In Deutschland fremd, in der Fremde deutsch", so könnte ich doch etwas Ähnliches sagen, ohne der Wahrheit Gewalt anzuthun. —

Diese Amerikaner sind doch die richtigen Abkömmlinge der Engländer, und haben das Insular-Eckige, trotz der langen Trennung von der Mutterinsel, noch nicht ganz verloren. Seit ich in den Neu-Englandstaaten herumreise, bemerke ich, daß die Leute mich häufig mit Blicken ansehen, welche beweisen, daß ihnen etwas an mir auffällt. Endlich kam ich dahinter — es ist mein Hut — ein breitkrämpiger Filz, wie sie in Deutschland häufig getragen werden. Der Amerikaner hat aber die ererbte Vorliebe für das Eckige und Steife, also für den Zylinder und steife hohe Filzhüte noch nicht aufgegeben; und da nun die Krämpe des meinigen einige Linien über das amerikanische Normalmaaß hinausgeht, und die Krone um einige Linien dahinter zurückbleibt, so erregt mein Hut die Ver- und vielleicht auch Bewunderung aller Amerikaner, die ihn sehen. Es erinnert mich das lebhaft an das Staunen des Londoner Publikums, als wir deutschen und französischen Flüchtlinge vor nun fast vierzig Jahren mit unseren festländischen Hüten und Bärten (ich hatte damals freilich nur erst einen sehr dürftigen Anfang) die englische Metropole betraten und durchwanderten. Nur äußerte das naive Staunen der Engländer sich mitunter in urwüchsig-roher Form, während die Amerikaner sich tadelloser Höflichkeit befleißigen. —

Providence ist eine schöne Stadt, allein sie steht seit 2 Monaten unter dem Temperenz-Gesetz, was mannigfache Unannehmlichkeiten verursacht. Wenn man nemlich nach verbotenen Getränken dürstet — und das Verbotene reizt sprichwörtlich — so muß man allerhand Umwege machen, unter Um-

ständen auch erhöhte Preise zahlen. Eine andere Wirkung ist die, daß die Amerikaner, um die Chancen des eilften Gebots: Du sollst dich nicht erwischen lassen, zu vermindern, sich doppelt so schnell betrinken, als sie es vorher zu thun pflegten. —

Albany, 24. Oktbr.

Gestern in Troja, morgen in Syrakus — wenn das keine klassische Reise ist, weiß ich nicht, was eine sein kann. Es war freilich nicht das Homerische oder Schliemann'sche Troja und wird nicht das Archimedische Syrakus sein — aber klassisch ist's doch; und, wenn auch die Bewohner von Troja und Syrakus sich verteufelt wenig um Homer, Archimedes und das klassische Alterthum kümmern werden, so haben sie doch die Kulturerrungenschaften des klassischen Alterthums wie aller übrigen klassischen und unklassischen Alterthümer angeeignet und, gleich dem Zaunkönig der Fabel, sich auf den Nacken des aufsteigenden Adlers gesetzt. Nur daß der Amerikaner kein Zaunkönig ist, sondern selber ein Adler; und in seinen ausgebreiteten Flügeln steckt mehr Flugkraft als in denen aller Adler der alten Welt zusammengenommen. O er wird noch weit fliegen, und er wird noch hoch fliegen, dieser junge Adler, der sich von den alten so hoch hat emportragen lassen und ihnen all ihre Flugkunststücke abgelernt hat. — —

Und Albany — die Hauptstadt des Staates Newyork, — wo ich jetzt bin, ist eine der ältesten Städte der Vereinigten Staaten — ursprünglich von den Holländern gegründet, und hervorgewachsen aus dem Fort „Oranien", oder Oranje, das 1626 errichtet ward. Die Stadt enthält über 100,000 Einwohner — ein Drittel etwa sind Deutsche, die zahlreichste aller Nationalitäten, die hier am Ufer des Hudson zusammengewürfelt sind. Die Hauptstraßen sind gepflastert — was in Amerika schon bemerkt werden muß — und die meisten Häuser von Stein. Nach einem Gesetz dürfen schon seit vielen Jahren Holzhäuser

gar nicht mehr gebaut werden; es wird jedoch nicht streng beobachtet, und kann leicht umgangen werden. Der Souverän Volk, der die Gesetze gibt, hat nemlich viele Köpfe, und: viel Köpfe viel Sinne. Und wenn ein Souverän keine Lust hat, das Gesetz zu beobachten, so ist es gewöhnlich nicht leicht, ihn zu zwingen. »No country in the world has so good laws as ours, but unfortunately they are not always observed« — „kein Land hat so gute Gesetze, allein leider werden sie nicht immer beobachtet" — klagte mir vorhin ein Amerikaner. Und ich tröstete ihn, daß es in anderen Ländern mit den guten Gesetzen mitunter ebenso gehe. Da fällt mir ein, ich bedauerte neulich, daß es in den Vereinigten Staaten kein Vogelschutzgesetz gebe. Seitdem habe ich erfahren, daß es eins gibt, und obendrein ein sehr gutes — auf dem Papier. Und nur auf dem Papier. Es wird Tag für Tag offenkundig von Tausenden und Hunderttausenden verletzt, und es kräht kein Hahn darnach. Das Krähen wird erst anfangen, wenn die hübschen Vögel Amerikas den Weg der Büffel und Hirsche und Bären gegangen sind. Daß der Wald schon stumm geworden, das ist dem unpoetischen Yankee sehr gleichgültig. Daß das Ungeziefer — namentlich die abscheulichen Muskitos (die mich noch gestern — man denke am 23. Oktober — auf einem romantischen Spaziergang übel zurichteten) so tolle Orgien treiben, ist den Hrn. Amerikanern schon fataler. Und sie faßten deßhalb vor 25 oder 30 Jahren den seltsamen Entschluß, durch importirte Spatzen die Arbeit thun zu lassen, für welche die einheimischen Vögel sicher viel geeigneter waren. Spatzen wurden aus Deutschland und England eingeführt. Bruder Spatz entsprach indeß keineswegs den auf ihn gesetzten Hoffnungen. Er entdeckte sofort den Obst- und Kornreichthum Amerika's, und statt sich der mühsamen Insektenjagd hinzugeben, widmete er sich dem praktischen Studium der verschiedenen amerikanischen Obst- und Getreidesorten. Und er gedieh dabei wunderbar. Drei Viertel der Union sind bereits von Spatzen bevölkert; und seinen

Gönnern ergeht es wie dem Zauberlehrling, der die Geister, welche er rief, nicht wieder loswerden kann. Mit seiner angeborenen und anerzogenen Schlauheit und Keckheit trotzt der Spatz jeder Schlinge, entgeht er jeder Flinte, spottet er jedes Gifts. Und er vermehrt sich, vermehrt sich, vermehrt sich — während ringsum die armen Waldvögel dem unbarmherzigen Verhängniß anheimfallen. Und mit dem landsmännischen Spatz gedeihen die Fliegen, Mücken und Muskitos, und werden sich einst mit ihm theilen in die Herrschaft dieses Landes — wenn nicht endlich einmal mit dem Vogelschutzgesetz Ernst gemacht wird. —

Dem Bruder Spatz will ich damit aber nicht unrecht gethan haben. Er ist das Kulturthier par excellence, in weit höherem Grade, als das Schwein, das Schaaf, der Ochs und selbst der Hund; und er ist der treueste, wenn auch nicht anhänglichste Gefährte des Menschen, dem er überallhin folgt — hartnäckiger als der Hund, der sich durch Schläge und Steinwürfe vertreiben läßt, was bei Spatzen bekanntlich nicht gelingt. Und ein Charakter! In dieser Beziehung den Hund thurmhoch überragend, der auch ein Begleiter des Menschen ist, doch sich von ihm zum Leibeigenen, zum Sklaven hat machen lassen, während der Spatz in stolzer Unabhängigkeit lebt — ein leuchtendes Muster von Selbständigkeit. —

Apropos, die Praktischheit, oder Praktizität — wer findet ein gutes deutsches Wort, überhaupt ein gutes Wort für den Begriff? Ich habe vergeblich darnach gesucht — genug, der praktische Sinn der Amerikaner bewährt sich doch nicht überall. Von den fehlenden Stiefelziehern habe ich schon gesprochen. Nun möchte ich noch ein weiteres Exempel geben. In Amerika gibt es kein Tischmesser, das schneidet; man muß das Fleisch auseinanderreißen — gerade wie die Indianer, die es bloß etwas ursprünglicher mit den Fingern thun. Ich habe mich bis heute ebenso vergeblich bemüht, ein schneidendes Tischmesser in Amerika zu bekommen, als den Grund zu entdecken,

warum die Amerikaner ihre Tischmesser stumpf machen, und ferner, warum, wenn sie das Fleisch denn durchaus zerreißen, statt schneiden wollen, sie sich nicht, gleich den Indianern, ihrer Finger bedienen. Sie lieben ja sonst so sehr alles Einfache.

Albany, 25. Oktbr. 1886.

Außer den Messern u. s. w. gibt es auch noch andere Sachen, in denen ich die Amerikaner nicht praktisch finde. Zum Beispiel kann ich es beim besten Willen nicht praktisch finden, daß sie, auch in den feinsten Hotels, die Butter mit Thran oder irgend sonst einem ranzigen Fett versetzen und ihr einen Geschmack geben, der vielleicht einen Lappländer entzücken, aber die ärmste deutsche Hausfrau von dem Kauf abschrecken würde. Bis auf den heutigen Tag ist's mir nicht gelungen, den Schlüssel zu diesem gastronomischen Räthsel zu finden. Jedenfalls hängt aber die Sache damit zusammen, daß die Amerikaner sich durch scharfe Gewürze und Kautabake den Gaumen vollständig abstumpfen. Und der Hang zu scharfen Gewürzen und Kautabak hängt seinerseits wieder mit der rastlosen Nervosität dieses Volkes zusammen, das sich keinen Moment der Ruhe gönnt, und sich fortwährend zu neuen Aufregungen und Anstrengungen aufstachelt. Da ich gerade vom Tabakkauen rede — häßlich ist's allerdings, obgleich ich keine Lust habe, mich des Längern mit dieser abscheulichen Sitte oder Unsitte zu beschäftigen, auf der die Gegner der Amerikaner ja auch zur Genüge herumreiten. Ich weiß nicht, ob jeder Amerikaner Tabak kaut — die meisten stellen es hartnäckig in Abrede — was ich aber weiß, ist, daß — ich will nicht sagen jeder aber doch so ziemlich jeder Amerikaner ausspuckt, wie Tabakskauer zu thun pflegen. Und das ist nicht bloß höchst unästhetisch, sondern sicher auch sehr ungesund. Und in diesem fortwährenden, systematischen,

kunstgerecht und fast berufsmäßig betriebenen Ausspucken ist unzweifelhaft ein Hauptgrund der vielfachen Verdauungsbeschwerden, und der aus ihnen entspringenden welken Gesichtsfarbe zu suchen, die den Amerikanern — wenigstens denen der Oststaaten — eigenthümlich ist, und sie sofort von den Neueingewanderten unterscheiden läßt. —

Albany ist bekanntlich die Hauptstadt des Staates Newyork, des Empire State (des Kaiser-Staats oder herrschenden Staats), wie er sich stolz nennt, der die Empire City — die große Weltstadt Newyork — als strahlendsten Juwel in seinem Geschmeide hat. Aber die Empire City ist zu groß, um die Hauptstadt sein zu dürfen. Dies widerspräche dem demokratischen Prinzip, das die Regierung nicht dahin legt, wo die Macht ist. „Starke Regierungen" passen nicht in einen Freistaat, der von einer Regierung nur eine gute Verwaltung erheischt. — Und natürlich hat Albany sein Kapitol. Es liegt auf dem höchsten Punkte der Stadt, mit herrlicher Fernsicht über den Hudson und das Hügelland des jenseitigen Ufers. Welcher Prachtbau! Und in welch riesenhaftem Maaßstab! Granit, Marmor, Onyx, und alles massiv — vierfache Säulen von polirtem Granit, die von Innen die Kuppel stützen — und welcher Luxus der Ausstattung! Der Gouverneur und die Volksvertreter wohnen wie die Kaiser der alten Welt — Newyork heißt nicht umsonst the Empire State — der Kaiserstaat. Und warum sollten die Herren es sich nicht leisten oder leisten lassen? Und, als ich die Säle der Gesetzgeber durchwandelte, dachte ich wieder an ein gewisses Haus in der Leipzigerstraße von Berlin. Dort die Vertreter von 50 Millionen und hier die Vertreter von 5 Millionen. Und wie ärmlich die 50-Millionen-Männer im Vergleich mit den 5-Millionen-Männern.

Das Kapitol ist noch nicht fertig, wird aber schon bewohnt. Nach dem Voranschlag sollte es 5 Millionen Dollars kosten — ein ganz hübsches Sümmchen! Es hat jedoch schon 17

Millionen gekostet und wird mindestens auf 20 Millionen Dollars kommen — d. h. 80 Millionen Mark! — —

Albany, 26. Oktbr. 1886.

Noch ein Wort über das Kapitol. Es ist in jeder Beziehung ein imposantes Bauwerk — ein Monumentalbau, für die Ewigkeit errichtet. Gewaltige Granitsäulen und Granitmauern von cyklopischen Quadern — in ihrer Großartigkeit an die Tempelbauten der Egypter erinnernd. Die Amerikaner lieben überhaupt monumentale Bauten, und sie wollen den Völkern der alten Welt zeigen, daß sie reicher sind als irgend ein anderes Volk, und leisten können, was kein anderes Volk zu leisten vermag. Viele der öffentlichen Bauten, z. B. die Paläste der Vereinigten-Staaten-Post, sind sämmtlich massiv von Granitquadern bis hinauf ans Dach.

Von der Pracht der inneren Ausstattung des Kapitols habe ich schon gesprochen. Sie spottet jeder Beschreibung. Das Getäfel der Wände, die Tapeten von gepreßtem Leder, die Divans von Maroquin, das Schnitzwerk an Thüren und Möbeln — ein geradezu unglaublicher Luxus. Da ist nicht gespart worden. Im Gegentheil: die Losung war, möglichst viel auszugeben. Je mehr ausgegeben wird, desto stolzer steht Amerika vor der übrigen Welt und — desto bessere Geschäfte werden gemacht. Denn die öffentlichen Bauten gehören zur „Politik", und die Politik ist ein „Geschäft". In Amerika sicherlich eines der einträglichsten.

Trotz dem Glanz und der Pracht des Kapitols aber doch dunkle Gänge, so dunkel, daß sie am hellen lichten Tag bei vollem Sonnenschein durch Gaskandelaber erleuchtet werden müssen. Ich hätte der Thatsache wahrscheinlich nicht erwähnt, wenn ich an einen Fehler des Baumeisters geglaubt hätte. Das ist's aber nicht; sondern wieder eine amerikanische Eigenthümlichkeit, und wieder eine von höchst zweifelhaftem Werth.

Die Amerikaner sind nemlich ebenso lichtscheu, wie sie luftscheu sind. Vor jedem Luftzug haben sie eine erschreckliche Angst; ein Fenster zu öffnen, ist Hochverrath und Majestätsverbrechen. Und dieselbe Angst wie vor der frischen Luft haben sie vor dem Licht — ich meine das goldne Sonnenlicht, das natürliche Licht. Am künstlichen haben sie ihre Freude, und ihre Beleuchtung ist der unsrigen weit vorzuziehen. Die kleinsten Nester haben elektrisches Licht — verhältnißmäßig zehnmal so viel wie Berlin. Aber das ehrliche Sonnenlicht ist ihnen ein Gräuel, und sie gleichen hierin jener Pariserin, der die natürlichen Blumen lange nicht so gut gefielen wie die künstlichen. Das ehrliche Tageslicht wird durch die sinnreichsten Vorrichtungen aus den Zimmern ausgeschlossen, durch Teppiche, Vorhänge, Jalousien, Blenden haben die Sonnenstrahlen Spießruthen zu laufen, bis die letzten glücklich weggefangen sind. So oft ich in mein Zimmer komme, muß ich erst mühsam all diese Hindernisse beseitigen; und verlasse ich mein Zimmer nur auf einen Augenblick und die Hausfrau oder das Stubenmädchen hat Gelegenheit hereinzukommen, so ist sofort wieder alles in der frühern Ordnung und es herrscht ein der egyptischen Finsterniß sich näherndes Halbdunkel.

Der Grund zu dieser Lichtscheu mag darin liegen, daß das Sonnenlicht hierzuland greller ist, als bei uns — worauf bekanntlich die Vorzüglichkeit der amerikanischen Photographien zurückgeführt wird, und wohl auch die zahlreichen Augenkrankheiten zurückzuführen sind. Freilich dürfte bei letzteren auch der lange schneereiche Winter ein Wort mitsprechen. —

Tagebuch.

Den 26. Oktober. Auf dem Blitzzug zwischen Albany und Syracuse. Das sind Züge, die ich mir lobe, diese Flyers, die von Osten nach Westen fliegen: jeder Wagen ein Salon, in dem man sich frei bewegen kann, und doch trotz der Freizügigkeit seinen Wohnsitz nicht verliert, weil wir einen nummerirten Sessel haben, der für die Fahrt unser Eigenthum ist. Aber ich bin nicht an ihn gebunden; ich kann mich beliebig hin und her bewegen, in den Eßsaal, in das Rauch- und Lesezimmer gehen — kurz, ich bin mein eigener Herr. Und wird mir während meiner Wanderungen mein Billet abgefordert, das ich vorher schon abgegeben habe, so genügt mein Wort und der Kondukteur geht weiter, denn er setzt voraus, daß jeder Passagier ein anständiger Mensch, dem erst das Gegentheil bewiesen werden muß. In andern Ländern ist es bekanntlich umgekehrt. Ach, wenn es mir doch gelänge, unsere deutsche Eisenbahnverwaltungen zu bestimmen, daß sie einmal eine Untersuchungskommission nach Amerika schicken! Was könnten sie lernen, und wie leicht könnte uns das Reisen gemacht werden!

Halt! Auf einmal fängt der Blitzzug an ganz langsam zu fahren; die Glocke der Lokomotive beginnt zu läuten, es geht mitten durch eine Stadt, zwischen Fußgängern und Fuhrwerken hindurch. Das ist freilich gegen jede europäische Tradition, aber es ist das einzig Vernünftige. Die Bahnen gehen hier nicht um die Städte herum, wie bei uns, sondern mitten durch; und die Städte sind so weitläufig gebaut und liegen

auch so weit auseinander, daß bei einiger Vorsicht keine Gefahr für Person und Eigenthum besteht. Und sehr vorsichtig fahren die Amerikaner, trotz Allem, was man von ihrer Tollköpfigkeit sagt.

Für die Salonwagen muß man ein — übrigens verhältnißmäßig sehr billiges — Zuschlagsbillet lösen. Sie haben vor den gewöhnlichen Wagen, die auf den Inlandzügen bequeme Plüschpolster haben, wie unsere Wagen erster Klasse, den Vortheil, daß man etwas mehr Raum hat und darum bequemer arbeiten kann — was für mich ausschlaggebend war. —

Ich sprach schon früher davon, daß die Amerikaner auf der Eisenbahn weit bessere Manieren haben als wir Europäer und insbesondere wir Deutsche mit unserer „übertünchten Höflichkeit". Der Hauptgrund liegt natürlich in der höheren Durchschnittsbildung der Amerikaner und in der den Meisten von uns vollständig abgehenden Achtung für die Rechte Anderer; — und diese Achtung kann nur bei einem freien Volk, dem „die Gleichheit alles Dessen, was Menschenantlitz trägt", zur Staats- und Gesellschaft-Grundlage geworden ist, in Fleisch und Blut Aller übergegangen, also allgemein geworden sein. Indeß trägt doch auch die Einrichtung der amerikanischen Eisenbahnen, die freilich mit dem Gleichheitsprinzip zusammenhängt, ja wesentlich ihr entsprungen ist, viel zu diesen besseren Eisenbahnmanieren bei. Statt wie bei uns in ein Coupé — ich hätte fast gesagt: in eine Gefängnißzelle geschoben zu werden, aus der er nicht wieder heraus kann, ehe die Thür wieder von dem Schließer, nein Schaffner geöffnet wird, betritt in Amerika der „Fahrgast" frei den weiten Raum des Wagens, durch welchen er ungehindert und bequem von einem Ende zum andern gehen, in welchem er sich, ganz nach Belieben, einen Platz aussuchen, und welchen er, wenn er keinen ihm zusagenden Platz findet, sofort verlassen kann, um sich in einen anderen Wagen zu begeben — so daß er unter und in sämmtlichen Wagen des Zuges die freie Auswahl hat. Unsere Coupes sind, wenn

besetzt, wahre Brutstätten der Unbehaglichkeit in jeder Gestalt und, schlimmer als das, sind — theilweise *deshalb* — auch Brutstätten des krassesten Egoismus. In ihrer Abgeschlossenheit pflegen sie die niedersten Instinkte der Selbstsucht. Weil Jeder weiß, daß er, bei normal besetztem Coupé, für die Dauer der Fahrt auf Komfort verzichten muß, betrachtet und behandelt er jeden Anderen als einen Eindringling. Er will der einzige Passagier sein — den Max Stirner'schen Ideal- und Superlativ-Egoismus, den „der Einzige und sein Eigenthum" verwirklicht, in die Praxis umsetzen — er „der Einzige" und das Coupé „sein Eigenthum", und die Mitpassagiere böse Feinde, die er sich um jeden Preis, mit allen Mitteln des „Kriegs im Frieden" vom Halse zu schaffen sucht. Kurz *unsere* Eisenbahnen sind Schulen des Egoismus und schlechter Manieren, während die *amerikanischen* Eisenbahnen Schulen des Gemeinsinns und anständiger Umgangsformen sind. Kurz, schon im Interesse unserer „nationalen Erziehung" sollten wir das amerikanische Eisenbahnsystem einführen.

Einen ähnlichen Triumph wie auf den Eisenbahnen hat das Gleichheitprinzip auf den *Ferry boats* errungen — den prachtvollen Dampffähren, die Newyork mit Hoboken, Brooklyn u. s. w. verbinden. Gleiches Recht für Alle und vollendeter Komfort für Jedermann — und zu überaus billigen Preisen die jedoch bei dem Massenverkehr vollständig genügen, um den Eigenthümern und Aktionären gute Profite abzuwerfen.

Briefe.

Syrakus, 27. Oktober.

Also wieder auf klassischem Boden. Und über Utika nach Syrakus; durch römisches Alterthum hindurch in griechisches Alterthum — chronologisch nicht ganz korrekt, aber doch ganz in klassischer Ordnung. Freilich, der Schnellzug, der soeben vor meinem Fenster durch die Straße fährt, zeigt mir sehr handgreiflich, daß die Neuzeit in dieses Alterthum eingedrungen ist und es beherrscht.

„Da sehen Sie," sagt ein amerikanischer Freund, den ich von Deutschland her kenne, „da sehen Sie ein Stück Selfgovernment. Hier erwartet man, daß Jeder für sich selbst sorgt (takes care of himself). Und Jeder sorgt auch für sich selbst, Menschen und Pferde. — —

„Und das haben Sie auch nicht in Deutschland, daß die Eisenbahnen durch die Städte hindurchgehen."

„Doch," entgegnete ich, „zum Beispiel durch Chemnitz fährt die Eisenbahn; nur wird da das Geleise abgesperrt, und statt daß die Maschine läutet, hat ein Mann mit einer Glocke nebenher zu gehen."

„Sehr sonderbar," meinte mein Amerikaner, „doch die Deutschen lieben es, sich Mühe zu machen. Bei uns ist's aber ganz natürlich, daß die Eisenbahnen durch die Städte gehen, denn die Städte sind um die Eisenbahnen gebaut. Erst war die Eisenbahn da, und dann kam die Stadt. Und bei Ihnen ist's ja wohl umgekehrt."

„Allerdings!“ mußte ich zugeben. Und es ist ja auch die Wahrheit.

Übrigens mag Amerika ein noch so großes und schönes und bewundernswerthes Land sein, — daß die Amerikaner so entsetzlich heizen und ihre Fenster so hermetisch verschlossen halten, wie hier in meinem Hotel und jedem anderen Hotel und Wohnhaus, das ist weder groß, noch schön, noch bewundernswerth und kann mich an frische Luft gewöhnten Menschen zur Verzweiflung bringen. Auch auf der Eisenbahn muß man sich die Treibhaus-Hitze der Dampfrohre gefallen lassen. Wer ein Fenster öffnet, hat sofort sämmtliche Passagiere gegen sich und wird durch das Gewicht der Majorität erdrückt, die man als Demokrat ja anerkennen muß.

Rochester, New York, 28. Oktbr.

Ich vergaß gestern zu erwähnen, daß ich auch in Rom war — der Weg nach Syrakus führt nemlich über Utika und Rom, ist also noch klassischer als ich geglaubt hatte.

Hier bin ich nur wenige Meilen vom Ontario-See und ganz in der Nähe sind verschiedene Wasserfälle. Die Gegend soll prachtvoll sein; und die Rochesterer behaupten, ihre Stadt — 120,000 Einwohner — sei die schönste der Vereinigten Staaten. Das sagen aber alle Amerikaner von ihrer Stadt, und es giebt so viel schönste Städte in Amerika, als es Städte gibt. So fällt wenigstens die Wahl nicht schwer. So weit ich mich umsehen konnte, ist Rochester allerdings schön; schade nur, daß ich es mir nicht näher ansehen kann, ebenso wenig wie die Umgegend und den See. Es regnet nemlich seit vorgestern fast ununterbrochen, und wird allem Anschein nach noch eine Zeit lang fortregnen. Und da der Regen sich in einen dichten Nebel gehüllt hat — er ist nach den Monaten des prächtigen Herbstwetters offenbar etwas befangen und schämt sich gewisser-

maßen wie ein Schlechtgekleideter, der in eine feine Gesellschaft kommt —, so kann von Aussicht, geschweige denn von Fernsicht keine Rede sein.

Doch halt, nicht bloß von der Liebe, sondern auch von dem Wetter, gilt das französische Wort: il ne faut dire ni jamais ni toujours — man darf weder Nie noch Immer sagen. Es kann sich im Handumdrehen ändern; und das amerikanische Wetter ist noch wetterwendischer als das europäische.

Hier, wie ziemlich überall, wo ich bisher gewesen bin, ist das deutsche Element sehr zahlreich. Leider fehlt ihm aber der politische Einfluß. Wenn die Deutschen so zusammenhielten wie die Irländer, könnten sie eine große politische Rolle in den Vereinigten Staaten spielen. Jetzt spielen sie gar keine. Das wird vielleicht entrüstet von Diesem oder Jenem bestritten werden, ist aber die Wahrheit. Und wohl gemerkt, ich nehme es den Deutschen nicht übel, daß sie in politischen Parteien zerspalten sind. Das fällt mir nicht ein. Was ich ihnen — d. h. der weitaus größten Mehrheit verarge, ist, daß sie nicht die Charakterstärke besitzen, selbstständig aufzutreten. In der Regel sind sie der „Schwanz" der amerikanischen Parteien und lassen sich von diesen an der Nase herumführen. Der Ausdruck »voting cattle« („Stimmvieh") ist recht grob, indeß auch recht treffend, und ist unglücklicherweise treffend auch für die Mehrzahl unserer deutschen Landsleute. Die mangelhafte Kenntniß der englischen Sprache erklärt zum Theil diese traurige Erscheinung. Allein der Hauptgrund liegt in dem Mangel an Charakter, an „Rückgrath", den ich schon so oft zu beklagen Gelegenheit hatte. Der 30jährige Krieg und die Jahrhunderte der Schreiber- und Polizeiwirthschaft, welche ihm folgten, haben unser Volk eben gebrochen, unselbstständig, unmündig gemacht — und die Wirkungen von Jahrhunderten lassen sich nicht im Handumdrehen auswischen. Das sind Dinge, die man in der Heimath nicht begreift, weil man sie nicht merkt — wer in verpesteter Stubenluft hockt, riecht sie nicht — die aber im Ausland sich Jedem

aufdrängen, der die Fähigkeit hat zu sehen und zu vergleichen.

Nachschrift. Abends 9 Uhr. Man muß nicht bloß Zeit und Raum überwinden, sondern auch das Wetter. Ich wollte doch nicht von hier weggehen, ohne den Ontariosee gesehen zu haben; und da der Regen und Nebel keine Miene machte, das Feld zu räumen, so entschloß ich mich kurzweg ihm Trotz zu bieten und nahm den Train nach Seabreeze oder Lake Beach — einem Vergnügungsort am See. Und wahrhaftig, ich habe meinen Entschluß nicht bereut. Zwar regnete es fortwährend, als wolle es nimmer aufhören, allein der Nebel ließ etwas nach, und als wir dem Waggon entstiegen, eröffnete sich sofort eine majestätische Aussicht über den See, der hier 50 englische Meilen breit ist und eine mächtige Bucht in das Land hineingebohrt hat. Natürlich ist das gegenüberliegende Ufer nicht zu sehen, und der gewaltige See macht ganz den Eindruck des Meers, und die brandenden Wogen zu unseren Füßen erhöhen den Eindruck. Die Majestät und die Ruhelosigkeit des Meers! — diese Ruhelosigkeit, die, weil mit Majestät verbunden, uns nicht ruhelos macht, sondern im Gegentheil beruhigt. Heute haben wir nur eine mäßige Brise, die von Kanada herüberweht, und doch ist der Wellenschlag schon recht stattlich, und ich kann mir denken, daß der Ontario, wenn von Stürmen gepeitscht, in seinem Zorn furchtbar sein kann. Ein Sturm auf diesem Binnensee, wie auf seinen Bruderseen wird von den Schiffern mehr gefürchtet als ein Sturm auf offenem Meer. Wir waren die einzigen Besucher — was die Schönheit der Szenerie natürlich nicht verminderte. Im Sommer ist Seabreeze (Seebrise) sehr besucht, auch von Badegästen und Sommerfrischlern — ein Coney-Island im Kleinen. Doch ich habe, glaube ich, noch gar nicht gesagt, was Coney-Island ist. Die Hasenheide — das heißt die ci-devant Hasenheide der Berliner — in sehr vergrößertem Maaßstab und mit einem

Seebad und dem Leipziger Meßrummel vereinigt — letzterer ebenfalls in sehr vergrößertem Maaßstab — und all diese Herrlichkeit an der Küste von Long-Island, nicht weit vom Eingange des New-Yorker Hafens — das ungefähr ist Coney-Island. Vom Treiben dort macht man sich schwer einen Begriff; da sieht man das volksthümliche Newyork — das fashionable Newyork verschmäht es freilich, sich hier mit dem Plebs zu amüsiren und zieht es vor, in Saratoga und andern Badeplätzen der haute volée sich vornehm zu langweilen.

Genug — wir verbrachten ein paar prächtige Stunden am Ontario, und strahlte er auch nicht in goldenem Sonnenschein, so boten doch seine grünlich grauen Fluthen, die im Hintergrund mit dem schieferfarbigen Himmel zusammenwuchsen, ein Bild düsterer Schönheit, das mir unvergeßlich sein wird. Die Eisenbahn, welche uns wieder heimführte — eine andere als die, mit der wir gekommen waren — folgt einige Meilen weit dem Ufer des Sees und zieht sich dann längs des romantischen Geneſſee-Fluſſes hin, der auf seinem Wege von Rochester mehrere Wasserfälle bildet. Sie sollen dem Rheinfall bei Schaffhausen nicht viel nachgeben — behaupten die Amerikaner. Wir konnten nicht urtheilen, weil sie uns durch eine dichte Waldung verdeckt wurden, deren noch nicht ganz verblichener Herbstschmuck einigen Ersatz für das uns entzogene Schauspiel bot. — — Und was liegt an diesen Zwergen? Morgen früh stehe ich vor dem Rieſen — am Niagara!

Niagara-Falls, 29. Oktober, 1½ Uhr Morgens.

Nach 2½ stündiger Fahrt von Rochester hier angekommen. »The Falls are only 3 blocks distance from our Hotel« — die Fälle sind nur 3 Häuserquadrate von unserem Hotel entfernt — sagte der Kutscher des Hotel-Wagens, der uns ins Spencer House entführte — wir hatten eigentlich in

ein anderes Hotel gewollt, aber der Reisende denkt und der Kutscher lenkt. Und wir haben keinen Grund, unzufrieden zu sein. Ein gutes, gastliches amerikanisches Hotel und „zivile" Preise, wie der deutsche Commis Voyageur zu sagen pflegt. Und vortreffliches Lagerbier: »Niagara Falls Lager«, hier an Ort und Stelle vom Wasser des Niagara gebraut. Das hätte sich der gewaltige Seeriese auch nicht träumen lassen, als er vor Hunderttausenden von Jahren das Gefängnißthor sprengte und den ersten Sprung in die Tiefe machte. Gesehen habe ich ihn noch nicht. Aber ich höre ihn — er rauscht und braust — bloß drei Häuserblocks entfernt — er rauscht und braust, als hätten hunderttausend Löwen eine stürmische Volksversammlung, und sein Rauschen und Brausen soll meine Schlafmusik sein. Kein König der Welt hat solche Schlafmusik. Morgen früh sehen wir uns, der Niagara und ich. (In Parenthese sei nochmals bemerkt, daß er nicht Niagara heißt, sondern Neiäggeräh.)

Freitag Morgen 9 Uhr. Etwas lang geschlafen. Ich hatte einen schweren Traum. Der Niagara hat mir einen Besuch gemacht: tosend, brüllend, ein geschmolzener, wandelnder Gletscher kam er auf mich los, packte mich und — was weiter geschah, weiß ich nicht. Genug. Ich bin lebendig und wach, und will, nachdem ich rasch gefrühstückt, die geheimnißvolle nächtliche Visite bei hellem, lichtem Tag erwidern. Bei lichtem Tag? Ach nein, der Regen von gestern ist uns treu geblieben und wird eine Zeit lang nicht von unseren Sohlen weichen. Doch was schadets? Ein Theater-Wasserfall à la Sächsische Schweiz bedarf des Sonnenscheins; aber der Niagara! Was verschlägt es der wahren Größe: ob Regen, ob Sonnenschein? Die Größe ist nicht vom Wetter abhängig. — Apropos, Dickens hat doch recht mit dem Stückchen Käs, welchem die Geister ihren Ursprung verdanken. Ich habe gestern Abend vor dem

Schlafengehen Käse gegessen, und so hatte mein Nacht-Besuch wohl den gleichen Ursprung wie Marley's Geist.

Am Niagara.

At the Cave of Winds, an der Windgrotte, den 29. Oktober 1886, Vorm. 11½ Uhr. Zur Rechten das donnernde Schäumen des amerikanischen, zur Linken das donnernde Schäumen des kanadischen Falls, und unten das Wirbeln, Gurgeln, Rasen der wie in panischem Schrecken einherstürzenden Wasserfluthen, weiß, hellgrün, dunkelgrün, schwarz — alle Farbentinten, jeden Augenblick wechselnd, jeden Augenblick gleich schön, groß und anziehend. Ach ich begreife, wie es kommt, daß so Mancher sich hier in den Strudel gestürzt — halb zog es ihn, halb sank er hin.

Die „Fälle" selbst — ein Schauspiel, nicht zu beschreiben. Mein »Guide« (Führer), hat Recht mit seinem Verslein:

I came to see
I thought to write,
I am but dumb.
Ich kam zu sehen
Ich gedachte zu schreiben,
Und ich bin nur stumm.

Denselben Tag Abends in Buffalo. Weiter kam ich nicht am Niagara, der — man kann das nicht oft genug wiederholen, weil man sich in Deutschland auf die falsche Aussprache steift — nicht Niagāhra ausgesprochen wird, sondern Neiäggeräh, oder Neiäggerah, oder selbst Neihgeräh, oder Neihgerah. Jetzt nach acht Stunden bin ich von dieser Großartigkeit noch so überwältigt, daß ich fast Kopfweh habe. Auge und Ohr werden so mächtig in Anspruch genommen; was wir sehen und hören, stürmt so wild und titanisch auf uns ein, und ist

zugleich so bezaubernd schön, daß keine Worte für die Empfindungen ausreichen, und wir unsere Gedanken nicht zu sammeln vermögen. Der Rheinfall bei Schaffhausen ist gewiß schön — der Rheinfall *vervierfacht*, und unmittelbar daneben ein Rheinfall *verzehnfacht* — das ist ungefähr der Niagara; und doch gibt es kein Bild, weil wir uns diese riesenhafte Größe, für die jeder Maaßstab zu klein, einfach nicht vorstellen können. Und die Natur hat sich hier als Künstlerin in höchster Meisterschaft gezeigt, indem sie das Schauspiel theilte, und den einzelnen Theilen eine immer gesteigerte Größe und Schönheit, und jedem seinen eigenen Charakter gab. Doch genug — ich will keine Schilderung versuchen, die einem *Göthe* und *Shakspeare* nicht gelingen würde. Da heißt es: selbst sehen, selbst hören. Denn das Hören gehört dazu, — dieses Tosen und Donnern der krystallhellen, schäumenden Fluth, die sich über die Felsen stürzt und stürzend in Staub, in Nebel auflöst, gehört zu dem Schauspiel, wie die Musik zu einer Oper. Erst sah ich die Rapids — Stromschnellen — der amerikanischen Seite — und ich staunte; ich dachte, das könne nicht übertroffen werden. Und als ich hernach den „amerikanischen Fall" sah, erschienen die Rapids mir klein. Und hernach den „kanadischen Fall", den Horseshoe, das Hufeisen —, so genannt von seiner Form — da erschien mir der amerikanische „Fall" klein, obgleich in mancher Hinsicht malerischer. Und als ich endlich den Wirbelstrom *unter* den „Fällen" sah, wo die rasenden Wassermassen sich in den Felsen ein enges, aber hunderte von Fuß tiefes Bett gegraben haben, und mit der doppelten Schnelligkeit des schnellsten Expreßzugs abwärts springen und jagen, einander drängend, überspringend, toll emporschnellend — da schienen mir sogar die „Fälle" zahm. Die Farbe des Wassers ist genau die des schweizerischen Gletscherwassers, durchsichtiges Blaugrün; so mächtig die Wassermassen sind, man kann durch sie hindurch genau die Farbe und Umrisse der Felsen erkennen, über welche sie sich herabstürzen.

Doch, was soll ich tausendmal Geschildertes, und tausendmal besser Geschildertes hier schildern! Es gibt eine ganze Litteratur über den Niagara; keiner der Hunderttausende seiner jährlichen Besucher, der nicht eine Schilderung versuchte, und kein Feuilletonist von Fach, der nicht eine hübschere Schilderung zu machen wüßte.

Also nur ein paar Bemerkungen und Winke.

Der Besuch des Niagara, früher überaus kostspielig, ist jetzt so gut wie unentgeltlich. Der amerikanische Fall mit dem angrenzenden amerikanischen Land ist vom Staat New-York zu unveräußerlichem Staatseigenthum gemacht worden — zu einem „Nationalen Park", der vom Staat gepflegt, und dem Publikum frei zur Verfügung gestellt wird. Während früher der Zutritt zu jedem Aussichtspunkt extra bezahlt werden mußte, darf jetzt nirgends eine Taxe oder Trinkgeld erhoben werden. Nur wer die Windgrotte besuchen will, muß ein bestimmtes Entrée bezahlen, weil der Besuch nur in Begleitung eines zuverlässigen Führers und in besonderen — vor Wasser und Ausgleiten schützenden Kleidern und Sandalen vorgenommen werden kann. Für Fuhrwerke besteht eine feste — und billige — Taxe, was sonst gegen die amerikanische „Freiheit" ist; und auf dem Bahnhof werden die Reisenden durch große Anschläge darauf aufmerksam gemacht, daß der Zutritt zu den Falls überall frei ist, und daß jede Erpressung, wenn zur Anzeige gebracht, streng geahndet wird.

Und ich habe auch schon gesagt, daß die Gasthöfe an den Falls durchaus nicht theuer seien. Jedenfalls kann ich mein SpencerHouse mit gutem Gewissen empfehlen. Kurz, der Aufenthalt am Niagara ist auch dem weniger Bemittelten jetzt möglich und im Verhältniß unzweifelhaft billiger, als der Aufenthalt am Rhein.

Das Einschreiten der Regierung war nicht bloß im Interesse des Publikums, sondern auch der Natur und Landschaft nothwendig, die unter der „Freiheit" des Ausplünderns nicht

minder zu leiden hatten. Von den mächtigen Waldriesen am Niagara fiel einer nach dem andern dem Beil und schmutziger Habsucht zum Opfer, und der Urwald wurde so toll verwüstet, daß nach einem Jahrzehnt nichts mehr übrig gewesen wäre.

Zum Glück griff die Hand des Staats noch rechtzeitig ein, und der „Park" enthält jetzt so prachtvolle Bäume und Baumgruppen — der mannigfaltigsten Art —, daß er einer der schönsten Parks der Welt wäre, auch wenn er die Niagarafälle nicht umschlösse. —

Ich sprach eben von wenig empfehlenswerther „Freiheit." Nun etwas von amerikanischer Freiheit der guten Sorte.

Oben auf den Felsen über den Fällen und Thalgründen stehen Warnungstafeln mit der Inschrift:

Stones thrown from above may fall upon persons below.

Auf Deutsch:

Steine von oben geworfen, können auf Leute unten fallen.

Wenn ein vernünftiger Mensch, der kein Hallunke ist, das liest, wird er das Steinewerfen unterlassen, vorausgesetzt, er habe es überhaupt beabsichtigt.

Und in Amerika nimmt man, ehe das Gegenteil bewiesen ist, von jedem Menschen an, daß er vernünftig ist und kein Hallunke.

Man kommt also nicht mit Strafandrohungen, die für nicht vernünftige Menschen sinnlos sind, und von Hallunken verlacht werden. Es wird einfach auf die möglichen Folgen einer unbedachtsamen Handlung aufmerksam gemacht — und das genügt. Ich habe nicht gesehen noch gehört, daß Jemand von den Niagara-Felsen herab mit Steinen würfe.

„Und wenn es doch Einer thäte?"

Je nun, dann würde seine Bestrafung ebenso gut erfolgen, als wenn der Park nach europäischer Sitte mit warnenden Strafandrohungen besät wäre.

Ich habe keine Zeit, das Thema weiter zu spinnen; aber so viel steht fest: wie sich aus einem einzelnen Knochen die Gestalt und das Wesen des ganzen Knochengerüstes und des ganzen Thieres herleiten läßt, so läßt sich aus jenem einfachen

„Steine von oben geworfen, können auf Leute unten fallen"

die ganze amerikanische Freiheit konstruiren — die ächte, richtige, „die ich meine". —

Auf der Eisenbahn zwischen Buffalo und Cleveland, den 30. Oktober Morgens.

Seit halb sechs diesen Morgen unterwegs, oder auch seit halb sieben. Es gibt hier nemlich zweierlei Zeiten: die östliche und die mittlere — d. h. die Zeit von New-York und die von Chicago, welche ungefähr um eine Stunde auseinander gehn. Außerdem gibt's noch eine westliche Zeit, und eine Zeit für Kalifornien und die anderen Staaten im fernen Westen. Durch diese verschiedenen Zeiten, die so weit auseinanderliegen, wird man an die riesigen Entfernungen des Landes erinnert — an seine unermeßliche Ausdehnung, die sogar von dem Sonnengott nur in Stunden durchmessen werden kann — ohne Galilei zu nahe zu treten. —

Zur Rechten als Reisebegleiter der blaue Eriesee, der bei Buffalo den Niagara nach dem Ontario entsendet, und zur Linken die Sonne, welche vom blauen Himmel uns anlacht. Denn über Nacht ist's wieder schön geworden, und das Vergißmeinnicht-Blau des Himmels ringt mit dem dunkleren Lazur-Blau des Sees um die Palme der Schönheit. Die Gegend durchweg flach — kein Hügel; dafür aber lachende Fluren, herbstliche Felder — die Pyramiden des noch nicht eingeheimsten Mais, von orangegelben Kürbissen umlagert —; endlose Wiesen — die Prairie! —, von Fences durchschnitten, mit grasenden Viehheerden; und Wälder, dichte Wälder, ge-

lichtete Wälder, breite Flächen mit hervorstehenden Baumstumpfen, zwischen denen der Pflug schon gearbeitet hat. Und aus Wald und Feld blicken uns freundliche Farmhäuser an — kein Dorf — die Farmer sind der altgermanischen Gewohnheit treu geblieben: Jeder für sich. Aber gute Nachbarn sind sie, und wie gastfrei, das habe ich selbst wiederholt erfahren. — Soeben sausen wir durch einen „todten Wald", — abgestorbene Bäume, die ihre nackten Äste zum Himmel emporstrecken, als wollten sie um Gnade flehen — oder die bösen Menschen verfluchen.

Sie sind „gegürtelt", die Rinde theils abgelöst, theils abgefallen, — und da sie den Boden nicht mehr beschatten, so kann schon rings um sie herum gepflügt werden. Der Farmer, dem sie gehören, fällt die Stämme nach seiner Bequemlichkeit — erst die kleinen, dann die großen.

Nur wenig Städte, und weit auseinanderliegend.

Überall die Spuren des furchtbaren Sturms, der vor 14 Tagen diese Gegenden verwüstet, und auch am Niagara so viel Unheil angerichtet hat. Tausende und Tausende von niedergebrochenen, verstümmelten, entwurzelten Bäumen. Die Häuser, an denen wir vorüberfuhren, sind sämmtlich von Holz; das ächt amerikanische Holzhaus (framehouse) ist leicht gebaut, zierlich, sauber, hübsch angestrichen, frisch und jung. Dörfer mit moosbewachsenen Dächern gibts nicht. Vor 60 Jahren lebten hier noch keine „Blaßgesichter" — der Urwald und die Prairie gehörten der Rothhaut und dem Büffel. Apropos, der Büffel heißt auf englisch Buffalo, ich habe jedoch gemerkt, daß diese ungermanische Wortbildung den Amerikanern widerstrebt und daß — wenigstens beim Name der Stadt Buffalo — das Schluß-o bereits gefallen ist, so daß das Wort ziemlich so klingt, wie unser gut deutsches „Büffel". —

Diese amerikanischen Häuser sind so leicht herzustellen, daß ich überzeugt bin, trotz unserer höheren Holzpreise würde sich ihr Bau auch in Deutschland verlohnen. Ich glaube,

ein deutscher Zimmermann, der herüberkäme, um die Konstruktion kennen zu lernen, machte ein gutes Geschäft.

Die Amerikaner sind uns doch in den meisten praktischen Dingen weit überlegen. Zum Beispiel fuhr ich gestern in Buffalo auf Asphaltpflaster, das bei eintretendem Regen nicht schlüpfrig wird. Ich erprobte es selbst. Die Berliner Stadtverordneten haben bis dato das Geheimniß noch nicht entdeckt.

Cleveland, den 1. November.

Nach sechsstündiger Fahrt am blauen Eriesee entlang kamen wir gestern hier an. Cleveland liegt im Staate Ohio und hat, gleich Buffalo, eine Bevölkerung von 220—230000 Einwohner, von denen so ziemlich die Hälfte Deutsche. Jedoch hier wie in den nördlichen Städten des Staats New-York fehlt es dem deutschen Element an politischem Schwung — und die länger Eingewanderten sind größtentheils voting cattle der herrschenden Parteien: der Republikaner und Demokraten, die beide genau dasselbe Programm haben: nemlich am Staatsruder zu sitzen und natürlich auch am großen Millionentopf. Ich spreche hier selbstverständlich nicht von dem großen amerikanischen Volk, sondern von den professionellen Politikern, die aus der Politik ein Geschäft, ein Geschäft in des Worts materiellster Bedeutung machen. Nun — ich denke, die Deutschen, welche im amerikanischen Rebellionskrieg eine so ehrenvolle Rolle gespielt haben, werden der unwürdigen Rolle, die sie zum großen Theile in den amerikanischen Wahlkämpfen spielen, sich allmählich bewußt werden. — Im Allgemeinen findet sich in diesen Gegenden ein prachtvolles Menschenmaterial. Die Männer, große, kräftige Gestalten, die Frauen mit vollen, gesunden Formen — anders als durchschnittlich in den Neuengland-Staaten, wo nur die Kinder unseren Schönheitsbegriffen entsprechen, und Männlein und Weiblein sich durch eine fast unbegreifliche Abwesenheit von Fleisch auszeichnen — was mit

dem aufs Geistige und Geistliche gerichteten, alles Fleischliche als sündhaft verabscheuenden Puritaner- und Quäkerthum zusammenhängen mag. Hat man doch entdeckt, daß die Schädelbildung von viel und intensiv denkenden Männern sich mit der Zeit verändert — warum sollte ein jahrhundertelang durch Generationen vererbter Haß gegen das gottlose Fleisch das gottlose Fleisch nicht schließlich von den Körpern getrieben haben, so daß nur die unschädlichen und nicht sündhaften Knochen übrig geblieben sind? Doch diese Theorie überlasse ich Naturforschern zu näherer Untersuchung. Ich wollte bloß eine Thatsache konstatiren, die auch von den Amerikanern — die Neuengländer selbst natürlich ausgenommen — allgemein als feststehend anerkannt wird. Es gibt sogar ein drastisches Sprichwort, — etwas zu zolaisch-realistisch, um hier zitirt zu werden —, welches die Defekte der Neuengländerinnen in Bezug auf 3 wichtige Schönheitspunkte gewissenhaft aufzählt. —

Cleveland ist eine sehr schöne und reiche Stadt; sie ist der Mittelpunkt des Ohio-Wein-Handels, der, gleich dem Kalifornischen, immer größere Dimensionen annimmt. Amerika ist nemlich allen Ernsts in die Reihe der Weinländer eingetreten, und rechtfertigt also den Namen, welchen die ersten Entdecker — aus Island, wenn ich nicht irre — dem neuen Festland beilegten: Wünland—Weinland. Die Rebe ist hier einheimisch, was in Deutschland und dem übrigen Europa bekanntlich nicht der Fall ist. Die wilde Rebe, welche im größten Theil der Vereinigten Staaten zu finden ist, trägt dicke, schwarze Beeren von süßem, aber etwas an schwarze Johannisbeeren erinnerndem Geschmack. Jedenfalls ist dadurch, daß die Rebe hier in allen Wäldern wild wächst, der Beweis erbracht, daß in Amerika die für den Weinbau erforderlichen Bedingungen vorhanden sind. Und den eingewanderten Weinbauern — namentlich den deutschen — ist es gelungen, Reben zu erzielen, welche einen guten, an vielen Orten vortrefflichen Wein liefern, der mit den deutschen Weinen — wenn wir die alleredelsten Sorten ausnehmen — den Vergleich

und die Konkurrenz aushält. Ich habe auf meinen Reisen sogar die Erfahrung gemacht, daß der einheimische Wein in der Regel weit besser ist, als der wirklich oder sogenannte importirte Wein, der in Folge des hohen Zolls nicht leicht unverfälscht zu erlangen ist. Schon jetzt produziren die Vereinigten Staaten so viel Wein, daß sie beträchtliche Quantitäten nach Europa ausführen — auch nach Deutschland, wo er freilich, wie man mir sagt, als theurer deutscher Wein verkauft wird. Das Gebiet, welches sich für den Weinbau eignet und mit der sich immer mehr vervollkommnenden Weinbaukunst ein immer besseres Gewächs liefern wird, ist aber so ungeheuer, daß ich nicht den mindesten Zweifel mehr hege: der amerikanische Wein wird dem europäischen Wein bald eine ebenso überwältigende Konkurrenz machen, wie das amerikanische Getreide dem europäischen. Um so mehr, als in Amerika die Rebe, weil einheimisch, ein jedes Jahr trägt und die Trauben zur Reife bringt — während dies im mittleren Europa, besonders in Deutschland, zu den Ausnahmen gehört. —

Der Eriesee ist außerordentlich fischreich, und die Fischerei frei, wie überall in Amerika. Vorhin begegnete mir ein Arbeiter, der einen halben „blauen Montag" (Saint Monday, „heiligen Montag" nennen ihn die Engländer) zum Fischfang benutzt hatte und mindestens 20 Pfund prächtige Fische nach Haus brachte. Die Arbeit in seinem Shop hätte ihm freilich mehr eingetragen, denn Fische sind hier fabelhaft billig — für 10 Cents bekommt man 5 Pfund köstlicher Lachsforellen und des feinsten Sturgeon—Stör; von gewöhnlicheren Fischen sogar 12 Pfund für dasselbe Geld — das heißt für 40 Pfennige!

Lachse werden hier nicht gefangen, weil sie über den Niagarafall nicht hinwegkommen können — trotz verzweifeltster Anstrengungen. Dagegen Lachsforellen in Masse und von seltener Güte. Ich werde die Fischessen der letzten Tage — und namentlich auch am Niagara — nicht so leicht vergessen, wie ich denn überhaupt gefunden habe, daß die Fische den besten

Theil der amerikanischen Hotelküche bilden. Sie sind zu gut, um selbst durch einen Yankeekoch verdorben werden zu können. —

Leider umzieht der Himmel sich wieder, und ich möchte heut Nachmittag in einem Buggy (so nennt man die leichten amerikanischen Kutschen) etwas am See herumfahren. Und wehe, wenns hier zu Land regnet! Grundlose Wege, sobald man die Stadt hinter sich hat, und mitunter auch in der Stadt. Von einer Spazierfahrt vorgestern in Buffalo kam ich so bespritzt zurück, daß mein schwarzer Rock ganz grau war vor Schmutz und ich mir das Gesicht sofort waschen mußte.

Cleveland, den 2. November.

Election Day, Wahltag! Hier in Ohio und in den meisten Staaten. Früher hatte Ohio seine Wahlen im Oktober, vor den meisten übrigen Staaten; aber es zeigte sich, daß von den übrigen Staaten aus zu viel korrupte Einflüsse sich geltend machten, um die Wahlen dieses wichtigen Staats im Parteiinteresse zu lenken. Und da entschloß man sich denn, die Wahl auf denselben Tag zu verlegen, wo die meisten übrigen und alle Nachbar-Staaten sie haben. Ähnlich verlegte vor 50 Jahren etwa die hessische Regierung alle Kirmessen im Land auf einen Tag, damit unsere raufluſtigen Bauern nicht Gelegenheit hätten, sich jeden Sonntag im Jahr — und zu diesem Zweck hatten sie die Kirmessen mit großem Scharfsinn über das ganze Jahr vertheilt — mit den Bauern der Nachbardörfer zu prügeln und den einen oder andern freundnachbarlich und gemüthlich todtzuschlagen. So hatte jedes Dorf seine Kirmeß für sich allein, und die unvermeidliche Kirmeßprügelei wurde wesentlich eingeschränkt und an einem Tag abgemacht.

Schon seit Wochen ist das ganze Land in Aufregung, die sich fortwährend steigerte. Vorgestern und gestern überall Gruppen, die eifrig, jedoch in musterhafter Ruhe politisirten und diskutirten. Das englische Wahlgetöse kennt man hier

nicht. Hier und da ein „Stumpfredner" — stump-orator — auf offener Straße, dem von seinen Zuhörern mit größter Aufmerksamkeit zugehört wird. Die großen, steinernen Rednerbühnen, welche hier – wie im alten Rom — auf den öffentlichen Plätzen errichtet sind, wurden leider nicht benützt, weil der Wahlkampf hauptsächlich in der Umgegend tobt, wo ein halbes Dutzend meetings gestern Abend stattfanden. Und durch einen komischen Zufall wäre ich um ein Haar in eins eingeschmuggelt und zum Stumpfredner gepreßt worden.

In diesem Augenblick — 10 Uhr Morgens — ist mein Hotel wie ausgestorben — Alles ausgeflogen — nach den Pollingplaces — Abstimmungsplätzen. Und ich will auch hingehen und mir das Wahl-Verfahren und die Physiognomie der Wahl ansehen. Wie groß und allgemein das Interesse ist, erhellt aus der Thatsache, daß die Theater auf ihren Zetteln angekündigt haben, die Wahltelegramme aus dem ganzen Land würden von der Bühne herab verlesen. Es ist ein herrlicher Tag. Die Sonne lacht. Und ich will nur wünschen, daß sie ein gutes Werk bescheinen möge. Denn heute bekunden Millionen amerikanischer Bürger ihren Willen, und heute wird die Zusammensetzung des künftigen Kongresses und der meisten Einzel-Legislativen entschieden.

Sandusky, Ohio, 2. Nov. Abends.

Die Wahl ist vorüber, das Resultat aber noch nicht bekannt. In einigen Stunden werden wir es kennen. Die Aufregung ist groß, jedoch eine durchaus gesunde. Jedermann weiß, daß, welche Partei auch siegen möge, die große Republik in ihrer Entwicklung nicht gestört, in ihrem Siebenmeilenstiefel-Vormarsch nicht aufgehalten werden wird. Amerika hat nemlich zufälliger Weise die stärkste Regierung der Welt — genau so stark, wie die 60 Millionen amerikanischer Bürger zusammengenommen. Allerdings zu gleicher Zeit

auch die schwächste Regierung, denn ohne die Unterstützung dieser 60 Millionen amerikanischer Bürger ist das Dutzend Personen, welche die Regierung bilden, um kein Atom stärker, als jedes andere beliebige Dutzend amerikanischer Bürger.

Eigentlich hätte ich den Morgen schon von Cleveland abreisen sollen, allein ich wollte den großen amerikanischen Wahltag nicht auf der Eisenbahn zubringen. Und so blieb ich denn bis ziemlich zur Beendigung des Poll's (der Abstimmung) — 4 Uhr Nachmittag —, und betrachtete mir die verschiedenen Wahlplätze. Ich fand eine auffallende Ähnlichkeit mit deutschen Wahlen — nur etwas ruhiger. Und nichts von dem Lärm und dem Humbug und der Rohheit, durch welche englische Wahlen sich auszeichnen. Eine überaus praktische Einrichtung die wir in Deutschland nachahmen sollten, ist, daß die Vertheiler der Wahlzettel und überhaupt alle Personen, die nicht entweder ihren Stimmzettel abgeben wollen, oder als Beamte bei der Wahlhandlung thätig sind, von der Stätte, wo die Ballot-Box (der „Stimmkasten") steht, mindestens 100 Fuß entfernt sein müssen. Dadurch wird den „Politikern" die Möglichkeit genommen, die Abgabe des Stimmzettels zu überwachen und das Wahlgeheimniß illusorisch zu machen. Ein Policeman hat dafür zu sorgen, daß die Entfernung genau eingehalten wird. Zum Schutze des Wahlgeheimnisses ist weiter bestimmt, daß die Wahlzettel von gleicher Breite sein müssen; nur die Länge ist nicht festgesetzt. Im Übrigen ist das Verfahren im Wesentlichen wie das unsrige, nur mit dem Unterschied, daß auf einem und demselben Zettel die Namen der verschiedenen Kandidaten für die verschiedenen Mandate und Ämter, um welche es sich an dem Wahlort handelt, stehen dürfen und meistens auch stehen. Heute finden in den meisten Staaten — ich glaube in allen außer dreien — die Staats- und Kongreßwahlen statt — hier in Ohio auch die Gemeindewahlen. — Auf meinem Rundgang kam ich auch in die irischen Quartiere. Dort ging es etwas geräuschvoller zu.

Diese armen Irländer! Sie sind in Amerika genau was sie in Irland waren. Dieselbe Lebhaftigkeit, dieselbe Streitlust, derselbe Schmutz. Die Deutschen sind nicht so konservativ; sie nehmen hier durchschnittlich eine höhere Lebens- und Kulturstufe ein als in Deutschland — freilich, sie vergessen auch leicht, daß sie Deutsche sind, während die Irländer niemals vergessen, daß sie Irländer sind. Wenn ich sagte, die Deutschen hier ständen auf einer höheren Lebens- und Kulturstufe als in Deutschland, so will ich nicht mißverstanden sein. Ich meine nicht, daß der Deutsche in Amerika dem Deutschen in Deutschland überlegen sei. Das ist eine sehr schwierige Frage, an deren Beantwortung ich mich nicht getraue. Was ich meine, ist: daß die eingewanderten Deutschen in Amerika durchschnittlich eine höhere Lebens- und Kulturstufe einnehmen, als sie in Deutschland eingenommen haben. Und das ist — Ausnahmen bestätigen natürlich nur die Regel — eine unbestreitbare Thatsache. Übrigens auch die Irländer verrichteten ihre Wahlarbeit mit ziemlicher Ruhe und Ordnung und ich sah auch nicht eine tumultuarische Szene. Wenn Abends die Auszählung stattfindet, und das Wahlergebniß bekannt wird, soll es mitunter zu heftigen Auseinandersetzungen und selbst Prügeleien kommen — erzählte mir mein Begleiter.

Schlimm ist die Abhängigkeit der Irländer von den Priestern. Ihr ist z. B. zu danken, daß Ohio, welches sonst ein ausgezeichnetes, dem New-Yorker nachgebildetes Schulgesetz hat, den Schulkindern keine „freien" Bücher und Lehrmaterialen verabreicht. Die Herrn Priester fürchteten, wenn dies durchgehe, so würden die meisten irischen Eltern ihre Kinder in die konfessionslosen Public Schools schicken, und so zwangen sie ihre Beichtkinder, gegen das betreffende Gesetz zu stimmen, welches in Folge dessen zu Fall kam und vorläufig auch keine Aussicht auf Annahme hat.

3. Novbr. Auf der Eisenbahn zwischen Toledo (sprich: Tolledo) und Detroi (sprich wie geschrieben).

Bald am See her, bald durch den See — auf mächtigem Damm — bald ins flache Land hinein, — so rumpeln wir dahin; und die große Säge und das blinkende Beil (ich hätte fast gesagt Richtbeil), die neben einem Wassereimer mir gegenüber hängen, sind ein bedenkliches memento mori, das an die Gefahren westlicher Eisenbahnfahrt erinnert. Nun was verschlägt's? Go ahead! ist und bleibt die Losung. Vorwärts! — Ich muß wieder einmal die amerikanischen Eisenbahnkondukteure loben. Vorige Woche, als wir gegen Mitternacht auf dem Weg nach Niagara Falls irgendwo anhielten, kam der Kondukteur eilig zu einem alten Mütterchen gelaufen, das zwischen einem unglaublichen Haufen von Schachteln, Packeten und Reisetaschen eingeschlafen war, schüttelte sie wach, suchte ihr mit himmlischer Geduld begreiflich zu machen, daß sie aussteigen müsse und packte dann, da alles umsonst war, kurz entschlossen die Siebensachen auf und geleitete das Mütterchen, welches nun willig folgte, aus dem Wagen heraus, bis es glücklich auf dem Perron gelandet war. Und er hatte gerade noch Zeit in den Zug zu springen, der sich in Bewegung setzte. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß die Abfahrt des Zugs in Amerika niemals angezeigt wird — weder durch Ruf, noch durch die Glocke, noch durch die Maschinenpfeife, die hierzuland aber nicht pfeift, sondern brüllt oder heult, wie die Dampfpfeife der Schiffe. Doch ich wollte ja von den amerikanischen Kondukteuren sprechen. Zweites Bild. Soeben marschirte mein Kondukteur — ein sechs Fuß hoher Veteran mit der Kriegsmedaille — in den Wagen herein, ein Baby auf dem Arm, ein Kind an der Hand, und eine gewaltige Reisetasche unter dem Arm — und hinter ihm her eine Farmersfrau, je ein Kind an der Hand, und noch zwei hinten her. Es ist wahrhaft rührend, wie jede Frau hier ver-

ehrt, beschützt und unterstützt wird — namentlich wenn sie Kinder bei sich hat. Wenn in diesem Zug des Anglo-Amerikaners kein „Gemüth" steckt, dann pfeife ich auf alles „Gemüth" und wollte nur, wir biederen Deutschen lernten etwas von der amerikanischen „Ungemüthlichkeit" oder „Gemüthlosigkeit".

Ein gesegnetes Land dies! Fruchtbare Felder und Fluren. Und Reben! Keine Weinberge! Denn Berge gibt's hier nicht, nicht einmal Berge so hoch wie der Berliner Kreuzberg. Aber Reben, Reben! Und was für Reben! Mit Trauben besät. Und was für Trauben! Der Wein ist vortrefflich, und heuer ist der Herbst wunderbar gut. Ein deutscher Freund, der beste Weinbauer der Gegend, sagt mir, Ähnliches sei nie dagewesen. Ein Feld, das ihm voriges Jahr 20 Oxhoft Wein gegeben, gab dieses Jahr 60. Alle wünschen uns Glück zu dem herrlichen Wetter, das wir in Amerika gefunden; der Indian Summer sei zwar durchschnittlich schön, aber so schön wie dieses Jahr sei er noch selten gewesen. Also einmal ein Glückspilz, was sonst nicht zu meinen ererbten und erlernten Eigengenschaften gehört. Von den Trauben ganz abgesehen, herrscht hier überall ein Obstreichthum, von dem man sich keinen Begriff macht. Im Kleinhandel kauft man das Bushel — über ½ Centner — der prachtvollsten Äpfel, die in Deutschland an jeder Hoftafel erscheinen könnten, für 5 bis 6 Cents — 20 bis 24 Reichspfennige! Und welcher Überfluß an Beeren, Nüssen, Kastanien in den Wäldern! Von der Fruchtbarkeit dieses Klimas kann man sich eine kleine Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß die Cranberry d. h. Preißelsbeere hier Beeren hat, so groß wie eine kleine Sauerkirsche und an halbmannshohen Büschen wächst. Sonst ist's genau dieselbe Pflanze. — Die Leute, mit denen ich zusammenreise, sind meist ein kräftiges Volk, naiv, zutraulich und wunderbar gefällig. Daß man sich gegenseitig hilft, ist in dieser Gegend eine Pflicht der Selbsterhaltung; und man kann da ganz deutlich sehen, wie die Moral und die Achtung des Mitmenschen aus der

Nothwendigkeit und dem Selbsterhaltungstrieb entstanden sind. —

Soeben ruft der Kondukteur aus: Frankfurt! Vorhin kamen wir durch Wien; heut morgen fuhr ich an Berlin vorbei — bin also ganz im Vaterland. Es wohnen hier aber auch mehr Deutsche als sonstige Menschen, und obgleich sie nach guter deutscher Sitte untereinander in beständiger Fehde sind, so freuen sie sich doch alle, wenn Einer aus dem „alten Vaterland" zu ihnen kommt. —

Herrliches Wetter und die Sonne noch so sommerkräftig, daß ich gestern im Sommerrock ausging und von einigen boshaften Muskitos arg zerbissen wurde. »Musquitoes on the 4. of November, that is quite a phenomenon« — Muskitos am 4. November, das ist phänomenal — meinte ein amerikanischer Freund, dem ich die Beulen zeigte. —

Zwischen Detroit und Chicago, 4. Nov. Abends 4¾.

To the West! Vorwärts rast unser Schnellzug durch sanft gehügeltes Land der untergehenden Sonne entgegen, als ob er sie haschen wollte. Ein prachtvoller Sonnenuntergang. Während der Horizont im Westen wie Feuer glüht, ist der Wolkenvorhang, der die Himmelskuppel verhüllt, in den wunderbarsten Farbentinten gefärbt. Die Amerikaner behaupten, der Sonnenuntergang sei in der neuen Welt schöner als in der alten. Ich muß sagen, daß ich es fast glaube. Nur wenige Abende, seit ich im Land bin, an denen die Sonne sich nicht in herrlichem Farbenglanz gezeigt, und sich nicht in ein loderndes, den Himmel illuminirendes Flammenmeer gestürzt hätte.

Und vorwärts nach Chicago, dem Phönix des Westens, der Wunderstadt, die eines Abends in ein Flammenmeer versank, wie die Sonne jetzt vor mir, und des andern Tages

aus dem Flammenmeer wieder erstand, wie die Sonne — nur nicht unverändert wie die Sonne, sondern weit, weit größer, schöner, reicher. Chicago ist die viertgrößte Stadt der Vereinigten Staaten — übertroffen nur von New-York mit $1^1/_2$ und Brooklyn und Philadelphia mit je 1 Million Einwohnern. Es wird jetzt ungefähr 500,000 Einwohner haben; vor einem Menschenalter war der Name noch kaum bekannt, und vor 50 Jahren erhoben sich da, wo heute die Paläste der Industriekönige emporragen, nur ein paar elende Schifferhütten.

„Wenn Sie Amerika sehen wollen, gehen Sie in den Westen und sehen Sie Chicago!", ist ein Lieblingswort der Amerikaner an den Fremden, der ihr Land besucht. Und sie haben Recht. Da zeigt sich, was Amerika ist und was es kann. Kein Land der alten Welt hat auch nur annähernd Ähnliches aufzuweisen. Doch — ich hab ja die Wunderstadt noch gar nicht gesehen.

Auf so einer langen Fahrt lernt man die amerikanischen Eisenbahnen erst in ihrem ganzen Werth schätzen. Die Sitzlehnen sind in den meisten Wagen derart eingerichtet, daß man sie umdrehen kann; so kann Jedermann nach Belieben rückwärts und vorwärts sitzen, und bei langen Nachttouren auch die Beine auflegen. Wer das nöthige Kleingeld hat, nimmt sich einen Pullman'schen Schlaf- oder Salonwagen. Durch jeden Zug kann man von einem Ende bis zum andern sich frei hin- und herbewegen; den Platz nach Wunsch wechseln; in der Dining Car — dem Eßwagen — ohne jegliche Extravergütung essen und trinken, und zwar vorzüglich, zu billigem Preis; in der Smoking Car — dem Rauchwagen — Whist, Domino oder Schach spielen; man kann sich Zeitungen und Bücher kaufen; man kann sich waschen — kurz, es ist für alle, aber auch alle Bedürfnisse gesorgt; und man ist nicht an seinen Platz genagelt, und wer sich's nicht bequem macht, dem ist eben nicht zu helfen. Ein Landsmann, der den Amerikanern gern etwas am Zeug flickt, meinte heut Morgen: „Nicht wahr, aber ab-

scheuliche Bahnhöfe haben sie hier?“ Ich antwortete ihm: „Ja unsere Bahnhöfe in Deutschland sind allerdings meist viel schöner; gute Bahnen und häßliche Bahnhöfe sind mir aber lieber als prächtige Bahnhöfe und schlechte Bahnen, auf denen die Hälfte der Passagiere in Viehwagen fährt.“ „Freilich, gab der Landsmann klein bei, im Viehwagen braucht der Arbeiter hier nicht zu fahren.“ — —

Mein Auge fällt gerade auf den blankgeputzten Ofen vor mir, der die Dampfheizung zu ergänzen hat. Er könnte als Spiegel dienen. Überhaupt wie blank, wie glatt und sauber Alles in meinem Waggon: die vernickelten Metall-Seitenlehnen der rothgepolsterten Sitze, die glänzende Politur des zierlichen Holzwerks, das funkelnde Metall der über den Sitzen angebrachten Behälter für die kleineren Gepäckstücke, die blanken Astral-Lampen, die breite Räumlichkeit, die Höhe der Decke — kein Wagen erster Klasse in Deutschland, der mit diesem den Vergleich aushalten könnte. Und es ist ein gewöhnlicher amerikanischer Eisenbahnwagen, der eben noch von einer Anzahl heimkehrender Arbeiter und Arbeiterinnen bevölkert war, denen in Deutschland die famose „vierte Klasse“ beschieden wäre.

Chicago, den folgenden Morgen.

Ich wohne hier im Sherman House; es ist nicht das größte der amerikanischen Hotels in Chicago und es hat über 1000 Zimmer in 7 Stockwerken. Also eine ganze Stadt. Und wie gesagt — es gibt hier noch größere Hotels. Amerikanischer Maßstab. Und noch speziell Chicagoer Maßstab. — Doch ich muß mir die Stadt nun ansehen, von der ich gestern auf dem Weg vom Bahnhof zum Hotel nur dunkle, aber zum Theil kolossale Umrisse erhaschen konnte.

Chicago (sprich Tschikahko — mit sehr reinem a), 6. Nov.

Ich habe der Perle des Westens gestern unrecht gethan — nicht eine halbe Million Einwohner zählt sie, sondern nah an 800,000. Beim letzten Census — 1880 — hatte Chicago 502,000 Einwohner, aber seitdem sind 6 Jahre verstrichen und jedes Jahr hat einen Zuwachs von so ziemlich 50,000 gebracht! Und diese prachtvollen Paläste, dieser Reichthum, dieses Leben! Kein Zweifel Chicago ist die Hauptstadt der Mitte, wie New-York die des Ostens und San Francisco die des Westens — des äußersten Westens. Denn unter „Westen" versteht man hier zu Land gewöhnlich die Mitte, d. h. die mittlern Staaten östlich vom Felsengebirge.

Dieser imposante Reichthum, dieser Luxus und diese Pracht ruhen freilich auf einem Untergrund von Barbarei. Kratzt man, so kommt die indianische Wildniß zu Tag. Gleich neben den blendenden großstädtischen Straßen Knüppeldämme, Holztrottoir mit Löchern, in denen der Unvorsichtige das Bein bricht — und bodenloser Schmutz. Die Bevölkerung aus aller Herren Länder zusammengewürfelt — kräftig, energisch, roh, urwüchsig. Von Rasse ist da nicht zu reden. Alle Rassen bunt durcheinander. Und das gibt gerade die Urkraft, während die sorgfältig reingehaltene Rasse der Puritaner und Quäker Neu-Englands vollständig degenerirt. Wie man gesagt hat: die beste Regierung ist keine, so könnte man mit vielleicht größerem Recht sagen: die beste Rasse ist keine. Beweis Amerika.

Zwischen Chicago und Milwaukee, den 6. November, Nachm.

Gestern Abend hatte ich einen amerikanischen Freund in Chicago zu besuchen: ich war in Eile und da die Pferdebahn mir zu langsam fuhr, nahm ich ein Hansom Cab — es ging wie der Wind durch endlose Straßen an Plätzen und

Parks vorbei; in einer halben Stunde war ich bei meinem Freund und noch immer *mitten in der Stadt*! Die Größe dieser amerikanischen Städte, ich meine die *Bodenfläche*, welche sie bedecken, ist etwas außerordentliches. Chicago wird sicher nicht kleiner sein als London mit der fünffachen Bevölkerung; und Cleveland, das ich am Wahltag nach allen Richtungen in einem Buggy durchflog, eine Stadt von 220,000 Einwohnern, ist so weitläufig gebaut, daß man Berlin mit seinen fünf Viertelmillionen bequem hineinstellen könnte. Die Amerikaner haben eben Platz — „Ellbogenraum", und Alles bei ihnen ist auf großem Fuß, nach großem Maßstabe. Und wenn sie eine Stadt anlegen, denken sie immer, sie könne eine Weltstadt werden, das heißt, die erste Stadt der Vereinigten Staaten und folglich der ganzen Welt.

Da ich gerade von Cleveland sprach, so will ich der trefflichen *Straßenbeleuchtung* dort nicht zu erwähnen vergessen. Von den gewöhnlichen Gas- und elektrischen Laternen abgesehen, erheben sich auf den Hauptplätzen thurmhohe (250 bis 260 Fuß hohe) *Eisensäulen*, auf deren Spitzen je ein Dutzend der stärksten elektrischen Lichter angebracht sind, die wie der Vollmond hinab auf die Stadt leuchten. Sie erzeugen eine solche Helle, daß man in weitem Umkreis bequem lesen kann. Die Säulen sind hohl und bestehen aus Röhren von Kesseleisen, von denen die unteren am Ende die oberen einschachteln, so daß die Säule einem Riesenschilfrohre ähnlich sieht. Der Bau wurde nicht von unten nach oben, sondern *von oben nach unten* aufgeführt: die Spitze zuerst, dann die nächste Röhre darunter geschoben, und so weiter, bis der Bau fertig. Hätte man es umgekehrt machen wollen, so wären die Schwierigkeiten aller Wahrscheinlichkeit nach unüberwindlich gewesen. Allein die Amerikaner wissen sich immer zu helfen — geht's nicht auf die *eine* Weise, dann auf die *andere*. Und auf die Überlieferung und die Zunftschablone pfeift der wide awake Yankee. Und er hat recht und gedeiht dabei. —

— Halb 6 Abends.

Seit einer halben Stunde steht der Zug still — mitten im Urwald. Anfangs dachte Niemand an ein »accident«; nach einiger Zeit aber verbreitete sich das Gerücht, es sei an der Maschine etwas zerbrochen — der Aschenkasten geborsten oder etwas Ähnliches. Und es stellte sich bald auch heraus, daß die Maschine beschädigt war. Es war mir interessant, die Haltung der Passagiere zu beobachten. Keine Spur von Aufregung. Gerade als gehöre es zu einer regulären Eisenbahnfahrt, daß man in Folge eines Unfalls irgendwo einmal liegen bleiben müsse. Ich glaube kaum, daß ein europäisches Publikum sich so gefaßt erwiesen hätte. Überhaupt ist der Amerikaner, trotz seiner Nervosität außerordentlich ruhig, gefaßt und, wenn es gilt sich ins Unvermeidliche zu schicken, von einer philosophischen Geduld, die ich oft bewundert habe. Zum Beispiel in Omnibussen und Tram Cars (Pferdebahnwagen). Die Zahl der Passagiere ist nicht gesetzlich oder polizeilich beschränkt; was kommt, wird in den Wagen gestopft, so daß die Leute oft buchstäblich wie die Häringe in einem Häringsfaß zusammengedrängt sind. Ich habe indeß noch nie gefunden, daß ein Amerikaner oder eine Amerikanerin sich deshalb beklagt, oder gar den Humor verloren hätte. In Deutschland, das weiß ich, würde man sich das nicht gefallen lassen. Wir Deutsche sind eben in kleinen Dingen sehr ungeduldig; in großen sind wir dafür um so geduldiger, wohingegen die in kleinen Dingen so geduldigen Amerikaner in großen gar keine Geduld haben.

Milwaukee, den 8. Nov.

Milwaukee (sprich Millwohki) im Staate Michigan ist prächtig am Michigan-See gelegen. Wohl in keiner Stadt der Union ist das Deutschthum so zur Geltung gekommen, wie hier, und zwar, weil es in keiner anderen ame-

rikanischen Stadt der Union eine solche geistige Regsamkeit entwickelt hat. Überall ist das deutsche Gepräge zu erkennen und bei den Wahlen des 2. November haben die Deutschen hier glänzende Siege erfochten. Sogar der Sonntag ist hier ein deutscher Sonntag; — Theater und Vergnügungslokale sind geöffnet. Auch Milwaukee hat im Verhältniß zu seiner Bevölkerung eine ungeheuere Ausdehnung; obgleich nicht ganz 200,000 Einwohner enthaltend, nimmt es einen größeren Flächenraum ein, als Berlin. Die Straßen sind breit, zum Theil mit Prachtbauten geschmückt, und mitten in der Stadt viele Häuser von Gärten umgeben und hinter Bäumen versteckt. Ein Spaziergang durch die Straßen ist freilich kein Vergnügen, denn das Trottoir ist von Holz — Bohlen quer oder der Länge nach neben einander gelegt, — sehr mangelhaft befestigt, so daß sie unter dem Fuß nachgeben; nicht selten morsch und verfault mit Löchern, in denen, wer nicht genau Acht gibt, unfehlbar das Bein brechen muß. Und das ist nicht Alles. Da jeder Hausbesitzer das Trottoir vor seinem Hause zu legen hat, und kein Gesetz Gleichförmigkeit vorschreibt, so ist fast vor jedem Haus ein verschiedenes Trottoir — verschieden nicht bloß in Bezug auf die Art, wie die Bohlen gelegt sind, sondern auch verschieden in Bezug auf die Höhe, so daß man beständig bergauf bergab zu gehen hat, bald mit Treppen, bald ohne Treppen. Die Annehmlichkeiten eines Schneefalls auf solchem Trottoir hatte ich gestern Abend zu kosten — ich war froh, als ich heiler Haut mich wieder in meiner Behausung fand. Wie die Leute bei Glatteis fertig werden, ist mir einfach ein Räthsel. Die Straßen sind, wie auch die meisten Straßen in Chicago mit Holz gepflastert, jedoch nicht mit viereckigen Holzblöcken, die gleich Quadersteinen ineinander gefügt sind, sondern mit unbehauenen also runden Stücken von Baumstämmen verschiedener Dicke, die nebeneinander gestellt sind, und natürlich mehr oder weniger große Zwischenräume lassen, welche mit Erde nothdürftig aus-

gefüllt sind. Eine Spazierfahrt auf diesem holprigen Pflaster macht ungefähr ebenso viel Vergnügen, wie ein Spaziergang auf dem Holztrottoir. Ich habe das Vergnügen genossen und sehne mich nicht nach einer Wiederholung. Trotzdem ist Milwaukee diejenige amerikanische Stadt — natürlich unter denen, welche ich gesehen — in der ich am liebsten wohnen möchte. Die Menschen sind doch die Hauptsache in einer Stadt; und in Milwaukee, das nicht ohne Grund den Ehrentitel: „das amerikanische Athen" oder auch das „deutsch-amerikanische", oder kurzweg das „deutsche Athen" führt, sind die Menschen liebenswürdig und gesellig — zwei Eigenschaften, die in Amerika, wo sie nur zu oft durch Abwesenheit glänzen, doppelt zu schätzen sind. —

Zum Schluß etwas amerikanisches Deutsch, das ich in den letzten 14 Tagen gelernt:

1) „Er bettelt jetzt" soll heißen: he peddles (haufirt), pedlar, Haufirer) now. Das b und p verwechselt der Deutsche hartnäckig, auch wenn er kein „Sächser" ist.

2) „Wir haben den X. Y. bei der Wahl gebieten"; nemlich geschlagen, beat, schlagen, deutsch-amerikanisch: bieten, bot, geboten.

3) „Wie gleichen Sie den oder das?" How do you like this or that? — like gleich, to like lieb haben, „gleichen."

Zwischen Milwaukee und Davenport,
8. Nov. Mittags.

Seit 9 Uhr Morgens nach Südwest, vorwärts, vorwärts, bis ich den „Vater der Ströme" erreiche: den gewaltigen Mississippi. Leider wird's schon dunkel sein, aber ich freue mich doch auf den alten Gesellen, der neben dem Niagara die Phantasie der wasserliebenden Jugend unter den Wundern der Neuen Welt am meisten beschäftigt. —

Das Dampfroß reißt uns keuchend und pustend voran in den weiten, weiten Raum. Vorwärts, vorwärts! An blühenden Farmen vorüber — hier und da ein paar Straßen, die eine Stadt heißen — links der Horizont von Resten des Urwalds begrenzt, rechts die endlose Prairie, die, wo nicht eine Farm dem Auge Abwechslung bietet, den Blick sich im Raume verlieren läßt, bis Erde und Himmel miteinander verschmelzen.

Und ein starkes Geschlecht, das hier wohnt. Diese Hünengestalten der „Farmer des Westens"! Das sind die Söhne der Helden, die vor einem Vierteljahrhundert die stolzen Sklavenbarone des Südens zu Boden schmetterten, und die Schlange der Rebellion erdrückten. Zum großen Theil sinds noch die Helden selbst. Auf der Brust des graubärtigen Farmers, der mir gegenüber die reckenhaften Glieder streckt, sehe ich unter dem geöffneten Überrock die Kriegs-Denkmünze hervorblinken. — Und die größere Hälfte dieser Hünen, die vor den kinderreichen Farmhäusern steh'n oder mit unserem Zug nach der nächsten Station fahren — es sind Deutsche. Und wenn ich denke, daß ich jetzt vor 40 Jahren schon das Billet in der Tasche hatte, welches mich in die Neue Welt, hierher nach Wisconsin bringen sollte! Welche Reihe von Gedanken und Bildern dehnt sich da vor mir aus. Wie schwach ist doch der stärkste Wille in der Eisenfaust des Zufalls, der unsere festesten Entschlüsse zerbricht wie Glas, und sein neckisches Spiel mit uns treibt, wie die Katze mit der Maus — nur zum Glück nicht immer so grausam. — Hätte ich gewonnen, hätte ich verloren, wenn ich damals mein Fahrbillet nach Wisconsin benutzt hätte? Quien sabe. Wer weiß. — Fort, ihr gaukelnden Bilder; die Lokomotive brüllt, um einen Zug zu begrüßen, der an uns vorübersauft, und vorwärts, vorwärts stürmen wir, und immer tiefer, immer tiefer bohren wir uns in den unermeßlichen Raum. — —

Das starke Geschlecht, das hier wohnt, hat auch keine Angst vor frischer Luft. Die Ladies, an deren strafenden

Blicken in den Oststaaten jeglicher Versuch, ein Wagenfenster zu öffnen, im ersten Stadium schon scheitert, öffnen hier selber keck und kühn alle Fenster und setzen sich voller Behagen mitten in den Zug. Dafür haben sie auch rosige Wangen und sind Bilder der Gesundheit. — Seit Cleveland habe ich keinen Neger gesehen, oder wie sie genannt zu werden lieben, keinen Farbigen. Die Bedienung in den Hotels und Wirthschaften war in Chicago und Milwaukee durchaus weiß und männlichen Geschlechts, während im Osten da, wo nicht Farbige sind das ewige Weibliche in diesem Arbeitszweig vorherrscht.

Abends in Davenport.

Vorhin fuhr ich über den Vater der Ströme. Leider war es schon dunkel und ich konnte nur die ungeheuere Breite der majestätisch dahinrollenden Wasser bewundern. Der Mississippi ist hier mindestens eine englische Meile breit — etwa drei mal so breit wie der Rhein bei Mainz. Und er soll ebenso durchsichtig grün sein — wird mir gesagt. Gesehen habe ich's noch nicht. Jedenfalls muß das Wasser rein sein — denn alles Wasch- und Trinkwasser hier wird dem Mississippi entnommen, und es ist klar und wohlschmeckend, wie ich aus eigener Erfahrung bezeugen kann, denn, habe ich den Mississippi auch noch nicht gesehen, so habe ich doch in seinem Wasser mich gewaschen und von seinem Wasser getrunken. —

Zwischen Quincy und St. Louis,
10. Nov., Morgens $^1/_2$7.

Links, im Osten erhebt sich die Sonne und der halbe Himmel erglüht in flammendem Roth, und das Roth des Himmels spiegelt sich in dem Riesenstrom zu unserer Linken. Es ist der Vater der Ströme, der mir gestern in Davenport durch einen Nebelschleier halb verhüllt war. Heut läßt das Wetter sich besser an.

½ Stunde später.

Jetzt fahren wir über den Strom. Der Missouri hat sich bereits mit dem Mississippi vereinigt und dessen grünliche Fluthen schmutziggelb gefärbt. Der Zug, der auf dem Weg über die wunderbare Hängebrücke — ein Seitenstück der Brooklyner und auch eines Deutschen Werk — ein etwas langsameres Tempo annimmt, braucht genau 4 Minuten. Man hat die schmalste Stelle gewählt, aber die Breite beträgt dennoch fünfviertel Meilen. —

St. Louis, 10. Nov.

St. Louis mit seinen 400,000 Einwohnern und 80,000 Deutschen hat während des Kriegs zur Abschaffung der Sklaverei eine große Rolle gespielt, und zwar vor Allem die Deutschen. Im Staat Missouri hielten Sklavereifreunde und Sklavereifeinde einander die Wage, blutige Zusammenstöße erfolgten, bis endlich allem Schwanken ein Ende gemacht und die Entscheidung herbeigeführt wurde — durch die Deutschen, welche das ganze Gewicht ihres Einflusses zu Gunsten der Abolitionisten in die Wagschale warfen, und diesen zum Sieg verhalfen. Namentlich zeichneten sich damals die deutschen Turner aus. Missouri war für die Sache der Sklavenbefreiung gerettet, und kämpfte tapfer auf Seite des Nordens. Unter den Tapfersten die Deutschen aus Missouri. Und sie stehen auch hochgeachtet da in dem Staate, mehr geachtet als die Irländer, die in St. Louis nicht viel weniger zahlreich sind als die Deutschen —, und weit weit mehr geachtet als die „Neger", die gleich zahlreich sein sollen, wie die Deutschen. Die armen Neger! sie haben aus St. Louis, dessen Bewohner einst ihr Blut für sie verspritzt, ihre Hauptstadt, ihre Metropole gemacht, oder wenn man lieber will: ihr Mekka, wohin sie aus der ganzen Union strömten. Sie haben erfahren müssen, daß der Haß gegen die Sklaverei, welcher die

Bewohner von St. Louis zu Anfang der 60er Jahre in den Kampf trieb, nicht gleichbedeutend war mit Liebe zu den Sklaven oder Negern. „Die Neger hier — sagt mir ein Freund — sind nur Staatsbürger zweiter Klasse, obgleich sie gesetzlich, d. h. auf dem Papier im Besitz aller bürgerlichen Rechte sind." Die Sitte ist eben stärker als das Gesetz. Und was von den hiesigen Negern gilt, das gilt von den Negern der ganzen Vereinigten Staaten. Sie werden nicht für voll angesehen. Und sie fühlen das. Mit einer einzigen Ausnahme habe ich noch keinen Neger gesprochen oder beobachtet, der dieses niederdrückende Gefühl nicht verrathen hätte. Und wie freuen sie sich, wenn man freundlich zu ihnen spricht, durch ein sympathisches Wort ihre Gleichberechtigung anerkennt. Ein etwas täppischer Neger-Kellner, der einer Dame in meiner Gesellschaft ein Glas Wein über das Kleid geschüttet hatte und deßhalb von seinem Vorgesetzten „angefahren" wurde, fiel mir fast um den Hals, als ich ein gut Wort für ihn einlegte. So lange ich im Hotel war, mußte ich mich von ihm bedienen lassen, und ich war aufgehoben wie in Abrahams Schooß. Auch sonst ist mir ähnliches passirt. Die Neger sind wie die Kinder und Hunde, — und wie alle Unterdrückten, Verfolgten und Geächteten, — sie merken sofort, wer sie gern hat, und sind dankbar für jeden Beweis der Liebe und Achtung.

St. Louis, den 11. Nov.

Auch hier ist die Größe der Stadt erdrückend. St. Louis hat bloß etwa 500 000 Einwohner — ein Dritttheil weniger als Chicago, durch das es zum großen Ärger der St. Louiser überflügelt worden ist — allein man könnte Berlin mit sammt Leipzig bequem hineinstellen. Dem Mississippi entlang dehnt es sich 15 englische Meilen, d. h. 3 deutsche Meilen aus, und die Breite beträgt etwa 12 Meilen. Prachtvolle Paläste, viel Schmutz, wie in allen amerikanischen Städten, gutes Pflaster

wie in wenigen amerikanischen Städten, und außer in den abgelegenen Straßen auch steinernes Trottoir, nicht die unheilvollen Holzbohlen, welche mir von Chicago und Milwaukee noch in gutem, jedoch nicht erfreulichem Andenken sind. Als großer Stapelplatz zwischen dem Süden und Norden, und dem Osten und Westen hat St. Louis ein reges Handelsleben, das an Newyork erinnert, jedoch durch den Mississippi, und die riesigen Flußdampfer und das wimmelnde Negerthum einen ganz eigenartigen Charakter erhält. Diese Mississippi-Dampfer sind wahre Kolosse, selbst mit Seeschiffen verglichen; ihre ganze Herrlichkeit und Größe -- Kajüte, Salon u. s. w. — befindet sich aber hoch über dem Wasserspiegel, denn sie müssen des ungleichen Wasserstandes wegen sehr flach gebaut sein und haben meist nicht mehr als 4 oder 5 Fuß Tiefgang. —

Eine Menge Landsleute — „engere" — habe ich hier getroffen. Missouri mit St. Louis und Wiskonsin (Ton auf der Mittelsilbe!) waren stets die Lieblingsstaaten der hessischen Einwandrer. Gestern Abend kam ich mit zwei Herren ins Gespräch, und im Lauf desselben stellte sich heraus, daß jeder von uns eine der drei Provinzialhauptstädte unseres geliebten Darmhessens vertrat.

Die hiesigen Deutschen sind sehr stolz auf ihr Deutschthum, das durch die deutsche Presse auch kräftig gehegt und gepflegt wird. Das geben sie aber doch zu, daß in Milwaukee und Cincinnati das Deutschthum zu noch größerer Blüthe und einflußreicherer Stellung gelangt sei. Cincinnati kenne ich noch nicht. In Milwaukee sind unsere Landsleute jedenfalls den Anglo-Amerikanern „über". Es ist beiläufig der einzige Ort in den Vereinigten Staaten, wo auf Laden die Inschrift zu finden ist: English spoken here! Das Englisch ist also dort gewissermaßen eine fremde Sprache. In Cincinnati soll's ähnlich sein.

Die Deutschen Missouri's haben es durchgesetzt, daß in den Public Schools — den öffentlichen oder Gemeindeschulen —

Deutsch obligatorisch gelehrt wird. Dies hat freilich die sehr natürliche, wenn auch den Urhebern der Reform anfangs etwas unerwartete Folge gehabt, daß sämmtliche deutsche Privatschulen zu Grunde gerichtet, und so dem Deutschthum entschieden für den Moment ein Schlag versetzt wurde. Indeß ist der Vortheil doch weit bedeutender als dieser Nachtheil. Und, abgesehen davon, daß der deutsche Unterricht in den öffentlichen Schulen sehr gut ist, hindert Niemand die deutschen Eltern, bei ihren Kindern nach wie vor deutsches Wesen und und namentlich die deutsche Sprache zu pflegen. Und es erheischt das auch gar keine besonderen finanziellen Opfer, da die Public Schools unentgeltlich sind, und Anstalten zur Pflege des Deutschthums sicherlich nicht mehr kosten würden, als früher die deutschen Privat-Schulen, deren St. Louis allein 50 enthielt. —

9 Uhr Abends zwischen St. Louis und Indianapolis.

Es regnet, regnet. Der indianische Sommer scheint wirklich for good („für gut" d. h. richtig) seinen Abschied genommen zu haben, und ich verzichte entsagungsvoll auf die schönen sommerlichen Tage, die man mir noch in Aussicht gestellt.

Und nun wieder ein Wort über die amerikanischen Eisenbahnen. Es ist nicht Alles Lichtseite; es gibt auch eine Schattenseite, wie ich in den letzten Wochen leider nur zu eindringlich und nachdrücklich erfahren habe. Was die Einrichtung der Wagen, die Gepäckbeförderung, die Tüchtigkeit und Gefälligkeit des Personals anbetrifft, so habe ich von dem, was ich früher gesagt, nichts zurückzunehmen, und werde sogar vielleicht gelegentlich noch manches hinzuzufügen haben; allein gegen die Gesammtverwaltung, gegen das System sind sehr gewichtige Klagen zu erheben. Es gibt überhaupt keine gemeinsame Verwaltung. Die Eisen-

bahnen sind sämmtlich Privateigenthum, und das Eigenthum von Gesellschaften, welche im Konkurrenzkampf stehen, und einander jeden möglichen Tort anthun. So weit nun die Gesellschaften selbst hierunter zu leiden haben, ist das ihre Sache und haben wir keinen Grund, uns über irgend etwas zu beklagen — unglücklicherweise hat aber das Publikum die Hauptnachtheile und obendrein die ganzen Kosten zu zahlen. Zunächst gibt es kein allgemeines Kursbuch. Zwar fehlt es nicht an Time-Tables*) und Railway-Guides**), aber wehe dem „Greenhorn", der ein solches Ding kauft, und einen zuverlässigen „Bradshaw",***) oder „Hendschel" zu besitzen glaubt. Er ist verrathen und verkauft. Das erstemal fällt er hinein, und ist er dann nicht so klug, seine Time-Tables oder seinen Guide zum Fenster hinaus zu werfen, so fällt er auch das zweitemal herein, und das drittemal — und so oft, als er überhaupt noch an dieses Lügenmachwerk glaubt. Wenn ich in Amerika nicht selbst erst auf den Bahnhof — hier Depot (sprich dipho) genannt — gehe und mich persönlich bei dem Beamten erkundige, dann weiß ich einfach nicht, wann mein Zug abgeht, und komme sicherlich entweder eine Minute zu spät oder ein paar Stunden zu früh, oder ich gerathe auf das unrichtige Depot. Und das Erkundigen ist, bei den riesigen amerikanischen Entfernungen, nicht bloß verwünscht zeitraubend, sondern auch sonst noch mit sehr bedeutenden Schwierigkeiten verbunden. Jede Bahn hat nemlich ihr eigenes Depot, und wenn es nicht zufällig ein Zug gerade dieser Bahn ist, nach dem wir uns erkundigen, so ist 9 gegen 1 zu wetten, daß wir entweder keine oder eine falsche Auskunft erhalten. Wie viel Zeit habe ich auf diese Weise verloren, welche Mühe gehabt! Und ich bin doch wahrhaftig kein ungeübter Reisender. Der Lokalkundige

*) Time-Tables, Zeittafeln, Kursbücher.

**) Railway-Guides, Eisenbahnführer.

***) Bradshaw, das populärste englische Eisenbahn-Kursbuch.

findet sich natürlich zurecht, aber alle Reisende und namentlich die Fremden, können doch unmöglich Lokalkundige sein. Dazu rechne man noch die jämmerliche Beschaffenheit der meisten Depots, die nach dem Abschreckungsprinzip gebaut scheinen und jeden Aufenthalt zur Qual machen. Kurz so vortrefflich die amerikanischen Eisenbahnen in Bezug auf das Gepäckwesen und die Einrichtung der Wagen sind, so mangelhaft ist die allgemeine Verwaltung, mit so argen Übelständen verbunden die Abwesenheit eines geregelten Vertragsverhältnisses der Bahngesellschaften unter einander. Es herrscht eben die reinste Anarchie. Und daß dies vom Übel ist, fängt auch das amerikanische Publikum an zu begreifen. Die Monopole der Eisenbahngesellschaften werden von Tag zu Tag schärfer und erbitterter angegriffen; der Gedanke an staatliche Regelung des Eisenbahnwesens gewinnt im Lande der „unbeschränkten Freiheit" immer mehr Anhänger; und die Verstaatlichung der Eisenbahnen wird sicherlich nicht mehr lang auf sich warten lassen.

Was die innere Einrichtung der Wagen betrifft, so kann ich dieselbe auch heute nicht genug rühmen. Jede Fahrt enthüllt mir neue Vorzüge. So sind z. B. die Rücklehnen der Smoking Cars derart eingerichtet, daß sie, aufgeklappt, Tische bilden, um welche man bequem sitzen kann. Außerdem sind in den meisten Wagen neben den Sitzbänken zwischen den, durchweg mit eleganten Jalousien versehenen Fenstern zierliche Klammern angebracht für die Aufbewahrung der Fahrkarten, was den Vortheil hat, daß der Kondukteur koupiren und kontroliren kann, ohne den Passagier irgend zu belästigen. Allein das Alles sind Einrichtungen, die dem Komfortbedürfnisse, der hohen Lebenshaltung und der Energie des Publikums zu verdanken sind. Der Amerikaner verlangt, als Gentleman behandelt zu werden, und duldet keine andere Behandlung. Wenn die Eisen-

bahngesellschaften nicht müßten, sie würden gewiß nicht so anständig sein, denn sie denken nur ans Geldmachen. —

Morgens 4 Uhr auf der Eisenbahn.

Schon vor einer Stunde hätte der Zug in Indianapolis sein sollen, und noch sind wir nicht da. Mindestens 2 Stunden Verspätung. Der Kondukteur, den ich interpellire, sagt: „Der Regen ist dran schuld." Es hat allerdings in Strömen geregnet. Allein ein ausreichender Grund scheint mir das nicht. Man nimmt es aber in Amerika mit den Verspätungen nicht so genau wie bei uns. —

Indianapolis, 12. Nov.

Mit dritthalbstündiger Verspätung kam ich heut Morgen 5 Uhr glücklich hier an, und war sehr vergnügt, in meinem vorausbestellten Hotelzimmer ein prasselndes Kohlenfeuer zu finden. Ein hübsches, lebendiges Feuer im Kamin ist ein gar lieber Gesellschafter. Und doppelt lieb in diesem Lande der Ungeselligkeit. Die Ungeselligkeit liegt hier in der Natur, in den Verhältnissen. Die Deutschen sind ebenso ungesellig wie die Amerikaner. Zum größten Theil liegt das in den Entfernungen. Wie können die Bewohner einer Stadt „gemüthlich" zusammenkommen, wenn sie ein, zwei Stunden entfernt von einander wohnen? Klubs, Kränzchen — nichts will verfangen — die Entfernungen tödten die Geselligkeit. Und dann fehlt's an Lokalen — was freilich eine Wirkung derselben Ursache ist. Der Amerikaner kneipt stehend — oder richtiger er schüttet sein Getränk stehend herunter. Möglichst viel Alkohol in möglichst kurzer Zeit — denn time is money — „Zeit ist Geld" — das ist sein Prinzip; und dazu kann er keine „gemüthliche Kneipe" brauchen. Das besorgt er im Stehn oder an der „Bar". Und leider haben

die Deutschen das Herunterschütten der Getränke von den Amerikanern gelernt. Es wäre besser sie hätten anderes von ihm gelernt. —

Indianapolis, 13. Nov.

Das Schnelltrinken — sagte ich gestern — haben die amerikanischen Deutschen den amerikanischen Engländern leider abgelernt. Und damit ist das „gemüthliche deutsche Kneipen", das ja auch in der Heimath mitunter höchst ungemüthlich übertrieben wird, auf den Aussterbe-Etat gesetzt worden. Wer sich ein Glas Lagerbier bestellt, leert in der Regel das Glas auf einen Zug; und obgleich die Gläser höchstens halb so viel halten wie ein Berliner Seidel, also das kleinste, welches wir in Deutschland haben, so ist das doch immerhin ein derber Schluck. Zumal er sehr häufig wiederholt zu werden pflegt. Erstens in Folge der bekannten germanischen Naturanlage, die in den germanischsten der Germanen, den Angelsachsen und Anglo-Amerikanern zur höchsten Entwickelung gelangt ist. Und Zweitens, Dank der verwünschten Sitte, des „Trietens", das die lernischen Landsleute den Anglo-Amerikanischen Vettern abgelernt haben. Das „Trieten" (ich triete, du trietest, er trietet, wir trieten, ihr trietet, sie trieten — und so weiter regulär durchkonjugirt bei Tag und bei Nacht) heißt auf englisch treat — traktiren —, und besteht darin, daß jedes Mitglied einer Gesellschaft — sagen wir zehn — einer nach dem andern „eine Runde" bezahlt, was auf jeden 10 Glas macht. Da aber das Bier die Eigenschaft hat, den meisten Deutschen sehr gut zu schmecken, so findet sich unter den Zehn sicherlich Einer der das Bedürfniß verspürt, ein 11. Glas für die Gesellschaft zu bestellen. Und nun gibts keine Rettung. Die übrigen Neun müssen dem Beispiele folgen und, sind sie herum, — so fängt die Sache von vorne an. Und das nennt man „Trieten". Zu meiner Freude sehe ich, daß man hier im Westen Front zu machen

beginnt gegen diese Unsitte, der schon mancher brave Bursche und schon manches Familienglück zum Opfer gefallen ist.

Das „Kneipen" war diejenige Lebensthätigkeit, bei welcher dem Deutschen seine sprichwörtliche Langsamkeit und „Gemüthlichkeit" zu Gute kam. Daß er gerade auf diesem Gebiet seine slowness — Langsamkeit — aufgibt und dem quicken — schnellen — Amerikaner nacheifert — ist ein „nationaler Kulturfortschritt" von etwas zweifelhaftem Werth. —

Indianapolis, 13. Nov., Nachm.

Ein amerikanisches Bild: vor einem Hotel, wo ein mir bekannter Herr wohnt, marschirt plötzlich unter Trommelschlag und Trompetengeschmetter eine Schaar von Männern auf, etwa 50 oder 60, ersteigt — zwei Mann hoch — die Marmortreppe, nimmt Posto vor der Thür des bekannten Herrn, und bringt demselben in optima forma unter Trommelschlag und Trompetengeschmetter ein Ständchen comme il faut. „Aber was wird der Wirth, was werden die Gäste sagen?" fragte ich entsetzt. „Was sollen sie sagen? Wir sind in Amerika, und das ist ein amerikanisches Hotel, wo Jeder thun kann, was ihm beliebt." Nun, letzteres ist glücklicherweise nicht so ganz richtig, allein in diesem Falle traf es zu. Und da sehr hübsch deutsch gesungen wurde, waren der Wirth und die amerikanischen Gäste sogar sehr vergnügt und bildeten ein dankbares Publikum. Der deutsche Gesang ist hier vielleicht noch mehr geachtet, als in England, und das kann ich auch nach meinen vielfachen Erfahrungen in diesem Land sagen. Die Deutschen in Amerika singen vortrefflich. Ich habe nie bessere Männerchöre, vollere Stimmen gehört. Von der Nachtigall wird gesagt, sie verliere ihre Stimme in Amerika. Von den Deutschen kann man das nicht sagen. Im Gegentheil, es kommt mir fast vor, als würden die Stimmen hier besser.

Da ich gerade eine Hotelszene geschildert, so will ich auch noch einen Augenblick im Hotel verweilen und zwar bei den dienenden Geistern — den Farbigen. Ein possierlicheres Völkchen gibt's auf der Welt nicht mehr; und keins, das ein solches Bewußtsein seiner Würde hätte. Man muß die unnachahmliche Handbewegung gesehen haben, mit welcher der Headwaiter (Oberkellner) beim Eintritt in den Speisesaal uns bewillkommt und einen Platz anweist! Und die Kratzfüße der uns bedienenden Waiters (Kellner). Und dabei ein feierlicher Ernst, als handle es sich um eine weltgeschichtliche Haupt- und Staatsaktion. Ich habe oft Mühe, das Lachen zu unterdrücken. Es sind aber gar gutmüthige Bursche, und wie schon gesagt, überaus dankbar für jedes freundliche Wort. Freilich von einem warmen Freund der Negerrasse, einem eifrigen Abolitionisten, der sich im Krieg gegen die Sklavenbarone eine Kugel in den Schenkel geholt hat, die ihm heut noch einverleibt ist, wird mir versichert, die Neger müßten die „Hand des Meisters" oder wenigstens sein „Auge" sehen, sonst trieben sie gerne Unfug, wie ausgelassene Jungen. Und ich glaube, er hat nicht ganz unrecht, obgleich die Kugel, welche ihm bei Ostwind arge Schmerzen verursacht, seine Negerbegeisterung etwas gemildert haben und auf sein Urtheil nicht ohne Einfluß geblieben sein mag. An Kinder erinnern die Neger mich immer; und es wird heute wohl auch von dem eifrigsten Befürworter der menschlichen Gleichheit und Gleichberechtigung nicht mehr bestritten, daß eine Rasse, die es nur bis zu einer sehr niedrigen Kulturstufe gebracht hat und Generationen hindurch auf amerikanischem Boden in der entwürdigendsten Sklaverei gehalten wurde, nicht mit einem Ruck auf die Kulturhöhe der kaukasischen Rasse gehoben werden kann. Schlecht behandelt werden die Farbigen — außer in einigen Südstaaten — jetzt nirgends mehr; aber auch unter den Deutschen, den eifrigsten Negerfreunden, gelten sie als nicht ganz ebenbürtig; und ein Deutscher, der eine Negerin, oder eine Deutsche, die einen

Neger heirathete, würden von den deutschen Landsleuten mit gar merkwürdigen Blicken betrachtet werden.

Sonderbarerweise besteht der grimmigste Haß zwischen Negern und Irländern. In St. Louis kommt es täglich zu Schlägereien zwischen Angehörigen der beiden Rassen. Es ist das die Antipathie, welche aus der Ähnlichkeit entspringt. Die Irländer habe mit den Negern vieles gemeinsam: dieselbe Lustigkeit, dieselbe Unüberlegtheit, dieselbe Abwesenheit praktischen Sinns. Kurz der Irländer ist ein weißer Neger, und der Neger ein schwarzer Irländer; und jeder von Beiden scheint sich zu ärgern, daß der andere ihn in einer andern Farbe kopirt. —

Die Vorliebe der Amerikaner für bunte grelle Farben habe ich schon wiederholt zu erwähnen gehabt. Man betrachte sich nur den Speisesaal eines Hotels. Die Glasglocken der Gas- oder Glühlicher sind grün, gelb, roth, blau; die Tapeten grellbunt; die Teppiche grellbunt; die Zuckerdose auf dem Tisch von blankem Silber (plattirt); die Milchkanne von grellbuntem Porzellan; die Syrupkanne von blankem Gold (plattirt); die Pfefferbüchse von grellbuntem Porzellan; Messer und Gabeln silberplattirt — kurz Alles blank oder in schreienden Farben.

Abends 6 auf der Fahrt zwischen Indianapolis und Cincinnati.

Ein wunderbares Schauspiel: es hat den Tag über tüchtig geschneit, der Himmel hat sich aber seit einer Stunde wieder aufgehellt, und der Vollmond — der dritte, der mir in der Neuen Welt zugelächelt — steigt riesengroß zu meiner Linken auf und versilbert die weite, unermeßliche Schneelandschaft. —

Ich bin jetzt in der Nähe des Ohio, des amerikanischen Rheins par excellence, denn was die „Exzellenz" des Rheins ausmacht, das ist vor allem der Wein, und von den paar Dutzend amerikanischen Rheinen, die unsere Landsleute in der

neuen Welt entdeckt haben, ist der Ohio der einzige, der diese Eigenschaft besitzt, — wenigstens der, welcher sie in hervorragendstem Maaße besitzt.

„Am Ohio, am Ohio, da wachsen unsere Reben" — singt hier zu Land der deutsche Farmer und Weinbauer.

Cincinnati, 15. Nov.

Cincinnati hat verschiedene, und sehr verschiedenartige Beinamen: es heißt „Schweinestadt" oder „Porcopolis", „die Blume des Westens" und „die Königin des Westens". Den wenigst poetischen dieser Beinamen ist Cincinnati im Begriff zu verlieren, und ich bin überzeugt, es bedauert dies hundertmal mehr, als es den Verlust der beiden poetischen Beinamen (ich glaube es gibt noch einen dritten) bedauern würde. Der Schweinehandel und die Schweineschlächterei wird nemlich mehr und mehr von der jüngeren, günstiger gelegenen und darum glücklicheren Konkurrentin Chicago aufgesogen, so daß Cincinnati seine weltberühmten Schlachthäuser bald wird zuschließen müssen. Der Schönheit von Cincinnati wird hiedurch kein Abbruch gethan. Die Stadt enthält 300,000 Einwohner, zur Hälfte Deutsche, und ist gebaut wie jede amerikanische Stadt — wie ein Dambrett, von breiten, geraden, einander rechtwinklich durchschneidenden Straßen in gleich große Häuservierecke sog. »Blocks« getheilt. Riesige Monumentalbauten, abwechselnd mit unscheinbaren Geschäftshäusern — hier ein Palast, dort eine Baracke, wie das in Amerika, dem Land der Gegensätze und Kontraste nun einmal die Regel ist. Und in den meist ungepflasterten Straßen der ächte amerikanische Schmutz, der Einen nur zu lebhaft daran erinnert, daß diese Städtepracht auf den Boden von Urwäldern und Prairien aufgeleckst worden ist. Man denkt manchmal, es sei Zauberei, oder Theaterkoulisse, ähnlich den gemalten Dörfern der Zarin Katharina — und die ganze Herrlichkeit könnte über Nacht verschwinden. Sie ist

aber sehr solid und wird mindestens so lange vorhalten, wahrscheinlich noch ein bischen länger, als unsere altweltliche Herrlichkeit. Einstweilen freilich müssen die Herren Amerikaner es sich noch gefallen lassen, daß man das Wort: grattez le Russe et vous trouverez le Tartare (wer den Russen kratzt, findet einen Tartaren) in etwas abgeänderter Form auf sie anwendet: wenn man Amerika kratzt, findet man noch die Wildniß. Und mitunter auch etliche Wildheit. In den Blättern von heute Morgen las ich z. B. Berichte über zwei Akte von Lynchjustiz. Doch ich wollte ja von Cincinnati schreiben, wo derartige Dinge nicht vorkommen, und die europäische Zivilisation länger eingebürgert ist und tiefere Wurzeln geschlagen hat, als in irgend einer anderen Stadt des Westens — mit alleiniger Ausnahme der freilich noch sehr backfischigen jüngeren Schwester Milwaukee, des „deutschen Athen". Und das ist wesentlich das Verdienst unserer deutschen Landsleute, die natürlich auch hier einen „amerikanischen Rhein" entdeckt haben, oder gar gleich zwei. Denn außer dem schönen Ohio haben sie merkwürdigerweise auch einen recht übel duftenden und schmutzigen Kanal so benamst, welcher die deutschen Quartiere von den amerikanischen und irischen trennt, und der auch schon manche grimmige Grenzschlacht erlebt hat, gleich dem dreiviertels deutschen Originalrhein. „Rechtsrheinisch", „linksrheinisch", „über dem Rhein", „jenseits" und „diesseits des Rheins" — das sind hier ganz geläufige Redensarten. Übrigens ist diese Rhein-Entweihung rein lokaler Natur — sonst nennen die Deutschen des Staats Ohio allgemein den Fluß, welcher dem Staat seinen Namen gegeben hat, den deutschen Rhein — und das ist keine Majestätsbeleidigung, ob deren Vater Rhein Anklage erheben könnte. Denn der Ohio, hier an Breite ungefähr der Elbe bei Dresden gleich, ist von lieblichen Hügeln umsäumt, und seine grünschimmernden Fluthen gleichen denen des Rheins, wenn dieser etwas trübe und verschnupft ist.

Und auf den Hügeln, die den Ohio umsäumen, „da wachsen

unsere Reben", singt der deutsche Farmer. Und es sind unsere Reben — amerikanische veredelt durch deutsche —, und es sind unsere Winzer, die den amerikanischen Reben Wein abgerungen haben, dem auch bessere Weinkenner, als ich es leider bin, ihre Achtung nicht vorenthalten können.

Uberhaupt, wohin der Deutsche kommt, da gibt es gutes Getränk. Und hier in Cincinnati verstehen sie sich darauf. Den guten Wein ergänzt ein vortreffliches Bier. Das „Cincinnati-Lagerbier" wird überall in den Vereinigten Staaten hochgeschätzt und findet auch über die Grenzen der Union hinaus Absatz: in Kanada, Mexiko, Westindien und Südamerika. Das Cincinnatier Bier ist in der That ausgezeichnet und findet einen würdigen Nebenbuhler nur in dem Milwaukee-Bier, und allenfalls noch in dem Bier der Niagarafall-Brauerei. Ich besuchte heute zwei der bedeutendsten Brauereien, die des Herrn Moerlein und die der Herren Windisch und Mühlhauser. In beiden Brauereien sind die Anlagen großartig, und ich glaube in Bezug auf das Maschinenwesen und die technischen Einrichtungen würden unsere größten bayrischen Brauer verschiedenes lernen können. Was die Qualität des Bieres betrifft, so stelle ich es den besten deutschen an die Seite, und Bierverständige ersten Ranges stimmen mir bei.

Bemerken will ich hier noch, daß die Moerlein-Brauerei monatlich 15,000 „Barrels", das Barrel zu je 120 Liter, erzeugt, und die Brauerei von Windisch-Mühlhauser 110,000 Barrels das Jahr. Fachkundige mögen die Ziffern mit denen deutscher und englischer Brauereien vergleichen.

Cincinnati ist malerisch gelegen und soweit das Auge reicht, erblickt es auf beiden Ufern des Ohio Häuser und Gärten. Der Fluß bildet die Grenze zwischen zwei Staaten. Jenseits liegt Kentucky, „der blutige Grund", wie der altindianische Name besagt, und während der Sklavenhalter-Rebellion hat Kentucky, ein eingefleischter Sklavenstaat, sich diesen Namen auch verdient, während Ohio einer der treusten und

festesten Abolitionisten-Staaten war — Dank den Deutschen, die keine Regung zu Gunsten der Sklaverei aufkommen ließen. Nach Kentucky führen drei Brücken, so daß die gegenüberliegenden Städte Ludlow, Covington, Bellevue und Dayton mit zusammen 100,000 Einwohnern in Wirklichkeit ebenso gut eine Stadt mit Cincinnati bilden, wie Neustadt-Dresden mit Altstadt-Dresden.

Zu sehen war freilich heute nicht viel — Alles in einen dichten Steinkohlenrauch gehüllt. Qualmende Schlote überall. Zwar gibt's ein Gesetz für Rauchverbrennung und auch einen wohlbezahlten „Rauchverbrennungskommissär", allein die Besitzer der qualmenden Schlote kümmern sich nicht um das Gesetz und haben keine Furcht vor dem (doppelt) wohlbezahlten „Rauchverbrennungs-Kommissär." —

In Cincinnati steht von Freunden errichtet ein Denkmal Hecker's, „der mit Wort und That für Volksfreiheit kämpfte, im alten und neuen Vaterland". Begraben ist Hecker in seinem Illinois — aber dafür ruht ein anderer alter Bekannter auf dem schönen Friedhof von Cincinnati: Willich, der 1849 in der alten Welt Hecker als Verräther betrachtete, und 12 Jahre später in der neuen Welt unter derselben Fahne mit ihm gegen die Sklaverei kämpfte.

Und manchen alten Freund fand ich sonst, manchen, der noch lebte, und auch manchen, der schon todt war, obgleich er noch lebte. —

---

16. Nov., Morgens 6½, im Schlafwagen zwischen Cincinnati und Pittsburg.

Noch eine Stunde Fahrt soll's sein bis Pittsburg — oder amerikanisch: Pittsburgh. Und schon über 11 Stunden unterwegs. Das Terrain hüglich. Häufige Tunnels. Wir kommen in die Steinkohlenregion, in die »black country« — das „schwarze Land" von Amerika, wo Arbeiterarmeen den

Schooß der Erde durchwühlen, und wo mehr Vergehen und Verbrechen in einer Woche vorkommen als anderswo bei gleicher Bevölkerungszahl in einem Monat — ja in einem ganzen Jahr. Denn dieses „schwarze Land", dem Steinkohlenrauch die Sonne verfinstert, ist auch ein schwarzer Flecken, der die Vereinigten Staaten schändet. Die Arbeiter werden hier in Rohheit und Sklaverei gehalten, Entmenschung ist das unausgesprochene Losungswort, und keines Alters, keines Geschlechts wird geschont. Es herrschen hier ganz ähnliche Zustände, wie in den Kohlenrevieren von Belgien — nur daß die Brutalität von oben ungezügelter, die Auflehnung von unten gewaltthätiger ist.

Die Gegend ist reizend. Nicht bloß für ihre Paradiese, sondern auch für ihre Höllen suchen die Menschen sich die schönsten Gegenden aus. Bei welcher Gelegenheit mir einfällt, daß man an dem Niagara-Fall eine große Strafanstalt und eine große Fabrik — also damit man mich nicht mißversteht, zwei Anstalten — errichten will. Und gibt es eine schönere Lage als das Zuchthaus Waldheim, wo Sachsen seine Neunundvierziger unterbrachte, und das Marburger Schloß, wo Jordan's Flügel gebrochen wurden? — —

Was ist das? Loderndes Feuer rechts, links. Es sind keine Freudenfeuer — die Flammen schlagen aus dem Boden heraus. Es ist „natürliches Gas", belehrt mich der brave Kondukteur, das in unendlichen Massen sich hier angesammelt hat und nun vielfach zu industriellen Zwecken verwendet wird. — —

Jetzt $^1/_2$5 Uhr fahren wir um einen Hügel und vor uns öffnet sich das Thal des Monongahela. Die Kohlenboote, welche den Fluß bedecken, der Kohlendampf, der sich über das Thal gelegt hat, die schwarze Farbe des Bodens — alles verräth, daß wir in Pittsburg sind, im Herzen des „schwarzen Landes".

Pittsburg, den 17. Nov.

Mit seinen 200,000 Einwohnern, darunter 50,000 Deutsche, ist das rasch wachsende Pittsburg die industriellste Stadt der Vereinigten Staaten. Die Industrie beherrscht Alles. Die Stadt steht buchstäblich auf Eisen und Kohle, — überall Eisenwerke und Kohlengruben — und außerdem namentlich noch Glashütten. Mit dem Ruß ist es nicht so arg, als man mir es in Cincinnati geschildert hatte, und zwar Dank der Revolution, welche durch das natürliche Gas hervorgebracht worden ist. Der ganze Boden weit und breit ist nemlich mit natürlichem Gas durchtränkt und man braucht bloß da, wo es sich angesammelt hat, ein Loch in die Erde zu machen und ein brennendes Zündholz daran zu halten, so hat man eine Flamme. Und dieses Gas, welches in Röhren aufgefangen und geleitet wird, hat die Industrie sich dienstbar gemacht. Statt mit Kohlen wird mit Gas geheizt — auch für den Hausgebrauch —, und das Gas hat die gute Eigenschaft, daß es wenig rußt und außerdem eine größere Hitze gibt als die Kohlen. Durch das Naturgas, verbunden mit den unerschöpflichen Eisen- und Kohlenlagern, hat Pittsburg einen Vortheil, der es in den Stand setzt, alle übrigen Industriestädte Amerika's zu überflügeln. Die Lage, wie schon gesagt, ist eine prächtige; die Stadt zieht sich an beiden Ufern des Monongahela, eines Stroms fast so breit wie der Rhein, hin, und die steilen hügeligen Ufer, namentlich der „Südseite" sind reich an pittoresken Schönheiten und bieten entzückende Aussichtspunkte. Wenn man des Abends von diesen Hügeln auf die Stadt mit ihren hunderten und tausenden von Hochöfen, Essen, und massigen Gasflammen herabschaut, und hört das Pochen der Hämmer, das Stöhnen und Brüllen der Maschinen, so glaubt man in Vulkan's Werkstätte zu blicken. Ich habe noch kein ähnliches Schauspiel gesehen und glaube auch nicht, daß es ein zweites in der Welt gibt. O dieses Amerika ist ein glückliches Land! Solche Vortheile der Natur hat kein

anderes — und das Volk nützt diese Vortheile mit bewundernswürdiger Thatkraft aus.

Amerika hat die Bestimmung, das industriellste Land der Erde zu werden, und das Großartige, welches es jetzt schon leistet, ist nur der bescheidene Anfang dessen, was es noch leisten wird. Der Fortschritt hat hier zu Land Siebenmeilenstiefeln; wozu wir Jahrzehnte brauchen, braucht der Amerikaner Jahre, oder gar nur Monate. — —

Pittsburg, 17. Nov. Abends.

Zur Abwechslung wieder einmal Regen! Nun, ich will nicht klagen; ich darf mich über das amerikanische Klima und Wetter nicht beschweren. Es war ein herrlicher Herbst, den ich in der Neuen Welt verbracht habe, und während der 9 Wochen, die ich in Amerika verlebt, habe ich, den heutigen mitgerechnet, nur 4 Tage gehabt, von denen ich sagen könnte: „sie gefallen mir nicht". Und wenn es auch morgen noch fortregnen sollte, ich würde den Humor nicht verlieren. Freilich — Regen in Amerika ist etwas anderes als Regen in Europa. Es gießt gleich mit Eimern vom Himmel herunter, und dieser Schmutz! Nun, als ich vor 10 oder 11 Jahren im März bei Thauwetter auf einer Agitationsreise die Insel Fehmarn mit einem Freund durchstreifte, und an meinen Schuhsohlen halb nach mir zog, da glaubte ich, den denkbar größten Schmutz in dieser denkbar schmutzigsten der Welten kennen gelernt zu haben. Allein verglichen mit dem amerikanischen Schmutz ist der Schmutz von Fehmarn noch sauber — ein Zwerg neben einem Riesen, ein Maulwurfshaufen neben einem Chimborasso. Indeß mit Geduld und guten doppelsohligen Stiefeln kommt man auch durch amerikanischen Schmutz — o, wie segnete ich heute meine christlich germanischen Stiefel! Hätte ich sie neulich, wie ich die Absicht hatte, amerikanischen Schuhen geopfert, es wäre mir heute in Pittsburg übel er-

gangen. So hatte ich dem kleinen Stiefelwichser, der mich vor meinem Hotel abfing, bloß die doppelte Taxe zu zahlen.

In die Umgegend konnte ich des strömenden Regens und der grundlosen Wege halber nicht gehen, aber ich konnte das natürliche Gas in einem Stahl- und Eisenwerk „an der Arbeit" sehen. Es ist eine weit bessere und billigere Heizung als mit Steinkohle; die Hitze läßt sich genauer reguliren und es gibt weder Asche noch Ruß noch Staub. Ich irrte mich aber gestern, als ich schrieb, das Gas entströme hier in Pittsburg selbst, — oder in der nächsten Umgebung — dem Boden. Die Gasfelder liegen ungefähr 20 (englische) Meilen von hier entfernt; sie gehören selbstverständlich einer Monopolgesellschaft, die ihr Schäfchen möglichst rasch ins Trockene zu bringen sucht; und das natürliche Gas wird in Röhren hergeleitet — ganz ähnlich dem Kunstgas. Der Vortheil, den Pittsburg durch dieses billige und treffliche Brennmaterial gewinnt, ist unberechenbar; schon sind viele Industrieanlagen von anderen Orten hierher übergesiedelt, und immer mehr siedeln über. —

10¼ Uhr Abends zwischen Pittsburg und Altoona.

Seit einer Viertelstunde hält unser Eisenbahnzug mitten auf dem Feld; ein Achsenbrand, der gefährlich hätte werden können, das Löschen und die nothwendigsten Reparaturen erheischten einige Zeit, und da plötzlich Nothsignale ertönten, um einen entgegenkommenden Zug zu warnen, entstand unter den weiblichen Passagieren eine kleine Panik, der das männliche Geschlecht — diesmal zufällig das stärkere — ein baldiges Ziel setzte. Jetzt rollt der Zug wieder vorwärts. Hoffentlich bleiben wir nicht unterwegs auf irgend einer Winkelstation liegen, oder gar auf freiem Feld! Jedenfalls habe ich mein zweites amerikanisches Eisenbahn-accident. Es ist nemlich

immer euphemistisch bloß ein »accident« — ein Zufall, nicht ein Unfall. —

Apropos in Pittsburg trank ich heut Abend richtiges „Klosterbräu", und was das Beste, amerikanisches Klosterbräu. — Beer St. Vincent brewed at the Monastery near Latrobe — St. Vincent-Bier, gebraut in dem Kloster bei Latrobe (Pennsylvanien) — einem katholischen Kloster, hauptsächlich von bayrischen Mönchen bewohnt, welche die heimische Kunst mit über den Ozean gebracht haben. Und das Bier ist wirklich gut. —

---

11 Uhr Nachts. Abermals Stillstand auf offenem Feld. Zweiter Achsenbrand. Diesmal etwas bedenklicher, aber noch rechtzeitig gelöscht. Eisenbahn-accident Nr. 3. Nun dächte ich — wär's genug! —

Unser Zug ist auch bedeutend verspätet. Wir fuhren schon 1 Stunde zu spät ab, und nun dieser wiederholte Aufenthalt unterwegs. Meine Mitpassagiere — männlichen Geschlechts — sagen kein Wort wegen der Verspätung. Auf der Eisenbahn kümmert der sonst so pünktliche Amerikaner sich sehr wenig um die Zeit. — Unser Zug schlenkert ganz unheimlich. Die Regengüsse haben den Boden offenbar stark aufgeweicht, und so peinlich gewissenhaft wie bei uns baut man in Amerika nicht die Eisenbahnen. Bei den ungeheuren Strecken würden die Kosten sich zu hoch belaufen. — Manche Strecken sind in geradezu jämmerlichem Zustand, z. B. zwischen Cincinnati und Pittsburg. Vorgestern Nacht — und es hatte damals nicht geregnet — wurde unser Schlafwagen so hin- und hergeschüttelt, daß 2 Damen in optima forma die Seekrankheit zu Land bekamen und an Schlafen nicht zu denken war. —

18. Nov., Morgens 8 Uhr. Zwischen Altoona und Williamsport.

Um den Schrecknissen einer Nachtfahrt auf holperigem Schienengeleise zu entgehen, verblieb ich heute Nacht in Altoona (sprich Altohna — genau wie das deutsche Altona nur mit dem Ton auf der zweiten Silbe), wo ich 10 Minuten nach 12 — etwa $1^1/_2$ Stunden zu spät — glücklich eintraf. Ich sage „glücklich", denn wir brachten es glücklich noch zu einem dritten Achsenbrand, der jedoch glücklicherweise auch glücklich ablief — also ein wahrer embarras de richesse von Glück und glücklich. — Kam ich gestern wirklich um $1^1/_2$ Stunden zu spät? Ich fange an, Zweifel zu empfinden. In puncto der Zeit herrscht hier nemlich eine Anarchie, mit der das anarchistischst veranlagte Gehirn zufrieden sein müßte. Man weiß nie, ist's standard time oder local time — Normal-Eisenbahnzeit oder Ortszeit — und hier herum beträgt der Unterschied eine Stunde, und das Verwünschte ist, Niemand weiß Einem zu sagen, was standard und was local time ist. Das heißt: Jedermann sagt's Einem, allein jeder Mann sagt's anders als der andere Mann. — Der Regen schlägt gegen die Fenster. Gut, daß wir nicht in den Nordweststaaten sind. Soeben lese ich im Altoonaer Morgenblatt, daß es in Minnesota seit 2 Tagen ununterbrochen schneit, und ein Eisenbahnzug bei St. Paul stecken geblieben ist. Da können wir noch zufrieden sein. —

Einige Stunden später. Der Regen hat aufgehört. Das Gewölk ist zerrissen und die Sonne scheint heiter und warm auf die hügliche Landschaft. Die überschwemmten Felder und mächtig angeschwollenen Flüsse und Bäche (creeks), die theilweise über das Schienengeleise wegströmen, zeigen mir aber, daß auf amerikanischen Bahnen, die sich möglichst dem Boden anpassen, eine Fahrt bei, oder unmittelbar nach strömenden Regen doch nicht so ganz gefahrlos ist, und daß die

Kondukteure guten Grund haben, recht vorsichtig zu sein, und das qui va piano va sano zu befolgen. — —

Eine amerikanische Eisenbahnszene — schon etwas Idylle: Eine junge Mutter mit einem 3 bis 4jährigen Töchterchen verspätet sich beim Aussteigen. Der Zug fährt weiter. Die Mutter mit dem Töchterchen steht rathlos auf dem Trittbrett hinter der wieder aufgezogenen Kette, (welche das unbefugte Aussteigen verhindert). Das Töchterchen fängt an zu schreien. Einige Passagiere, welche die Situation übersehen, ziehen die Nothleine! Der Zug wird gestoppt und der Kondukteur, rasch über die Sachlage unterrichtet, geleitet lächelnd Mutter und Töchterchen herunter in den Schmutz und wartet, bis sie von den herbeieilenden Verwandten in Empfang genommen sind. Wie viel Strafe wohl die Mutter in Deutschland zu bezahlen gehabt hätte? Und gar die Verbrecher, welche die Nothleine in Bewegung gesetzt! Aber die Amerikaner sind so „ungemüthlich". — —

Auf der Station in Tyrone, wo ich heut Morgen ¾ Stunden Aufenthalt hatte, las ich ein Gesetz, welches die Volksvertretung von Pennsylvanien beschlossen hat „zum Schutz der Reisenden". Wenn ein Billet ganz oder theilweise unbenutzt bleibt, so soll der ganze Betrag, oder der Betrag für die unbenutzte Strecke zurückerstattet werden. Dieses Gesetz ist so vernünftig, daß man sich nur wundert, wie es überhaupt nothwendig sein konnte — und daß man meinen sollte, es müßte allgemeine Nachahmung finden. —

---

19. Nov. Williamsport.

Gestern gerieth ich noch in einen richtigen Cyklun oder Kreissturm — in Lockhaven wurde die Bahnhofsstation halb zerstört und auch sonst sehr viel Schaden gethan. Ich dachte jeden Augenblick, unser Wagen würde in die Luft fliegen — und der Zug mußte auch eine Zeit lang halten. Die

Regengüsse der Nacht vorher haben große Verheerungen angerichtet, und zahlreiche schwere Unglücksfälle verursacht. Unter anderm wurde nicht weit von hier — und auf derselben Bahn, unmittelbar hinter uns — ein Eisenbahnzug durch Erdmassen und Felsblöcke, die von einem Bergabhang herabrutschten, halb verschüttet und acht Reisende schwer verletzt, davon zwei getödtet. Da bin ich mit meinen 3 Achsenbränden schließlich noch ganz gut weggekommen. Williamsport, eine Stadt von 25,000 Einwohnern — davon 5000 Deutsche — ist gar lieblich am Susquehannah gelegen — inmitten lachender Fluren und von einem Kranz von Hügeln und Bergen umgeben. Der trefflich bebaute Boden verräth die deutsche Abkunft der Farmer und macht ihnen alle Ehre. Die Sorgfalt des Details, welche den Deutschen überhaupt auszeichnet, ist dem Amerikaner, der mehr aufs Große und aufs Ganze geht, noch fremd. Er hat jetzt noch zu viel damit zu thun, das ungeheure Land auszufüllen; und hat er eine Farm nothdürftig der Wildniß abgerungen, so verkauft er sie und geht „weiter West", während der Deutsche sein urbar gemachtes Land immer lieber gewinnt, je mehr Schweiß er hineinsteckt. Ich wohne hier in einem amerikanischen Hotel zweiten Rangs — dem Hepburn-House, das jedem Reisenden bestens zu empfehlen — und Williamsport ist nur eine kleine Stadt, und doch hat mein Hotel elektrische Beleuchtung, und jedes Zimmer sein Glühlicht. Und die Straßenbeleuchtung ist besser als die von Berlin — jedenfalls, die Bevölkerungszahl in Betracht genommen, hundertmal mehr elektrisches Licht in dieser amerikanischen Landstadt als in der deutschen Reichshauptstadt. — Ich besuchte gestern den Kirchhof von Williamsport. Der Amerikaner hat zwar kein „Gemüth" und keine Poesie, aber er hat die Gewohnheit, seinen Todten den schönsten Wohnort in der Umgegend zu geben, womöglich auf einen Berg oder Hügel. Und dort liegen sie frei da, von keiner Mauer beengt, in der freien

frischen Natur, und mit dem Todtenkultus vereinigt sich so der Naturkultus. Der hiesige Kirchhof ist berühmt, und fürwahr mit Recht. Zwischen den Gräbern wandelnd, schaute ich über den Susquehannah, dessen angeschwellte Fluthen weite Landstrecken überschwemmen, hinunter nach den Alleghany-Bergen, die blau gen Himmel ragen und ich dachte an dies und das. —

---

19. Nov. Nachmittags. Zwischen Williamsport und Baltimore.

Gestern Morgen wüthender Wirbelsturm bei Gewitterschwüle, gestern Nachmittag ein eisiger Westwind, heut Morgen Alles hart gefroren und jetzt, Nachmittag 2 Uhr, die Sonne mit sengender Gluth durch das Fenster scheinend, daß man in Schweiß gebadet ist. Wer weiß, welche Überraschung die Nacht bringen wird. Der Himmel ist wolkenlos blau und es regt sich kein Lüftchen — ohne die blätterlosen Wälder, durch welche wir hindurchsausen, würde man sich im Hochsommer glauben. Anscheinend beständiges Wetter. Allein was der todte Agamemnon im Homer von den Weibern sagt, gilt ja auch vom Wetter: Man darf nicht trauen. —

Ich bin jetzt ungefähr an der Grenze von Pennsylvanien und es geht nach Maryland hinein. Auf dem ganzen Weg Hügelland, Waldland — wie ich denn überhaupt seit Pittsburg durch lauter schöne Gegenden — nicht im Berlinischen Sinne des Worts — gekommen bin.

Im Wagen mit mir sitzen noch 20 Personen — von 12 Herren haben drei Glatzen (wie viele von den 8 Damen, das entzieht sich natürlich meinem Erkennungsvermögen) — genau 25 Prozent, eine Ziffer, die selbst in Deutschland, dem Lande der Glatzen, Brillen und Schmerbäuche kaum erreicht werden dürfte. Wie erklärt sich diese Erscheinung? Ich glaube, den Schlüssel gefunden zu haben, und zwar in der ameri-

kanischen Sitte, den Hut immer auf dem Kopf zu behalten, und — außer beim Essen oder in Damengesellschaft — auch in den dampfbadartig erwärmten Zimmern. Der Kopf schwitzt, die Haare werden naß, durch den Hut wird die Ausdünstung verhindert, und dadurch entstehen häufige Erkältungen der Kopfhaut, und Schwächung der Porenthätigkeit, was natürlich auf den Haarwuchs von dem nachtheiligsten Einfluß sein muß. Es ist eine bekannte Thatsache, daß Leute, die viel mit bloßem Kopf gehen, so daß die Kopfhaut frei ausdünsten kann, stets einen sehr guten Haarwuchs haben, wie denn unter wilden Völkerschaften, die stets baarhäuptig sind, Kahlköpfigkeit ein unbekanntes Uebel ist. Bei den Amerikanern wird die Sache noch dadurch verschlimmert, daß sie ihre Zimmer, die Eisenbahnen u. s. w. unsinnig heizen; und ferner durch den Gebrauch schwerer und steifer, den Kopf einzwängender Hüte. Der Zylinder und der ähnlich geformte hohe und steife Filzhut herrscht hier, namentlich im Osten, entschieden vor, so daß anders geformte Hüte Aufsehen erregen. Im Westen ist's etwas anders. Dort herrscht größere Freiheit und des Modezwangs wird — oft freilich in grotesker Form — gespottet. Dort gibt's aber auch sehr wenig Kahlköpfe. Und — hier berühre ich ein delikates Thema — es wird mir versichert, daß auch das schöne Geschlecht sehr stark an Kahlköpfigkeit leide — was freilich dem profanen Auge sorgfältig entzogen wird. Sollten die steifen, den männlichen „Angströhren" immer ähnlicher werdenden Damenhüte nicht Schuld daran tragen? Und die moderne Haarfrisur, welche eine Ausdünstung der Kopfhaut unmöglich macht? Und daß ohne gesunde, normale Ausdünstung der Kopfhaut ein gesunder normaler Haarwuchs unmöglich ist, das können die Damen von jedem Arzt und sonstigen Sachverständigen erfahren. Allerdings, es gibt Wahrheiten, vor denen man sich fürchtet, weil sie Vorurtheilen oder dem Eigennutz, oder der lieben Eitelkeit zuwider laufen.

Zwischen Baltimore und Washington,
am 20. Nov. 1 Uhr Nachm.

Viel Wald auf beiden Seiten — Eichen, Ahorn, Kastanien, Tannen, die Rotheichen und bunten Ahorne sind entblättert — die vorherrschende Farbe des todten Laubs ist jetzt braun, aber ein weit schöneres braun als in Deutschland — mit einem röthlichen Anflug — ein wunderlieblicher Farbenton, um einmal das modische Wort zu gebrauchen, gleich Milch-Thee, in den ein Blutstropfen gefallen. Und dazwischen die prächtigen Nadelhölzer, an denen Amerika so reich ist, in allen Formen und Größen. Kurz auch im Winter, nachdem der „indianische Sommer" uns verlassen, ist der Wald der neuen Welt noch schön, viel viel schöner als der der alten Welt, was ich ausdrücklich anerkennen muß, obgleich das Geständniß mir schwer fällt, und einigen chauvinistischen Zweifeln begegnen wird. Natürlich vergleiche ich keinen wohlgepflegten deutschen Wald mit einem vernachläßigten amerikanischen Urwald, sondern wirklichen, ehrlichen Wald hüben mit wirklichem ehrlichem Wald drüben.

Wir sind am Potomac — weiland der Gränze zwischen Süden und Norden — ein breiter Strom — und breit mußte er sein, um die Blutströme aufzunehmen, deren es bedurfte, um Süden und Norden wieder zusammenzuleimen und den Schmutz- und Schandfleck der Sklaverei vom Sternenbanner zu waschen.

---

1 Uhr 25 Min.

Da steigt das Kapitol auf, das Kapitol — groß, gewaltig, marmorn — und um das Kapitol herum Häuser — Häuser und keine Stadt. Ja, Washington ist eine Sammlung von Häusern.

---

3 Uhr. Washington. Im Kapitol.

Ich schreibe dies auf einem für die „Kongreßmänner" bestimmten Pult, auf dem Flur des Senats, gegenüber dem

Repräsentantenhaus, das ich soeben durchwandert. Ich dachte an den deutschen Reichstag und an manches Andere — und was ich gedacht und was ich denke, bleibt besser ungeschrieben.

Am Abend auf der Rückfahrt.

Washington mit seinen Vorstädten enthält höchstens 190 000 Einwohner und hat eine doppelt so große Ausdehnung wie Berlin. So weit das Auge reicht: Häuser, Häuser, Bäume, Bäume — ein endloses Dorf. Und ohne die gewaltigen Monumentalbauten würde es auch wirklich nur ein großes Dorf sein. In vieler Beziehung erinnert mich Washington an Philadelphia, das ja „ein großes Dorf" genannt wird. Aber Washington hat doch Etwas, wodurch es sich von allen übrigen Städten der Union auszeichnet: es ist die Hauptstadt des Landes, der Sitz der Regierung und der Gesetzgebung. Es kommt mir nicht in den Sinn, das Kapitol, das Weiße Haus, das Patent-Office, den Washington-Obelisk (555 Fuß hoch) und die zahllosen anderen Denkmäler schildern zu wollen — das ist so oft, und von berufnerer Hand geschehen, daß ich mich nur lächerlich machen würde. Nur über den Gesammteindruck einige Worte. Es war ein Gefühl der Andacht, des Weihevollen, das mich beherrschte, als ich das Kapitol durchwanderte, und in die Zimmer des Weißen Hauses hineinschaute. Hier hat das politische Leben der großen Republick seinen Mittelpunkt — hier im Kapitol saßen und sitzen die Auserwählten der Nation, welche die Geschicke der Vereinigten Staaten und damit eines Welttheils und eines großen Theiles der Welt zu lenken haben. Und in diesem bescheidenen Weißen Haus, dessen ein Berliner Kommerzienrath sich schämen würde, wohnt der oberste Beamte des mächtigsten Volkes der Erde.

In diesem Haus waltet der Geist eines Lincoln, der von hier aus den Riesenkampf zur Ausrottung der Sklaverei und, nach blutig errungenem Sieg, von hier aus das Werk des

Wiederaufbau's und der Wiederversöhnung leitete, bis ihn die Kugel des Meuchelmörders traf — ihn den besten Bürger der Republik, den Edelsten der Edeln. Und von hier aus begann Garfield den Kampf gegen die Korruption, und führte ihn durch, bis er dem wahnsinnigen Mordbuben Guiteau zum Opfer fiel. Und hier weilt jetzt an der Seite seiner hübschen jungen Frau, deren Bild in allen möglichen Stellungen uns aus jedem Laden-Fenster Washingtons entgegenschaut, der neueste (der „regierende", kann ich nicht sagen, das wäre gegen die republikanische Verfassung), der neueste Präsident, der etwas fette, also sicherlich nicht verschwörungslustige, Cleveland, der berufen ward, das Werk Garfield's fortzusetzen. Ob es ihm gelungen ist oder gelingen wird? Ich weiß es nicht, die Einen sagen so, die Andern so. Das aber weiß ich, daß das amerikanische Volk den Augiasstall der Korruption sicherlich ausräumen wird.

Das Kapitol und das Weiße Haus und alle übrigen öffentliche Gebäude sind mit schwarzem Tuch behangen, die Säulen mit schwarzem Flor umwickelt, und auf den Dächern ist die Fahne halb Mast gesenkt. Die Vereinigten Staaten sind in Trauer: am vorigen Montag starb nach längerer hoffnungsloser Krankheit Expräsident Arthur, der unmittelbare Vorgänger Cleveland's. Arthur war nur zum Vizepräsidenten erwählt worden — neben Garfield, dessen Ermordung ihn auf den Präsidentenstuhl brachte. Er war kein bedeutender Mensch, was man so zu nennen pflegt, allein er that seine Schuldigkeit, — schon aus dem einfachen Grund, weil er sie thun mußte — und das Volk der Vereinigten Staaten ehrt sich selbst, indem es das Andenken des pflichttreuen Beamten ehrt, der an seiner Spitze gestanden.

Ein dunkler Fleck auf dem Fußboden des Bahnhofs von Washington wurde mir gezeigt — hier stand Garfield, als die meuchlerische Kugel auf ihn abgefeuert ward. — Nach langer, durch die Aerzte kunstvoll verlängerter Qual ist er gestorben.

Aber er lebt in dem Herzen des amerikanischen Volks, fast so verehrt und angebetet wie der ebenfalls gemeuchelte Lincoln. In Cleveland, seiner Geburtsstadt, sah ich auf dem Friedhof das großartige Denkmal, welches die Dankbarkeit und Liebe seiner Mitbürger ihm errichtet. Sage man nicht: die Völker sind undankbar. Wer über die Undankbarkeit der Völker klagt, hat sicher keinen Dank verdient.

Zwischen Washington und Wilmington.

Den 21. November.

Washington hatte mir doch zu gut gefallen, als daß mir der fliegende Besuch von gestern genügt hätte. Es stellte sich auch heraus, daß viele deutsche und amerikanische Freunde dort wohnen, und so machte ich heut Morgen noch einen Abstecher in die Bundeshauptstadt. Wegen des Begräbnisses Arthur's, des Expräsidenten, hatten heute die Beamten in Washington Feiertag, und sie hatten meistens die Gelegenheit zu Ausflügen benützt. So war das „große Dorf" noch todter und dörflicher als zu gewöhnlichen Zeiten, übte jedoch darum auf mich nur einen um so größeren Reiz aus. Washington ist so ziemlich die einzige mir bekannt gewordene Stadt der Union, in welcher ich auf die Dauer leben möchte. Man kann hier, zwischen Gärten versteckt, in einer kleinen Cottage alle Vortheile des Landlebens genießen, und ist doch nur einen Büchsenschuß entfernt von dem Kapitol, dem Mittelpunkt des politischen Lebens der Vereinigten Staaten. Und Washington ist auch eine reinliche Stadt; und um das würdigen zu können, muß man in Amerika gewesen sein. Es ist sogar die einzige mir bekannt gewordene Stadt der Vereinigten Staaten, in welcher die Straßen gekehrt werden — richtig und regelmäßig gekehrt werden. Ich habe nur noch eine zweite Stadt der Vereinigten Staaten gefunden, in der ein Versuch zum Straßenkehren gemacht wurde.

Es blieb aber bei dem Versuch. Und diese zweite Stadt war Baltimore.

In Washington wie in Baltimore fällt das Vorwiegen des Negerelements auf. Besonders in Washington, wo 50,000 Farbige leben — ein gutes Viertel der Gesammtzahl. Und es freut mich, daß ihnen hier allgemein ein sehr günstiges Zeugniß ausgestellt wird. Auf meine Frage: „Aber wie steht es mit dem Fleiß der Neger? Man hat mir in dieser Beziehung schon manches Nachtheilige gesagt," antwortete mir ein Beamter, der in seiner amtlichen Eigenschaft viel mit Negern zu thun hat: „Wer von den Negern sagt, sie seien faul, kennt sie nicht, oder urtheilt nach einzelnen Fällen, die nur Ausnahmen sind. Wahr ist, daß die Farbigen nach ihrer Emanzipation außerordentliche Schwierigkeiten hatten, sich in die neue Lage zu finden und ihr Brod zu verdienen. Sie haben aber die Schwierigkeiten besser überwunden, als irgend Jemand erwartet hatte. Zwar sind sie noch meist in bescheidenen Stellungen, allein das spricht weder gegen ihre Fähigkeiten noch gegen ihren Fleiß. Und ich kann Ihnen aus meiner eigenen, ziemlich reichen Erfahrung versichern, daß ein Neger als Arbeiter oder Beamter genau so tüchtig ist wie ein Weißer." Und dieses Urtheil wurde von den Anwesenden, durchweg kompetenten Leuten, lebhaft bestätigt.

Wir standen gerade vor einer Negerschule, und ich betrachtete mir die farbigen Bübchen und Mädchen, die sich lustig herumtummelten. Prächtige Kindergesichter, und zum Theil höchst aufgeweckt. „Wie stehts mit der Begabung der Negerkinder, im Vergleich zu den weißen Kindern?" fragte ich einen meiner Begleiter, der längere Zeit im Schulfach, und auch in Negerschulen thätig gewesen war.

„Es ist ein wahrer Unsinn zu sagen, die Negerkinder seien weniger begabt, als die weißen. Ich habe umgekehrt gefunden, daß sie, wenigstens in den jüngeren Jahren, besser und eifriger lernen."

Auf weiteres Fragen wurde mir zugegeben, daß in *späteren Jahren* dieser Lerneifer mitunter nachläßt — was übrigens nicht bloß von farbigen Kindern gilt.

Ich sagte schon, daß in jedem Washingtoner Laden Photographien der „Frau Präsidentin" ausgestellt sind. Die unglückliche Frau! Nicht, daß sie in so zahlreichen Exemplaren ausgestellt ist; sie soll wissen, daß sie hübsch ist — welche Frau wüßte das nicht? Viele wissen es sogar, ohne daß Andere es wissen — und sie wird also vergnügt darüber sein. Weßhalb ich sie bedaure, die arme Frau Präsidentin, das ist die Verschiedenheit der Stellungen und der Anzüge, in denen sie photographirt ist. Nach einem ehrlichen Ueberschlag sah ich ungefähr 3000 Portraits der Frau Präsidentin und ungefähr 300 verschiedene Stellungen und Anzüge. Und nun berechne man, welche Summe von Folterqualen die arme Frau Präsidentin in den Ateliers der verschiedenen Herren Photographen ausgestanden haben muß. Folterqualen der raffinirtesten Art. Oder gibt es eine höllischere Tortur als eine „Sitzung" im Photographen-Atelier — namentlich wenn der Photograph ein „Künstler" ist? Von *einer* solchen Sitzung hatte ich so vollständig genug, daß ich 14 Jahre lang jedem Photographen und Photographie-Atelier vorsichtig und in weitem Bogen aus dem Weg ging. Und diese arme Frau Präsidentin seit ihrer Verheirathung, d. h. in nicht einem ganzen Jahr dreihundert Mal photographirt — jeden Wochentag durchschnittlich einmal! Kein Indianer hätte die gleiche Standhaftigkeit. *O Tapferkeit dein Name ist Weib!*

Ueber die *amerikanischen Frauen* wird in Europa viel gespottet. Sie sollen prätentiös, nervös, unnatürlich, herrschsüchtig sein, launische Mannweiber, emanzipirte, schlechte Hausfrauen, und wie die Ehrentitel alle lauten mögen, die unser

„gemüthliches“ Philisterthum erfunden hat. Es fällt mir nicht ein, eine Vertheidigung der amerikanischen Frauen schreiben zu wollen — schon die bloße Thatsache, daß unser Philisterthum so viel und so giftig über sie schimpft, ist ihnen eine ausreichende Rechtfertigung. Und wenn man einmal das Kapitel „Frau“ oder „Weib“ ernsthaft beginnt, dann kommt man nicht leicht zu Ende, sintemalen der Mann noch nicht geboren ist, der das Kapitel vollkommen durchstudirt hätte.

So will ich mich denn auch weniger mit den amerikanischen Frauen beschäftigen, als mit ihrer gesellschaftlichen Stellung. Man hat gesagt, ein Gemeinwesen, in welchem das Frauenthum einen maßgebenden Einfluß habe, sei weibisch und gehe dem Verfall entgegen — und hat hierfür allerhand Beweise aus der Geschichte angeführt. Nun — noch in keinem Land haben die Frauen eine so hohe Stellung eingenommen wie es in den Vereinigten Staaten der Fall ist, und doch gibt es kein männlicheres Land — wenn mir der Ausdruck erlaubt wird — als die Vereinigten Staaten. Das ist gerade das Bewundernswerthe in Amerika, daß die hohe Entwicklung des weiblichen Geschlechts Hand in Hand geht mit der hohen Entwicklung des männlichen.

Auch die französische Frau hat sich eine einflußreiche soziale Stellung erkämpft, allein vielfach um den Preis sittlicher Würde und weiblicher Reinheit, und obendrein nur innerhalb eines sehr beschränkten Gesellschaftskreises.

Die amerikanische Frau ist sozial dem Manne vollkommen gleich berechtigt, sie ist auf dem Weg, auch die politische Gleichberechtigung zu erlangen; sie hat, um sich zu dieser ihrer Stellung emporzuschwingen, nicht nur nicht das Opfer ihrer Weiblichkeit zu bringen gehabt, sondern sie verdankt im Gegentheil ihre hervorragende Stellung gerade ihrer stark und fein entwickelten Weiblichkeit. Freilich noch eine andere Bedingung gehört dazu: die Mannhaftigkeit der Männer. Unter Mannhaftigkeit verstehe ich, was man unrichtigerweise, in be-

wußtem oder unbewußtem Knechtsinn „Ritterlichkeit" zu nennen pflegt. Diese fälschlich sogenannte Ritterlichkeit ist, aller albernen Vorurtheile entkleidet, ächte Mannhaftigkeit, und sie findet sich unter allen Nationen am ausgebildetsten bei den Angelsachsen, namentlich bei den Amerikanern.

Jene — allerdings wohl zum Theil etwas legendenhafte Achtung der Frauen, die nach Tacitus unsere Vorfahren zu den Zeiten der Römer ausgezeichnet haben soll, ist uns modernen Deutschen leider so ziemlich abhanden gekommen. Sie ist aber eine der schönsten Seiten des englischen und amerikanischen Charakters und ist ein weiterer Beweis für die Richtigkeit meiner alten Behauptung, daß die Engländer und Amerikaner deutscher sind als wir Deutsche.

Genug, es ist die Tüchtigkeit beider Geschlechter, welche zu diesem Ergebniß in Amerika geführt hat. Die Frauen genießen die Achtung, welche sie verdienen, und fordern. Gewiß — sie fordern viel, sie finden sich nicht wohl in der Rolle des deutschen Aschenbrödels, dessen höchstes Ideal das Scheuern und Kochen ist; doch wenn sie viel fordern, so fordern sie nicht mehr, als sie verdienen. Aus ihrer weiblichen Sphäre treten sie darum nicht heraus. Und zählt Amerika auch unzweifelhaft weit weniger Küchenmägde als Deutschland, so zählt es doch sicherlich nicht weniger und sicherlich nicht schlechtere Hausfrauen.

Die „Gleichheit" ist in Amerika doch kein bloßer Name, kein leerer Schall. Sie ist ein lebendiges Prinzip, und der höchste Triumph dieses Prinzips ist die soziale Gleichberechtigung der Frau. Bei uns gibt es noch ein „schwächeres Geschlecht". In Amerika nicht. Beide Geschlechter stehen gleichberechtigt neben einander. Das „Faustrecht", das „Recht des Stärkeren", welches in der Unterordnung der Frau unter den Mann seinen brutalsten und widerlichsten Ausdruck gefunden hat, ist in Amerika für das Verhältniß zwischen Frau und Mann siegreich überwunden worden, und das Recht, das

gleiche Recht für Frau und Mann ist an die Stelle getreten. Das Recht des Mannes hat sich zum Menschenrecht erweitert.

Und nach der Stellung, welche die Frau einnimmt, ist die Kultur eines Volkes zu bemessen.

Von diesem Standpunkte aus urtheilend, kann ich allerdings nicht umhin, den Amerikanern eine höhere Kulturstufe, als die unsrige zuzuerkennen.

Und warum soll denn die Frau nicht auch politisch dem Mann gleichstehen? Warum soll sie nicht das Wahlrecht besitzen und die Staatsämter eben so gut ausüben können, wie der Mann? Hat die Frau ein geringeres Interesse an den Staatsangelegenheiten? Hat sie ein geringeres Verständniß für dieselben als der Mann? Nur lächerliche Geschlechtsüberhebung kann die Frage verneinen. Wie ich in einer Versammlung zu Clinton, einem Städtchen in Massachusetts sagte: „Bisher hat man die Frau an den Kochtopf verwiesen und der Mann hat sich das Monopol des „Stimmkastens" (der Ballot Box) angemaßt; die Frau hat sich am Kochtopf tüchtig bewährt, der Mann am Stimmkasten sehr schlecht — welchen vernünftigen Grund haben wir anzunehmen, daß die Frau sich nicht auch am Stimmkasten tüchtig bewähren würde? Schlechter als der Mann kann sie es keinesfalls machen. Also warum sie vom Stimmkasten fern halten?"

Auch die heftigsten Gegner der sogenannten „Frauenemanzipation" konnten mir nichts entgegnen, und erklärten sich schließlich unter jubelndem Beifall der zahlreich anwesenden Ladies für die politische Gleichberechtigung von Mann und Frau. Bei einer späteren Gelegenheit, wo ich das nämliche Thema zu behandeln hatte, erfuhr ich zu meinem heitern Erstaunen, daß mir der Ruf nach Amerika vorausgegangen war, ich sei ein ingrimmiger Gegner der „Frauenemanzipation".

Hier noch ein charakteristisches Erlebniß. In einer Stadt, die ich nicht nennen will, war mir das Geld knapp geworden.

Ich telegraphirte um eine telegraphische Anweisung, die auch pünktlich eintraf. Doch — anscheinend am Ziel, war ich ihm plötzlich wieder fern. Der Kassier der Bank, auf welche meine Anweisung lautete, erklärte mir, meine Identität müsse von einem der Bank bekannten „respektablen Bürger" bezeugt werden. Und ich war in der Stadt vollkommen fremd. Nun war guter Rath theuer. Etwas übellaunisch — obendrein regnete es — kehrte ich in mein Hotel zurück und setzte mich — es war gerade Dinner time — an die Wirthstafel und grübelte, wie ich, ohne programmwidrige Verlängerung meines Aufenthalts, aus dieser fatalen Tantalus-Lage herauskommen könnte. Da tritt plötzlich ein Negerknabe heran und überreicht mir unter vielen Kratzfüßen einen Brief. Ein Herr im Hotel habe ihm denselben für mich übergeben. Neugierig eröffne ich das Kouvert:

„Dear Sir!

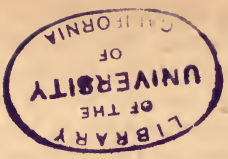
Sie erinnern sich wohl kaum noch eines jungen amerikanischen Studenten, der 1865 bei der Todtenfeier zu Ehren Lincoln's in Berlin Ihnen vorgestellt ward und später noch manche vergnügte Stunde in Ihrer Gesellschaft verbrachte. Der junge Student bin ich; ich bin Professor an der hiesigen Universität und wohne mit meiner Familie in diesem Hotel; in dem Hotelbuch las ich Ihren Namen, und ich wünsche mich Ihnen und Sie den Meinigen, die durch mich viel von Ihnen gehört haben, vorstellen zu können."

Hurrah! das war ein glücklicher Zufall.

Ich verlebte einen herrlichen Tag. Und der „respektable Bürger", welcher meine Identität bezeugen sollte, war natürlich gefunden. Es war aber — und darum habe ich das Geschichtchen hier eingeschaltet — nicht der Herr Professor, sondern die Frau Professorin; und eigentlich auch nicht die Frau Professorin, sondern die Frau Aerztin, denn die Frau meines Freundes hat Medizin studirt, regelrecht ihr Examen gemacht und übt selbständig den ärztlichen Beruf aus.

Und da der Herr Professor gerade den Nachmittag Kollegien zu lesen hatte, so begleitete seine bessere Hälfte, die Frau Aerztin, mich auf die Bank, wo sie unter hochachtungsvollem Lächeln sofort „als selbständiger und respektabler Bürger" im Sinne des Gesetzes anerkannt wurde, so daß die Aushändigung meines Gelds ohne Anstand erfolgen konnte.

Mrs. C— ist nicht bloß selbständige Aerztin, sondern wohnt auch mit ihrer Familie im Hotel (ihr Berufslokal hat sie außerhalb des Hotels), sie ist aber trotzdem eine ausgezeichnete Hausfrau und obendrein eine Dame von bezaubernder Liebenswürdigkeit und feinsten Manieren. Eine lady comme il faut — eine ächt amerikanische Frau. —



Tagebuch.

Thankgivings Day Newyork, 25. Nov. Wieder in Newyork! Vor 7 Wochen fuhr ich weg von hier — und was habe ich seitdem gesehen, erlebt! Es ist wie ein Traum. Bin ich denn wirklich erst 9 Wochen in der Neuen Welt? Es scheint mir eine Ewigkeit. Und es scheint mir, als sei ich ein ganz anderer Mensch geworden. Jedenfalls habe ich viel, viel gelernt, meine Meinungen und Ansichten über Amerika vielfach geändert. —

Arger Lärm in den Straßen. Die Kinder ziehen maskirt herum, machen Freudenfeuer und Spektakel jeder Art. Ein Tauchaer Jahrmarkt in riesig vergrößertem Maaßstab. Alles ist hier ja in vergrößertem Maaßstab. Die Erwachsenen kneipen entweder, jedoch heimlich, oder sie sitzen zu Haus, essen Turkey (Wälschhahn) — das echt nationale Essen — und kneipen auch heimlich. Und das heimliche Kneipen ist das gefährlichste, weil ihm „die Kontrole der Öffentlichkeit" fehlt, die für unpolitische Dinge mitunter ebenso nothwendig ist wie für politische. Der heimliche Kneiper hört nie auf, ehe er total bekneipt ist, was bei dem öffentlichen wenigstens nicht immer der Fall ist. Ich werde nie ein kleines Abenteuer vergessen, das mir in der Hauptstadt eines der Mäßigkeits-Staaten passirte. Ich wohnte in einem Hotel, an dessen Wirth ich empfohlen war. Er behandelte mich mit ganz besonderer Aufmerksamkeit, kurz, er war das Ideal eines Wirths, und theilte mir auch sehr bald mit, daß eine »secret bar« — „geheime Kneipe" — nicht weit

sei. Und richtig, sie war sehr nah — wir hatten bloß eine geschickt versteckte Tapetenthür aufzumachen, und standen in einer wohlversorgten Kneipe, in der alle möglichen, einem Temperenzler verbotenen guten Dinge der Erde zu haben waren. Doch das war nicht, was ich erzählen wollte. — — Abends hatte ich auszugehen, und — durch Erfahrung gewitzigt — fragte ich vorher meinen Wirth, um wie viel Uhr ich zu Haus sein müsse. „Um 12 Uhr! Kommen Sie später, so ziehen Sie diese Klingel!" Und er zeigte mir die Klingel. Ich entfernte mich beruhigt. Und als ich Nachts einige Minuten nach 12 zurückkam, zog ich vertrauensvoll die Klingel. Niemand öffnete. Mein Vertrauen schwand etwas; und ich klingelte nochmals — stärker als vorher. Inwendig Alles still; nichts regte sich. Nun fing ich an, aus Leibeskräften an der Klingel zu reißen — vergebens; ich donnerte an die Thüre — Alles vergebens. Und schließlich mußte ich mit einem Freund, der mich begleitet hatte, in dessen Wohnung gehen. Den anderen Morgen eilte ich wüthend in mein Hotel, entschlossen, den Wirth mit Vorwürfen zu überhäufen. Er kam mir freudestrahlend entgegen: „Also Sie sind nicht abgereist? Ich suchte Sie heute Nacht auf dem Depot (der Eisenbahnstation) und sonst überall — ich fürchtete, es wäre Ihnen etwas zugestoßen."

„Was, Sie suchten mich? Und ich riß fast die Klingel aus, um zu Ihnen zu kommen, d. h. in Ihr Haus."

„Dachte ich mir's doch! Der verwünschte Schlingel! Er hat wieder geschlafen!"

Und nun klärte sich Alles auf. »Mine Host« — der brave Hr. Wirth, beiläufig ein Irländer — war, um sich von den Anstrengungen des Sabbaths und der Mäßigkeit zu erholen, mit einer Schaar eingeweihter Gäste, worunter auch etliche Stadtväter und Gesetzeswächter, schon zeitig in die »secret bar« gegangen und hatte dort mit seiner lustigen Gesellschaft den guten Dingen der sündhaften Welt so wacker zugesprochen, daß weder er, noch irgend ein Andrer die Klingel hörte. Und da

auch „der verwünschte Schlingel" von Hausknecht, der das Haus gegen die — Polizei zu bewachen hatte, tags über wiederholt ein heimlicher Gast der heimlichen Bar gewesen war, so wurde mir natürlich nicht aufgemacht. Gegen 3 oder 4 Uhr Morgens, als der Wirth mit seiner Gesellschaft wieder aufwachte, erinnerte er sich sofort und durchsuchte das ganze Städtchen nach mir. —

Und ähnlicher Anekdoten könnte ich noch verschiedene erzählen.

Newyork, den 26. Novbr. Gestern Thankgivings Day, heute Abend aufs Schiff. Ich hatte allerhand vorzubereiten, allerhand Abschiedsbesuche zu machen und auch zu empfangen. Unter Andern den des einzigen amerikanischen Reporters, mit dem ich am Tag meiner Landung gesprochen hatte, nachdem ich den Schwarm seiner Kollegen mir vom Halse geschafft. Was freilich keine leichte Arbeit war, denn dies Völkchen ist hartnäckig wie alle Angelsachsen und zudringlich wie Fliegen im August. Hätte mich die Abwehr nicht etwas ermüdet, ich wäre auch diesem nicht in die Hände gefallen. Er war übrigens verhältnißmäßig sehr diskret, und machte aus den 10 Zeilen, die ich ihm diktirte, kein spaltenlanges Interview, wie Dutzende von anderen gethan haben, mit denen ich nie ein Wort gewechselt, außer den mehr oder weniger höflichen Redensarten, die nothwendig sind, um sich Jemandes zu entledigen, dessen Anwesenheit wir aus dem einen oder anderen Grunde nicht wünschen. Nicht daß ich den sehr ehrenwerthen Stand der Reporter und Journalisten, zu dem ich ja selber gehöre, hier irgend herabsetzen wollte. Allein was wäre aus mir geworden, wenn ich mich aufs Interviewedwerden hätte einlassen wollen? Und wo die Gränzlinien ziehen? Gab ich nur Einem den kleinen Finger, so hatten sie Alle die ganze Hand. Nur durch strenge, unterschiedslose Abweisung am ersten Tag konnte ich mir Ruhe

verschaffen. Und es gelang auch so ziemlich. Nicht ganz. Denn bei meiner Reise im Inneren des Landes mußte ich verschiedene neue Massenangriffe aushalten.

Einmal wurde ich überlistet und zwar in einer Fabrikstad zweiten Rangs. Ein sehr fein gekleideter Herr, der, wie sein Brief an mich besagte, in Europa mit einem mir persönlich wohl bekannten Reichstagsabgeordneten einer anderen Partei verkehrt hatte, stellte sich mir vor, erzählte mir mancherlei mich Interessirendes und verwickelte mich in ein längeres Gespräch, in dessen Verlauf ich arglos einige von ihm gestellte Fragen beantwortete. Auf seiner dem Brief beigelegten Visiten-Karte hatte nur der Name gestanden. Als er weg war, erfuhr ich, daß der Reporter des Haupt-Lokalblatts mich richtig für ein Interview eingefangen hatte. Der dreispaltenlange Bericht, den ich des anderen Morgens zu lesen bekam, ließ mir die Haare zu Berg stehen. Es erging mir fast wie jenem biedern Parlamentarier, der beim Lesen des Stenogramms seiner ersten weltgeschichtlichen Rede, nachdem er vergebens den Sinn und die Konstruktion des wirren Manuskript-Chaos zu enträthseln versucht hatte, sich vor den Kopf schlug und voll komischer Verzweiflung ausrief: „Aber ist es denn möglich, daß ich solchen Blödsinn gesagt habe!"

Nun — ich war an dem mir in den Mund gelegten „Blödsinn" wenigstens etwas unschuldiger. Jedenfalls ist mir niemals die Autorschaft eines größeren Blödsinns untergeschoben worden; und ich hatte einen Augenblick Lust, eine Berichtigung zu schreiben. Aber ich hätte so viel Tage gebraucht, wie mein Reporter Minuten! Ich verzichtete daher auf den Gedanken. Unsereins ist ja an die absichtlichen und unabsichtlichen Mißverständnisse gewöhnt; und wo soll die Zeit herkommen? Von diesem Moment an war ich natürlich noch vorsichtiger und mißtrauischer. Ich verkehrte bis zu meiner Rückfahrt nur noch mit zwei weiteren Reportern, denen ich aber diktirte, was ich zu sagen hatte. Der Eine derselben faßte mich auf dem Eisenbahnzug ab — vier Stationen von dem Ort, nach welchem ich

reiste. Ich schüttelte ihn zweimal ab, er begann zum drittenmal die Attake; und er war so höflich, daß ich, trotz allen Ärgers, ihn nicht zum drittenmal abschütteln konnte. In sehr sinnreicher Weise bemächtigte er sich meiner Person; ich drehte indeß den Spieß um, stellte mich als einen vom Handwerk vor, interviewte den Interviewer und gab, da ich mich durch ein kleines examen rigorosum davon überzeugt hatte, daß er fähig sei, mich nicht mißzuverstehen, ihm einige Information, an deren Veröffentlichung mir gerade gelegen war. In Chicago — das war mein Reiseziel des Tags — angekommen, wurde ich auf dem Depot von mindestens einem Dutzend Reporter überfallen, die ich dadurch schnell los wurde, daß ich ihnen mittheilte: ich sei sehr müde; übrigens habe ich, was ich zu sagen habe, meinem Begleiter, dem Mr. X. — auf den ich deutete — gesagt; er werde ihnen gewiß gefällig sein. Und nun stürzte die Schaar sich auf den unglücklichen Mr. X., der mir keinen sehr freundlichen Blick zuwarf, sich aber wohl oder übel mit seinen Kollegen abfinden mußte.

Inzwischen bewerkstelligte ich meinen Rückzug, froh, der Gefahr entronnen zu sein, und auch ein Bischen schadenfroh, meinem Peiniger einen kleinen Streich gespielt zu haben. Ich triumphirte zu früh. In meinem Hotel, das ich eiligst in Begleitung eines Freundes aufgesucht hatte, fand ich ein halbes Dutzend Would be-Interviewers vor, die — der Himmel weiß wie — ausgekundschaftet hatten, daß ich dort logire, und sofort über mich herfielen. Durch eine List gelang es mir, zu entwischen; in wilder Flucht eilte ich mit einem Freund in einen benachbarten Bierkeller. Endlich hatte ich Ruhe. Ich fing an, es mir bequem zu machen; wir plauderten in einer Nische; — da winkte der Wirth geheimnißvoll meinem Freund — einem Stammgast. Mein Freund ging zum Wirth, sprach mit ihm und mit noch einigen Herren, und ich sah zu meinem Schrecken, wie sein Gesicht sich verlängerte. Er kam zurück. „Sie sind wieder da! Du mußt ein paar Worte mit ihnen reden." In-

grimmig stand ich auf, trat unter die Schaar der Peiniger, die sich an meine Sohlen geheftet hatten, und erklärte kategorisch: „Ich habe heute 16 Stunden auf der Eisenbahn gesessen, erlauben Sie mir, daß ich mich einige Minuten erhole; ich habe hier einen Freund getroffen, den ich seit fünf Jahren nicht gesehen, gestatten Sie, daß ich ein paar Minuten in Ruhe mit ihm reden kann. Wenn Sie in einer halben Stunde wieder hier sein wollen, so bin ich bereit, ein Glas Bier oder Wein mit Ihnen zu trinken, oder auch sonst mit Ihnen zu plaudern, interviewen aber lasse ich mich nicht — das sage ich im Voraus. Dagegen würde ich Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie mir dann einige Fragen über Amerika und amerikanische Zustände beantworten wollten. Ich bin nemlich auch Reporter." Und mit diesen Worten verabschiedete ich mich.

Den anderen Morgen stand in einigen Chicagoer Blättern zu lesen:

„Ein teutonischer Volksvertreter. Gestern Abend 8 1/2 Uhr traf der deutsche Reichstagsabgeordnete L. hier ein, und zeigte sofort einigen Vertretern hiesiger Zeitungen gegenüber die seiner Nation eigene Nichtachtung der Presse. Unmittelbar nach seiner Ankunft im — Hotel, verschwand er und wurde einige Minuten darauf in einem Bierkeller in Gesellschaft mehrerer seiner biertrinkenden Landsleute entdeckt mit einem riesigen Stück westphälischen Schinkens in der einen und einem riesigen Humpen „Lagerbeer" in der andern". —

Das war die Rache der Reporter.

Im Allgemeinen habe ich indeß keinen Grund mich über die amerikanischen Journalisten zu beschweren. Ich bin ja auch „dickfellig" geworden, so daß ich mir nicht bloß das nil admirari! sondern auch das: Mensch, ärgere dich nicht! angeeignet habe.

Vom Politischen abgesehen waren die Schilderungen meiner Person von heiterster Mannichfaltigkeit und widerspruchsvollster Abwechslung. Bald sprach ich englisch ganz fließend, bald mit

einem deutschen, bald mit einem englischen (sic!) Accent; bald sprach mich es gar nicht oder radebrechte entsetzlich. Der Eine fand mich zu phrasenhaft, der Andere zu nüchtern; der Eine zu aufreizend, ein Andrer zu schläfrig. Einmal war ich dick, ein andermal dünn; einmal ein aufgedunsener Mensch mit einem Gesicht, in das alle Laster und schlechten Eigenschaften sich eingegraben hatten; bald eine imponirende Erscheinung, die in ihrem Äußeren wie in ihrer Redeweise eine auffallende Ähnlichkeit mit Blaine hatte. Letzteres war beiläufig eine sehr zweideutige Schmeichelei, sintemalen der ehemalige Präsidentschaftskandidat Blaine unter seinen Gegnern für das non plus ultra eines Halunken gilt — bei seinen Parteigenossen, den Republikanern, dagegen für den Ausbund aller Tugenden. Zufälliger Weise war das Blatt, welches mich mit ihm verglichen, ein republikanisches.

Daß ich von etlichen amerikanischen Kollegen dem souveränen Volk als außerordentlich passender Gegenstand für eine gesunde Lynchjustiz denunzirt wurde — sei nur nebenbei erwähnt. Es war ja so schlimm nicht gemeint, und einer der Herren, der diesen menschenfreundlichen Vorschlag mit ganz besonderer Energie befürwortet hatte, und mit dem ich später zufällig zusammen kam, entschuldigte sich ganz naiv: „Ja, damals kannte ich Sie noch nicht." „Es wäre aber doch etwas bedenklich, wenn Jeder, den Sie nicht kennen, der Lynchjustiz verfallen müßte," meinte ich, worauf er das Gespräch schnell auf ein weniger verfängliches Thema brachte.

Man darf solche Dinge nicht zu ernst nehmen. In freien Ländern herrscht eine lebhaftere, lautere Tonart. Die Ausdrücke sind kräftiger. Wo wir bloß andeuten, wird dort schon in Superlativen gesprochen. Und tragen wir dem nicht Rechnung, so entstehen die komischsten Irrthümer. Will z. B. der Engländer oder Amerikaner sagen, daß ein Verwaltungstheil reformbedürftig ist, so nennt er ihn gern durch und durch nichtswürdig, faul und verrottet; entdeckt er Mängel in der Marine,

so sind die Schiffe „morsche Rumpelkasten" oder „alte Fässer"; will er seine Regierung tadeln, so besteht sie aus Schwachköpfen und Verbrechern.

Das ist nicht die Sprache der gebildeteren Journalisten, aber es ist die Sprache sehr vieler Journalisten, vielleicht der Mehrheit der Journalisten. Und der wohlerzogene deutsche Journalist und Wirthshauspolitiker, der in der Furcht des Herrn groß geworden ist, nimmt das leicht und gern für baare Münze, dankt seinem Schöpfer, daß er gut bewachter und behüteter Bürger eines gut polizisirten und gut regierten Landes ist, und verkündet mit selbstzufriedenem Augenverdrehen seinen horchenden Mitbürgern, daß in England und Amerika die Regierung aus Idioten und Schuften, die Flotte aus alten Fässern (old tubs) bestehe, und daß wir, angesichts solcher Abscheulichkeit und Mißwirthschaft alle Ursache haben, unserem Schöpfer zu danken, der uns das Glück hat zu Theil werden lassen, einem gut polizisirten und gut regierten Land anzugehören, und nicht einem so verwahrlosten Parlamentsstaat, oder noch verwahrlosterem „Freiheitsstaat bewohnt von Gleichheitsflegeln". — —

Ein freies Volk wird die eigenen Fehler stets übertreiben; ein unfreies hat nicht diese Kraft harter Selbstkritik. Ein freies Volk legt an sich selbst einen strengeren Maaßstab als an die Völker des Auslands. Bei unfreien Völkern ist's umgekehrt. Sie verschweigen oder vertuschen ihre eigenen Fehler und Laster, wenn sie nicht gar ihre Fehler zu glänzenden Vorzügen, ihre Laster zu herrlichen Tugenden stempeln — eine Kunst, in der auch wir Deutsche es ziemlich weit gebracht haben. Der Unfreie tröstet sich über seine wenig würdige Stellung dadurch, daß er sich zu einem Mustermenschen macht und die Anderen, namentlich die Freien, zu wahren Monstren. Der deutsche Philister, welchem sein Leibblatt auf Grund amerikanischer Zeitungen und mit Auszügen aus diesen vorerzählt, daß das ganze politische Leben der Union korrumpirt ist, — glaubt das Alles buchstäblich und hält jeden Amerikaner für

einen Lump und Betrüger. Wunderbar nur, daß unter der Herrschaft dieser Lumpen und Betrüger Amerika zum reichsten und glücklichsten Lande der Welt geworden ist, und alljährlich Hunderttausende von Bürgern der europäischen Musterstaaten an sich zieht, während es wohl noch niemals vorgekommen ist, daß ein Amerikaner in einen dieser Musterstaaten Europas ausgewandert wäre. —

Mit dem freien Wort geht's wie mit der frischen Luft. Ein Stubenhocker kann keinen Luftzug vertragen, und wird sofort verschnupft. Wer sich aber an die frische Luft gewöhnt hat, dem schadet sie auch nichts und der geräth auch nicht in Aufregung, wenn es einmal tüchtig zieht und wenn der Wind im Hause herumrumort. Wir Deutsche sind — trotz aller Strammheit — ein Volk von politischen und unpolitischen Stubenhockern, die kein kräftiges Wort und keinen kräftigen Luftzug vertragen können, und gleich aus dem Häuschen kommen, wenn einmal ein gutes deutsches Wort in guter alter deutscher Weise am richtigen Ort und in der richtigen Bedeutung angewandt wird. Nun — wer die Sprache Lessing's Luther's, Fischart's kennt und versteht, der wird für die kräftige Sprache der freien Völker Verständniß haben. Schade nur, daß der Kennenden und Verstehenden so wenige sind, und daß, wo es nicht gilt, „Reichsfeinde" zu beschimpfen, das sprachliche Eunuchenthum bei uns Alles überwuchert. Le style c'est l'homme. Der Stil ist der Mensch. Der Satz läßt sich auch auf die Völker erweitern. Le style c'est le peuple. Der Stil ist das Volk. Wer den Stil, ich meine die Ausdrucksweise und Tonart der in der Presse und politischen Literatur sich abspiegelnden öffentlichen Meinung der verschiedenen Völker studirt und mit einander vergleicht, der kennt auch das Wesen und die Charaktereigenschaften der Völker. —

Da ich gerade von der Presse sprach — Eins ist mir in Amerika im Unterschied von unserer deutschen Presse so recht aufgefallen: der geringe Raum, welcher dem Ausland, d. h.

speziell der Politik des Auslandes gewährt wird. Wie anders unsere deutschen Zeitungen, in deren politischem Theil das Ausland der Regel nach den größeren Raum einnimmt, so daß das Inland oft ganz in die Ecke gedrückt wird.

Ich bin der Letzte, welcher verlangt, daß die Völker sich von einander abschließen sollen; und ich weiß so gut wie Einer, daß die Kultur keine nationalen Schranken kennt, und daß wir das Gute nehmen müssen, wo wir es finden, aber ich weiß auch, daß ein Volk, welches sich mit den Angelegenheiten anderer Völker mehr beschäftigt als mit den eigenen, politisch auf einer sehr niederen Stufe steht. So gut man die Zivilisation eines Volks nach dem Seifenverbrauch messen kann, kann man die politische Bildung eines Volks genau nach dem Verhältniß des Raumes bemessen, den seine Presse der inländischen und der ausländischen Politik anweist. Je größer der Raum, welchen die inländische Politik einnimmt, desto größer die politische Bildung und Freiheit. Despotische Völker haben sogar nur eine auswärtige Politik. Und, will ich auch nicht so weit gehen zu sagen: freie Völker haben keine auswärtige Politik, so steht doch fest, daß die auswärtige Politik bei den freien Völkern eine sehr untergeordnete Rolle spielt — um so untergeordneter, je freier das Volk. —

Im Hafen und in der Bay von Newyork den 27. Nov. Morgens 7 Uhr. Da mein Dampfer Aurania schon um 6 Uhr diesen Morgen in See zu stechen hatte, so ging ich, um mir das unbequeme Frühaufstehen zu ersparen, schon gestern Abend an Bord; erreichte indeß meinen Zweck nicht, denn ich mußte doch früh aufstehen und hatte obendrein keine Minute Schlaf. Nach hoffnungslosen Versuchen, den Lärm des Einladens nicht zu hören, stand ich schon um 5 Uhr auf und hatte nun reichlich Gelegenheit, mein Schiff zu rekognoszieren, wozu ich gestern Abend keine Zeit gehabt hatte. Die Aurania ist das Schwester-

schiff der Servia, von demselben Meister (in Glasgow) erbaut, jedoch nach etwas verändertem Plan, und, wie ich glaube, in mancher Hinsicht bequemer. Übrigens mag dies eine Täuschung sein: als ich herüberfuhr, war das Schiff mit rückkehrenden Amerikanern vollgestopft, und jetzt haben wir sehr wenig Passagiere. Und da scheint natürlich alles geräumig. —

Die Abfahrt ging pünktlich vor sich. Viel Abschiedsszenen gab's nicht, das war schon gestern besorgt worden, und der eisige Ostwind, der das Deck mit Reif und Glatteis bedeckt hat, ließ keine sentimentalen Aufwallungen zu. Soeben geht die Sonne auf — der blaue Himmel am Horizont herrlich mit feurigen Wolken befranzt. Und das Riesenbild der Freiheit streckt die lichtblitzende Fackel der aufgehenden Sonne zum Gruß entgegen. —

Als ich vor dritthalb Monaten die Göttin zum ersten Mal sah, hatte sie noch keine Hände und keinen Kopf und auch nicht die Fackel, mit der sie die Welt erleuchten und aufklären soll. Seitdem ist sie aber fertig geworden — ich meine die Göttin der Freiheit — und sogar eingeweiht worden. Es war ein sehr schönes, erhabenes und erhebendes Fest — schade, daß ich nicht dabei sein konnte! Ich war gerade am Niagara, und in seinem Brausen hörte ich das Brausen des Volksjubels, der die Vollendung des Werks ankündigte. Eine gewaltige Göttin, so groß wie noch keine auf Erden gewandelt, — „111 Fuß hoch," sagt die vor mir liegende Beschreibung, „der Zeigefinger 8 Fuß lang, die Augen je 2 Fuß breit, die Nase $3^3/_4$ Fuß lang", die ganze Gestalt mit der emporragenden Fackel, aus der das elektrische Licht sonnengleich flammt, 151 Fuß hoch, und das ganze Bild mit dem mächtigen Felsen-Gestell 329 Fuß hoch — über dem Meeresspiegel. Der Koloß von Rhodus war ein Zwerg verglichen mit dieser Riesengöttin der Freiheit. Leicht war es auch nicht, ihr ein Unterkommen zu schaffen. Es hat Jahre lang gedauert, — die Unterbringung und Aufstellung der Statue, die ein französisches Geschenk ist,

und hat — da nun einmal Alles in Amerika nach Dollars berechnet werden muß — genau eine halbe Million Dollars, d. h. 2 Millionen Mark gekostet. Für eine Göttin der Freiheit allerdings nicht zu viel. Wenn sie nur nicht von kaltem Eisen wäre. — —

10 Uhr Vormittags. Wir haben die Bay verlassen; rechts und links ist die Küste entschwunden, und nur die Möven, welche uns kreischend umschwärmen, verrathen die Nähe des Landes. Bald werden sie uns verlassen; wir sind schon auf hoher See und die „atlantische Woge" fängt an, unsern Schiffskoloß zu schaukeln, als wäre er ein Säugling. Die Sonne glitzert in den grünschwarzen Fluthen und hat das Eis auf dem Deck geschmolzen. Ein prächtiger Tag! Den furchtbaren Weststürmen der letzten Woche ist ein leichter Ostwind gefolgt, der unsere Fahrt zwar nicht fördert, aber auch nicht aufhält.

Es sind höchstens 60 Passagiere auf dem Schiff, sagt der Steward — in einer Stunde werden wir das gedruckte Verzeichniß haben. Der Speisesaal war beim Frühstück fast unheimlich leer. Fast auf jeden Gast ein Kellner, was beiläufig für beide Theile sehr bedeutende Annehmlichkeiten hat. Meist sind es Engländer, die in die Heimath zurückkehren — entweder von einer Vergnügungs- oder Geschäftsreise — oder weil sie in der neuen Welt das erhoffte Glück nicht gefunden haben. In die erstere Klasse — nemlich der Vergnügungsreisenden — gehört jedenfalls ein junges Herrchen, das mit tadellosen Glacéhandschuhen und einem für eine Nordpolfahrt ausreichenden Pelzmantel ausstaffirt, auf dem Deck umherwandelt. Die Sonne scheint frühlingswarm und dem jungen Herrchen mag seine Bärenuniform etwas schwer werden. —

Abends 5½ Uhr. Ein Sonnenuntergang von unbeschreiblicher Schönheit. Die dunklen Wolken am Horizont, die sich allmählich roth und gelb färben, bis sie in Flammen stehen, und darüber dunkle Wolken, gleich schwarzen Ungeheuern durch das Luftmeer schwimmend, und in einer blaugrünlichen Himmelslichtung zwischen diesen schwimmenden, dunkeln, phantastisch gestalteten Wolken die silberfunkelnde Mondsichel! Nur einmal habe ich den Mond so schön gesehen — es war in Baden-Baden, aber es war auf der Hochzeitsreise, und da erscheint Einem Manches weit schöner als es in Wirklichkeit ist. Ich glaube also doch, daß der vereinzelte Amerikaner unter meinen Mitreisenden Recht hat, der mir, auf diese himmlische Himmelslandschaft deutend, triumphirend zurief: einen solchen Sonnenuntergang haben Sie in der alten Welt nicht!

Nun, da ich jetzt keine Hochzeitsreise mache und der Himmel mir folglich nicht voller Baßgeigen und sonstiger hübschen Dinge hängt, so wird meine Phantasie mir jetzt wohl keinen schönfärbenden Streich gespielt haben, wie aller Wahrscheinlichkeit nach damals. Und — der Amerikaner hat wirklich Recht. —

Sonntag Morgen 8 Uhr. Wieder ein Sonntag an Bord — der dritte in diesem Jahr. Und früher nur ein einziges Mal — zwischen Hamburg und London. Die Sonne lacht uns ins Angesicht, wir stürmen ihr entgegen — Eastward Ho! Ostwärts ho! heißt es jetzt: O wie süß ist doch die Heimkehr! Der schönste Tag der schönsten Reise ist und bleibt doch seit den Zeiten des seligen Odysseus der Tag der Heimkehr. Und vermuthlich auch schon vor dem göttlichen Dulder haben es gewiß viele Menschenkinder empfunden. Und was schrieb ich gestern? Der Himmel hinge mir nicht voll Baßgeigen? Ist das denn wahr? Sieht mir nicht Alles aus wie verklärt? Habe ich nicht plötzlich die rosigste Laune bekommen? Und sehe ich nicht Himmel, Erde und Meer, Men-

schen und Sachen in rosigen Farben? Ja, ja — allein trotzdem war der gestrige Sonnenuntergang der schönste, den ich jemals gesehen. Freilich wundern würde es mich nicht, wenn mir heute die allmächtige Künstlerin Natur — die namentlich auch die größte Dekorationsmalerin ist — einen noch schöneren Sonnenuntergang und Mondaufgang vorstellte. — —

Und nicht bloß Baßgeigen hängen am Himmel, sondern die Messer fangen auch wieder an zu schneiden. Ich jubelte ordentlich, als gestern mein Messer, wie ein richtiges Messer, das Beefsteak durchschnitt. Ich traute erst nicht meinen Augen, und es bedurfte mehrerer Proben, um mich zu überzeugen, daß ich nicht das Opfer einer lieblichen Sinnestäuschung war.

— Es ist ganz warm geworden, der Wind kommt aber immer noch von Osten. Die See ist so still, und wenn nicht dann und wann eine der großen „atlantischen Wellen" uns einen sanften Beweis ihrer Kraft gäbe, könnte man auf dem Bodensee zu fahren glauben. Die Damen sind entzückt, und auch die meisten Herren, denn neun Zehntel der Menschen haben doch eine Heidenangst vor der Seekrankheit, und neun Zehntel des übrigen Zehntels sind ihrer Sache nicht ganz sicher. — Die Möven, welche uns gestern Nachmittag verlassen hatten, umflattern uns wieder — ein Zeichen, daß wir der Küste zu unserer Linken wieder näher gekommen sind. —

Vom unteren Verdeck, wo die Zwischendeckler ihre Promenade haben, drang vorhin Zitherspiel und Gesang herauf. Ich eilte hinab. Um zwei Mädchen, von denen die eine Zither spielte, die andere dazu sang, hatte sich eine andächtige Zuhörerschaft versammelt; es war eine welsche, Walleser, Melodie, klagend und langgezogen. Die beiden Mädchen waren nicht schön, die Zitherspielerin hätte besser spielen, und die Sängerin besser singen können — und doch hatte ich einen wahren Genuß; ich fühlte mich im Innersten gepackt, wie von jeder ächten Volksmelodie. Und so wie mir, erging es Allen. Es fehlte nicht an Bravo, und das Konzert wird jedenfalls fortgesetzt werden. Und da

oben — ich schreibe dies auf dem Proletarierdeck — unter der Salongesellschaft herrscht die Langeweile; und die Schiffsglocke, die soeben — $^1/_2$11 — den Beginn des Gottesdienstes ankündigt, wird von Vielen als Erlöserin begrüßt werden — besonders von denen, die sich sonntäglich geputzt haben, und nun eine eingehende Toiletten-Revue abhalten können.

Le Roi s'amuse — der König amüsirt sich. Wer kennt nicht den Titel und das Stück? Ich weiß nicht, ob die Könige sich noch amüsiren — fast möchte ich's bezweifeln. Aber das Volk amüsirt sich noch — trotz Noth, Sorgen und Elend. Vielleicht auch ein Bischen wegen Sorge, Noth und Elend. Abwechselung muß sein; und wo kein Schatten ist, da auch kein Licht. Die Noth ist mitunter das Salz des Lebens; wo sie nicht tödtet, hält sie jung, frisch. Nicht jung an Jahren — aber jung an Geist; elastisch „amusabel" — während die Glücklichen, denen der Kampf um das Dasein erspart ist, der Langweile zum Opfer fallen, und meistens nie jung sind. Die Sattheit kann sich nicht amüsiren, — der Hunger hat seine Pausen, in denen er sich amüsirt.—

Merkwürdig! Heute zum Frühstück konnte ich wieder Butter essen. So lange ich in Amerika war, konnte ich keine Butter berühren. Oder richtiger keine essen — denn berührt habe ich amerikanische Butter verschiedene Male, es blieb jedoch bei dem Berühren. Ob die Butter heute wirklich besser ist, oder ob meine „Disposition", meine Genußfähigkeit größer ist? Wer kann es sagen. Auf die „Disposition" kommt so viel an — auf die augenblickliche Stimmung. Voltaire hat Recht: ein Feigling vor dem Essen kann ein Held nach dem Essen sein. Und ich hörte in Amerika von einem Mann, der während des Rebellionskriegs sich einmal so feig zeigte, daß er — ein höherer Offizier — degradirt werden mußte, und der später bei mehreren Gelegenheiten sich als Held erwies. Wir hängen eben von Augenblicksstimmungen ab, und ein Stückchen Käse, zur unrechten Zeit genossen, kann nicht nur, wie im „Christmas Ca-

rol"*) ein Gespenst erzeugen, sondern unter Umständen auch aus einem Helden einen Feigling machen.

Am besten sind die Menschen dran, bei welchen der Kampf ums Dasein — oder der Kampf mit anderen Menschen — in Permanenz erklärt ist — sie haben keine Zeit, sich trüben Augenblicksstimmungen hinzugeben. Sie haben keine Zeit krank zu werden —, sie haben keine Zeit alt zu werden — es sei denn, daß sie sehr jung sterben. Ich kannte einen Seiltänzer, den alten Kolter in Leipzig, der noch in seinem 75. Jahr gewandt auf dem Seil tanzte. Und unter Seiltänzern und Schauspielern finden wir häufig, daß sie sich die Jugend sehr lange bewahren. Beständige Uebung hält die Glieder geschmeidig. Und beständiger Kampf hat eine ähnliche Wirkung. Der Philister altert früh — ja er kommt schon alt auf die Welt.—

Ich schaue auf; und sehe ein halb Dutzend Kellner um mich, die meiner „Orders" harren. Außer mir ist bloß noch ein Gast im Speisesalon. Wir haben mindestens viermal soviel Kellner als zu bedienende Gäste; trotzdem glaube ich, wenn wir Salonpassagiere uns anstrengten, würden wir im Stand sein, sämmtliche Kellner zu bedienen — freilich wir hätten tüchtig zu thun. —

Nachmittag 4 Uhr.

Die Sturmvögel haben uns verlassen, und ein Sturm scheint im Anzug. Der Wind, heute Morgen fast unmerklich, ist stärker und stärker geworden, so daß die Segel eingezogen werden mußten und die mit Schaumkämmen bedeckten Wellen ihren Gischt schon auf das Deck zu schleudern beginnen. Der Himmel hat sich verfinstert, und auf die Frage: „wird es ein heftiges Wetter geben?" antwortete der Kapitän lächelnd und diplomatisch: „Schlimm wird's nicht werden — wir haben ein vorzügliches Schiff."

*) Dem Weihnachtsmärchen von Dickens.

Und was ist auf hoher See selbst der heftigste Wind für ein gutes Schiff? Nur im Nebel liegt Gefahr — und in einer ernsten Beschädigung der Maschine. Hiervon abgesehen kann der ärgste Sturm den Matrosen nicht aus seinem Gleichgewicht bringen, und ist für den Reisenden, der gegen die Seekrankheit gefeit ist, nur eine Quelle des Vergnügens und unbeschreiblichen Kraftgefühls! Ja Kraftgefühls! Ob es nun der Salzgehalt in der Luft, und das Ozon ist, welches bei Seestürmen in besonderer Menge vorhanden sein soll, oder das Bewußtsein, dem Sturme trotzen zu können und folglich noch stärker zu sein als der Sturm — ich will es nicht entscheiden; genug, in jedem Sturm, den ich mitgemacht, habe ich dieses Gefühl überschwänglicher Kraft gehabt. —

Um ein Haar hätten wir heute wahrhaftig einen schöneren Sonnenuntergang gehabt als gestern. Der Wolkenvorhang hatte sich im Westen noch nicht ganz auf das Meer gesenkt, und durch den Spalt bot sich mir ein herrlicher Anblick — wie in einen unermeßlichen Hochofen, dessen Thüre etwas geöffnet ist. Aber der Vorhang senkte sich rasch und verhüllte neidisch das himmlische Feuerwerk. —

Die Wogen gehen höher und höher, die Wangen der Damen (und verschiedener Herrn) werden blasser und blasser und unsere solide Aurania macht allerhand übermüthige Sprünge, die man ihr kaum zugetraut hätte. —

Vom unteren Deck tönt wieder Gesang herauf — in einer von den Sturzwellen geschützten Ecke hat sich eine Gruppe von Sängerinnen und Sängern gebildet, die englische und schottische Volkslieder singen. Keine irische — Irländer sind nicht auf dem Schiff und die Irländer sind jetzt in England nicht sehr beliebt. Es sind lauter einfache Melodien, die ich tausendmal gehört, und die Lieder sind nichts weniger als gut gesungen — und doch packen sie mich, so oft ich sie höre; und auch jetzt wieder. Es ergeht mir so mit allen Volksliedern und natürlichen Liedern — oder soll ich lieber sagen Naturliedern?

Ich denke, Anderen ergeht es gerade so. Und auf die Gefahr hin, von gebildeten Musikern und Musikkennern als Barbare verschrieen zu werden, wage ich es sogar, die Ketzerei auszusprechen: daß mir ein einfaches Volkslied, natürlich und kunstlos gesungen, einen weit höheren Kunstgenuß bereitet, als das kunstvollste Kunstlied — Salonlied und Quartett. Worin wohl der unwiderstehliche Zauber der Volkslieder liegen mag? Doch in ihrer Einfachheit und Natürlichkeit; und sie sind jenem — zum Glück unerschöpflichen — Borne entsprungen, dem alle gemeinsamen Menschengefühle entspringen, und dessen Fluthen einem Jeden, der davon kostet, das gemeinsame Gefühl der Menschlichkeit und das Gefühl gemeinsamer Menschlichkeit und menschlicher Gemeinsamkeit wachrufen. Es ist die Sprache der Natur, die alle Menschen gleichmäßig berührt — jener »touch of nature«, welcher »all men akin« macht, wie Shakespeare, der von allen Dichtern die Natur am besten gekannt hat, sich ausdrückt — jene Berührung, jener Hauch der Natur, der jedem Menschen ins Herz dringt, und ihn die Verwandtschaft, die Gemeinsamkeit, die Gemeinschaft mit all seinen Mitmenschen fühlen läßt. —

„In Amerika gibts keine Polizei," ist die Meinung des deutschen Philisters, der sich nicht sicher fühlt, wenn er nicht wenigstens den Schatten einer schützenden Pickelhaube sieht.

Nun, diese Meinung ist ebenso falsch, wie so ziemlich alle Meinungen, welche der deutsche Philister von Amerika hat. In Amerika gibt es gerade so gut Polizei wie bei uns — nur daß sie sich auf den Sicherheitsdienst zu beschränken hat und also desjenigen Departements ermangelt, welches wir mit dem Namen „politische Polizei" bezeichnen. Die Polizei ist in Amerika keine Staatsinstitution, sondern Gemeindesache und, gleich der englischen Polizei, steht sie im Dienste des Publikums.

Freilich wird sie mitunter zu Parteizwecken mißbraucht, und ist auch hier und da von der Korruption angefressen, welche in den Kreisen der Geschäftspolitiker herrscht; indeß soweit meine Erfahrungen reichen, kann ich nur sagen, daß die amerikanische Polizei ihres Amts im Großen und Ganzen umsichtig und human waltet. Eigenthümlich berührte es mich freilich, als ich bei der Landung in Newyork Polizisten mit geschwungenen Knüppeln oder Todtschlägern herumgehen sah; und mein Erstaunen wuchs, als ich hörte, daß dies nichts Außergewöhnliches sei, und daß die Newyorker Polizei stets mit geschwungenem Todtschläger zu patrouilliren habe. „Es sei dies nothwendig von wegen der gefährlichen Elemente, die in Newyork aus aller Herren Ländern zusammenströmten." Nun, in den englischen Hafenstädten, und namentlich in London gibt es gewiß nicht weniger „gefährliche Elemente", und trotzdem tragen die Konstabler dort den Todtschläger in der Tasche und sind streng angewiesen, ihn nur in dringenden Fällen zur Vertheidigung zu ziehen. Indeß ländlich sittlich. Und in den übrigen Staaten der Union, welche ich besuchte, fand ich diese Sitte nicht, welche bloß in der Stadt Newyork und einigen anderen Städten des Staats Newyork obwaltet, aber, wie man mir mittheilte, schon auf lebhafte Opposition stößt. Daß in dem Paradiren des Todtschlägers, in dem Gefuchtel mit einer Mordwaffe etwas Herausfordendes und Aufreizendes liegt, kann nicht geläugnet werden. Und ich selbst hatte Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß die Newyorker Knüppelschwingerei sehr leicht heraufbeschwören kann, was sie verhindern soll: nemlich den Gedanken an Widerstand. Es war am ersten Sonntag nach meiner Landung bei einem Volksfest in einem der Parks um Newyork (Brommy's Park) — etwa 16,000 Menschen waren zugegen, die Frauen und Kinder mitgerechnet. Alles in bester Laune. Da kam plötzlich, aus dem einen oder anderen Grunde, das Menschenmeer in's Wogen — es gab ein Gedränge, das jedoch nichts Bedenkliches hatte, weil nach allen

Richtungen unbeschränkter Raum zur Ausdehnung vorhanden war. Die Polizeibeamten, welche das Fest zu überwachen hatten, damit nicht gegen das Sonntagsgesetz gesündigt werde, begingen nun den Fehler, sich mit ihren geschwungenen Todtschlägern in das Gewühle zu stürzen, natürlich um — Ordnung zu schaffen. Durch ihre Einmischung wurde aber das Gedränge wesentlich schlimmer gemacht, und die geschwungenen Knüppel hatten zur Wirkung, daß die übereifrigen Polizisten um ein Haar durchgeprügelt und hinausgeworfen worden wären.

Hernach behaupteten sie zu ihrer Entschuldigung, sie hätten meine Person — schützen wollen. Ich verbat mir sehr höflich jeden derartigen Schutz und verklagte die übereifrigen Polizisten gleich bei der höchsten Instanz für derartige Delikte — bei der Presse. Und das hatte denn auch zur sofortigen Wirkung, daß die Newyorker Polizei mir nachher eine wahrhaft rührende Freundlichkeit und Dienstfertigkeit bewies — was keine Ironie sein soll. Vor der ersten großen Volksversammlung, welche ich in Newyork abhielt, fragte die Polizei das einberufende Komité, wie sie sich verhalten solle — ob wir wünschten, daß sie im Saal, außerhalb des Saals, oder nirgendwo sein solle — wir hätten nur zu verfügen. Es wurde ausgemacht, daß für alle Fälle (Gedränge, ausbrechendes Feuer u. s. w.) einige Polizisten in der Nähe sein und auf Ordres von Seiten des einberufenden Komités warten sollten. Kurz, die Polizei wurde meinen Freunden zur Verfügung, und unter ihren Befehl gestellt, und empfing von ihnen ihre „Verhaltungsmaßregeln".

„Die verkehrte Welt!" Höre ich einen deutschen Normalphilister ausrufen.

Ja, allerdings die verkehrte Welt, daß die Polizei unter den Befehlen der Versammlungsleiter steht, statt daß die Versammlungsleiter von der Polizei ihre Befehle empfangen.

Den Polizeibeamten, mit welchen ich damals in Verkehr kam, und die mir in mancher Beziehung von großem Nutzen

waren, mir manche Informationsquelle eröffneten und viel zur Bereicherung meiner Kenntnisse beitrugen, fühle ich mich zu lebhaftem Dank verpflichtet, dem ich hiermit noch schriftlichen Ausdruck gebe. —

Gleich am ersten Abend meines Aufenthalts in Newyork hatte ich schon einen recht schlagenden Beweis dafür, daß in polizeilicher Hinsicht Amerika in der That „die verkehrte Welt“ ist. Ich saß in meinem Zimmer, ruhte mich von den Strapazen des Tags aus und plauderte mit einem neugefundenen alten Freund. Es mochte gegen 9 Uhr sein und war ganz dunkel. Mit einem Male dringt Trommelgewirbel an mein Ohr, und entfernte Massenmusik. Das Trommelgewirbel und die Massenmusik ertönen immer deutlicher, und allmählich wird auch der Tritt nahender, im Takt marschirender Menschenmassen hörbar.

Mein Freund, der bis dahin nichts gehört zu haben schien, lächelte jetzt:

„Du kannst deinem Schicksal nicht mehr entgehen, du wirst etwas echt Amerikanisches erleben.“

Ich begriff, fügte mich in mein Schicksal und ließ Alles über mich ergehen.

Kein Zweifel, es war „echt amerikanisch“. Man denke sich: dichte Menschenmassen marschiren Nachts 9 Uhr mit Fackeln und fliegenden Fahnen unter Trommelgewirbel und Trompetengeschmetter durch die Straßen der Stadt, nehmen in einer Straße, die nicht so breit ist wie die Leipziger Straße in Berlin, eine militärische Aufstellung, — ein Kreis von Fackelträgern wird gebildet, die Musik in die Mitte genommen und ein Ständchen beginnt, das, soweit die Musik in Frage kam, jedem anderen Ständchen glich, nur daß es in ungewöhnlich großem Stile ausgeführt ward. Was ich jedoch noch bei keinem Ständchen erlebt — nach der ersten Pause wurden Raketen und Schwärmer losgelassen, und dieses Intermezzo wiederholte sich in jeder folgenden Pause, bis nach Beendigung des

Ständchens ein solennes Brillant-Feuerwerk dem „echt amerikanischen" Schauspiel seinen krönenden Abschluß gab: die Feuerräder sprühten, die Schwärmer hüpften und zischten die Kreuz und Quer, und mächtige Raketen schossen thurmhoch in die Luft, Funkengarben ausstreuend.

Und das Alles auf der dicht mit Menschen bedeckten Straße.

Und die Polizei? An der entfernten Straßenecke war ein Schutzmann zu sehen, der sich behaglich das Schauspiel ansah.

„Aber Sie haben doch polizeiliche Erlaubniß eingeholt?" fragte ich einige der Veranstalter des Ständchens, die inzwischen zu mir heraufgekommen waren.

Polizeiliche Erlaubniß? — fragten die Gefragten zurück, und sahen mich mit erstaunten Blicken an, als hätte ich eine Dummheit gesagt, auf die sie nicht vorbereitet gewesen. „Sie vergessen, daß Sie in Amerika sind." — Ja ja, ich war in Amerika — und ich überlegte mir in der Eile, was wohl in Berlin geschehen wäre, wenn ein paar Tausend Menschen auf der Straße ein solches Konzert mit Feuerwerk losgelassen hätten.

„Kommt denn das öfters vor? Und erscheint es nicht feuersgefährlich?" fragte ich schüchtern.

„Nun solche Ständchen kommen ja wohl nicht jeden Abend vor, aber daß Feuerwerke in den Straßen abgebrannt werden, das können Sie jeden Abend dutzendmal sehen. Und warum sollte es feuersgefährlich sein? Jedenfalls nicht feuersgefährlicher als brennende Zigarren und Zündhölzer und Lichter und Lampen. Man muß sich eben in Acht nehmen. Und sollte zufällig ein Funke zünden, so haben wir ja die Feuerwehr. Ich erinnere mich indeß nicht, daß auf solche Weise ein Feuer entstanden sei."

„Merkwürdige Kerle, diese Amerikaner," dachte ich für mich, „und das Merkwürdigste, daß sie dabei so vortrefflich gedeihen." —

Da ich gerade beim Thema bin, so seien hier noch zwei weitere Polizeiabenteuer erwähnt, die ich in Amerika gehabt.

In der Stadt X. — ich kann aus gewissen Rücksichten den Namen nicht nennen, der Vorgang hat aber Hunderte von Zeugen gehabt, — war ich spät Abends, nach einer Volksversammlung, mit einer größeren Anzahl von alten und neuen Freunden und Bekannten, in ein geräumiges Bierlokal gegangen, wo wir es uns „gemüthlich" machen wollten. Ein paar Fäßchen „Lagerbier" waren aufgelegt, und die Unterhaltung begann in Fluß zu kommen, als Jemand zu mir hinzutrat und mich bat, ihm vor die Thüre zu folgen. Ich that es, und draußen bot sich mir ein seltsamer Anblick: eine Deputation von Schutzmännern, die mir ihre Aufwartung machten. Drei baumlange Polizisten versicherten mir ihre Sympathie und baten mich, auch im Namen noch einiger Kollegen, sehr höflich um die Erlaubniß unserer kleinen Festlichkeit beiwohnen zu dürfen. »Of course not as Policemen, but as citizens«, — „natürlich nicht als Beamte, sondern als Bürger." — Sie verstünden alle etwas deutsch — einer der drei war ein Deutscher der zweiten Generation —, hätten mit vielem Interesse meine Rede durch das Fenster von außen gehört, hätten auch sonst von mir gehört, und wünschten, meine Bekanntschaft sowie die meiner Freunde zu machen.

Es versteht sich, daß die Erlaubniß bereitwilligst gewährt wurde und die Polizei der guten amerikanischen Stadt X. betheiligte sich eifrigst an der scherz- und ernsthaften Unterhaltung jenes Abends, den ich nicht leicht vergessen werde. —

Aehnlicher Art, nur drastischer, war das kleine Polizei-Abenteuer, welches ich in Chicago hatte. Diese Stadt flößte mir ein ganz besonderes Interesse ein — unter Anderem auch deßhalb, weil mir von Einwohnern aus nicht näher zu erörternden Gründen der Tod in verschiedener Gestalt angedroht worden war, falls ich es wagen sollte, den Fuß in oder auf die „Königin des Westens" zu setzen. Die Einen wollten mich hängen und die Anderen mit Dynamit in die Luft sprengen, und weder zu der einen noch zu der andern Prozedur hatte

ich sonderliche Lust. — Wohlan, mit einem Freund durchschlenderte ich die Straßen der Stadt, — wir sprachen von allerhand, und ich variirte gerade das Sprichwort von den Nürnbergern, die keinen hängen — da taucht plötzlich ein Polizist von übermenschlicher Länge vor uns auf, betrachtet uns aufmerksam und eilt dann mit mächtigen Schritten auf uns los. „Was will der von uns?" frage ich verwundert — doch da stand der Riese bereits vor uns, streckte meinem Freund seine gewaltige Tatze hin, begrüßte ihn und mich, und erfuhr nun meinen Namen. „Was? Ei das ist ja schön!" Und ehe ich mich versah, stack meine Hand in der Faust des Riesen wie in einem Schraubstock und war ich an die Brust des Riesen gedrückt, daß mir der Athem schier verging und ich in der Eile Betrachtungen darüber anstellte, ob es ein großer Unterschied wäre, wenn mich ein Grizzly Bear umarmt hätte. Zum Glück dauerte es nicht lang — sonst würde ich meine amerikanische Reise und dieses Tagbuch nicht zu Ende gebracht haben. Oder vielmehr beides wäre in Chicago zu Ende gekommen, und das mir angedrohte Schicksal hätte sich — wenn auch in anderer Form und mit anderen Motiven — erfüllt. Und aus *Liebe* todtgedrückt ist schließlich nicht schlimmer als aus *Haß* aufgeknüpft oder in Stücke gerissen.

Genug — die Umarmung wurde beendigt, noch ehe sie verhängnißvolle Folgen gehabt, und noch ehe die Menschengruppe, die sich um uns bildete, bedrohliche Dimensionen angenommen hatte. Und das kurze Gespräch, welches der Szene folgte, belehrte mich, daß ich es mit einem glühenden Anhänger meiner Partei zu thun hatte. Der Mann war Irländer, sprach aber auch etwas deutsch. Ueberhaupt trifft man in der amerikanischen Polizei überall sehr viele Deutschredende, — und auch viele Deutsche, — allerdings meist in Amerika geborne, weil die anderen durchschnittlich des Englischen nicht hinreichend kundig sind. —

Noch einer amerikanischen Eigenthümlichkeit sei hier gedacht,

die mit der Polizei zusammenhängt: der sogenannten Pinkerton men — der Pinkerton-Leute, das heißt der Leute des Herrn Pinkerton. Dieser Herr Pinkerton war früher Polizeibeamter, trat ins Privatleben zurück und legte ein Privat-Informations-Bureau (Private Detective Office) an, wie man deren auch in Europa verschiedene hat. Vor zwei Jahren, als die Arbeiterbewegung anfing stürmisch zu werden, erweiterte er seine Anstalt dahin, daß er ein kleines Korps von Privatpolizisten anwarb, zum Polizeidienst drillte, mit Todtschlägern und Revolvern bewaffnete, und den Arbeitgebern zu einem festen Preis von so und soviel pro Mann und Tag zur Verfügung stellte. Die Herrn Arbeitgeber griffen mit beiden Händen zu, und in den neuesten Klassenkämpfen zwischen den amerikanischen Arbeitern und Arbeitgebern ist von den Todtschlägern und Revolvern der Pinkerton-Leute nur zu häufig die Rede gewesen. So häufig, und unter so bedenklichen Umständen, daß die „öffentliche Meinung" auf dem Weg ist, die Pinkerton-Leute mit ihren Todtschlägern und Revolvern für ein größeres Uebel zu halten, als das „Rothe Gespenst", welches sie bannen sollten. Und liegt nicht auch eine Gefahr für das ganze Staatswesen in dieser Einrichtung? Kann ein moderner Staat das mittelalterliche Kondottierithum dulden? Kann er dulden, daß reiche Arbeitgeber Hunderte und Tausende — denn für Geld sind Tausende und Hunderttausende zu haben — von Soldknechten sich anschaffen, um Bürgerkrieg zu führen auf eigene Faust? Und so gut, wie gegen Mitbürger, könnte ja irgend ein Millionär gegen eine auswärtige Macht einen Krieg vom Zaun brechen. Und das will doch den Amerikanern nicht in den Kopf; obgleich es ganz amerikanisch wäre, wenn im Fall eines Kriegs, in den die Vereinigten Staaten verwickelt werden, die Kriegführung in Privat-Entreprise gegeben würde. —

Ich streifte vorhin das Verhalten der amerikanischen Polizei bei Volksversammlungen, oder vielmehr ihr Nicht-Verhalten, denn außer auf Wunsch der Veranstalter, hat

die Polizei den Volksversammlungen fern zu bleiben. In Amerika besteht unverkürztes Versammlungsrecht. Jeder Bürger und jede Bürgerin kann eine Volksversammlung berufen, jeder Bürger und jede Bürgerin jede Volksversammlung besuchen. Das geht die Polizei nichts an; sie hat für die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung zu sorgen, und erst, wenn eine Ruhe- und Ordnungsstörung vorkommt, hat sie das Recht sich einzumischen, und auch dann nur auf Wunsch der Versammlungsleiter. Denn das englische: My house is my castle — mein Haus ist mein Schloß, in dem ich allein zu schalten habe — ist mit herübergenommen worden nach Amerika, und das Versammlungslokal ist für die Dauer der Versammlungen das „Schloß" der Versammlungs-Leiter oder -Veranstalter; und als solches ist es ein noli me tangere — ein Rührmichnichtan für die Polizei. Geht es noch so tumultuarisch zu, und verlangen nicht die Versammlungs-Leiter oder-Veranstalter polizeiliche Einmischung, so hat kein Polizeibeamter das Recht in das Versammlungslokal einzudringen; und versucht er es dennoch, so hat er die Folgen zu tragen. Wird er todtgeschlagen, so ist es berechtigte Selbsthilfe; und wird er nicht todtgeschlagen und wegen Hausfriedensbruch verklagt, so wird er unbarmherzig verurtheilt.

Die Versammlungen selbst unterscheiden sich sehr wesentlich von den unsrigen. Wo unsre deutschen Landsleute versammelt sind, macht zwar das geräuschvollere deutsche Naturell sich geltend, allein die amerikanischen Formen und Gebräuche herrschen doch vor. Die parlamentarischen Regeln werden mit peinlicher Gewissenhaftigkeit beobachtet, und ist einmal die Versammlung „zur Ordnung gerufen" (called to order), das heißt richtig konstituirt, so geht Alles am Schnürchen, mit einer Andacht, als wäre man in der Kirche. In den vielen Versammlungen, denen ich — leider meistens als aktive Person — beigewohnt habe, ist auch nicht der geringste Verstoß gegen die parlamentarischen Regeln vorgekommen. Das amerikanische Muster zeigt seine wohlthätige

Wirkung. In den irischen Versammlungen geht es mitunter etwas leidenschaftlich zu. Desto stiller ist es in den Versammlungen der Anglo-Amerikaner. Kein Laut des Beifalls oder des Mißfallens während des Vortrags — höchstens ein gedämpftes hear! hear! — Hört hört! — bei irgend einer hervorstechenden Redewendung, und am Schluß des Vortrags ein gedämpfter Ausdruck der Zustimmung oder des Tadels. Für rhetorische Effekte ist der Amerikaner unempfänglicher als der Deutsche. Eine politische Rede ist ihm keine Theatervorstellung, sondern eine ernsthafte Darlegung von Anschauungen und Grundsätzen, über die er sich belehren will. Deßhalb hört er Rede und Gegenrede mit gleicher Ruhe und Geduld an — ähnlich wie Geschworne die Reden der Vertheidiger, Ankläger und Angeklagten.

Ganz ebenso habe ich es in der Schweiz gefunden, wo die scheinbare Apathie der Zuhörer mich Anfangs unangenehm berührte, mir aber bald Respekt vor der politischen Bildung und dem Gerechtigkeitsgefühl eines freien Volkes abgewann.

Wer sich vor den Folgen absoluter politischer Freiheit fürchtet, der gehe in die Volksversammlungen freier Völker, und er wird den sittigenden, erzieherischen Charakter der Freiheit kennen lernen.

Montag, den 28. November. Vormittags. Der gestrige Sturm legte sich gegen 10 Uhr Abends, und obgleich es von Nordosten noch tüchtig bläst, so geht das Schiff doch wieder ziemlich fest. Arg geschaukelt hat es übrigens auch gestern nicht, denn die Aurania ist „ein vorzüglicher Segler" (a splendid sailor) und es muß schon arg zugehen, wenn sie aus ihrem stetigen Schritt kommen soll.

Der Nordostwind ist hier in der Nähe von Amerika noch feucht und warm, und so ist es auf dem Verdeck ganz erträglich; nur muß man sich vor den Sturzwellen in Acht nehmen, die dann und wann über das Deck wegstürzen und ein allgemeines sauve qui peut verursachen. —

Die Nacht war herrlich. Der Sturm hatte den Himmel rein gefegt, und die Sterne funkelten so hell und klar, daß es eine wahre Lust war — für Jeden, der keine Seekrankheit hatte und fest auf den Beinen stand. Leicht war das nicht — die Gewalt des Sturmes war in einzelnen Momenten so groß, daß man sich anhalten mußte, und daß ich einmal, wie ein Federball, gegen die äußere Kajütenwand geworfen wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde mir die Richtigkeit des Paradoxes, daß die Furcht unter Umständen Heldenmuth erzeugt, recht hübsch ad oculos demonstrirt. Ein junges Frauchen marschirte mit ihrem jungen Gemahl — offenbar ist das ihre Hochzeitsreise — tapfer auf dem Verdeck herum — oder versuchte es wenigstens; sie kamen nie weiter als ein paar Schritte, fingen jedoch stets wieder von vorne an. Und so kämpften sie gut eine Stunde mit dem mächtigen, zornigen Sturmriesen. Und die Triebfeder dieser heroischen Anstrengungen? In den blassen Gesichtern der Beiden, und gewissen untrüglichen Zeichen stand die Auflösung des Räthsels geschrieben. Sie wußten, die Armen, daß im Moment, wo die Thüre ihres „Staatszimmers" (State room) sich hinter ihnen schließen würde, der gräßliche Dämon der Seekrankheit sich ihrer bemächtigte. Ach — der Heldenmuth war leider umsonst — sie mußten schließlich den hoffnungslosen Kampf mit dem Element aufgeben, und plötzlich schloß sich die Kajütenthür hinter ihnen und ihrem Elend. Heut Morgen fehlten sie bei dem Frühstück. Und außer ihnen noch viele andere. Ich glaube wir waren unser nur 10 oder 12 — von 58 Salonpassagieren. Auf der Servia vor 3 Monaten waren es ungefähr achtmal so viel. Für die Kellner oder Aufwärter ist dieser Mangel an Passagieren eine sehr große Kalamität. Sie erhalten zwar einen festen Gehalt, sind aber, da derselbe ihren Ansprüchen nicht genügt, auf Trinkgelder angewiesen — amerikanische Dampfer zwischen Europa und den Vereinigten Staaten gibts leider nicht —, und da nun aus keinem Salonpassagier mehr als eine bestimmte Summe (10 Shillings

per Kopf) herausgepreßt werden kann, und kein Kellner leer ausgehen will, so haben die Herren den sinnreichen Plan ausgedacht, eine Trinkgelder-Genossenschaft zu bilden, welche die klingenden Erträgnisse zu gleichen Theilen unter die Mitglieder vertheilt. Und da die Zahl der dienenden Geister viel zu groß ist für die Zahl der zu Bedienenden, so arbeiten die ersteren relaisweise — das heißt bei jedem Mahle bedient nur die Hälfte, und die andere schaut zu; bei dem nächsten Mahl bedient die andere Hälfte, während die vorher Beschäftigten zuschauen, und so weiter. Daß diese Lösung der Schwierigkeit uns Passagieren sehr wohl behagt, kann man sich denken. Allerdings den Kellnern behagt sie nicht so gut. — Was des Einen Nutzen, ist nun einmal in dieser besten aller wirklichen Welten leider des Anderen Schaden. Ob das eine Nothwendigkeit? So viel steht fest — wenn das verwünschte Trinkgelderunwesen nicht wäre, und die Cunard-Gesellschaft ihre Kellner anständig bezahlte, wäre in diesem Fall Niemand ein Schaden erwachsen. Und in anderen Fällen wäre es wohl auch nicht so gar schwer, die beste der Welten ein Bischen zu korrigiren.

---

12 Uhr. Soeben wurde der Bericht über die zurückgelegte Entfernung angeschlagen: von gestern 12 Uhr bis heute 12 Uhr 390 See-Meilen; von Samstag 12 bis gestern 12 waren es ebenfalls 390 Meilen gewesen; und von 8½ Samstag Morgen, wo wir Sandyhook passirten, bis 12 Uhr desselben Tages 56 Meilen, so daß wir also jetzt 836 Meilen von Sandyhook entfernt sind. Bis Liverpool haben wir noch etwa 2000 Meilen; behält das Schiff dieselbe Geschwindigkeit — und wenn die Aurania den Wind im Rücken hat, statt im Gesicht, oder wenn der widrige Wind auch nur an Stärke nachläßt, kann sie mit Leichtigkeit 400 bis 410 Meilen täglich zurücklegen — so sind wir Sonntag Morgen in Liverpool und Sonntag Nachmittag in London.

Heut Vormittag passirten wir einen Dampfer, der die nemliche Route zu haben scheint, dessen Nationalität aber bei dem düsteren Wetter nicht zu erkennen war. Vorgestern hatten wir eine längere Weitfahrt mit einem französischen Schiff, wahrscheinlich der „Normandie", die eine Zeit lang gleichen Schritt hielt, nach einigen Stunden jedoch zurückbleiben mußte, obgleich sie eine geradere, und folglich etwas kürzere Route hat, als wir. Die Cunard-Steamer haben nemlich, wie schon früher gesagt, ihre besondere Route südwärts der gewöhnlichen Meerstraße, auf der, weil die meisten Schiffe sie befahren, die Gefahr eines Zusammenstoßes entsprechend größer ist. Sonst haben wir gestern kein Schiff gesehen. —

Meine Mitreisenden sind fast ausnahmslos Engländer und Schottländer, die in die Heimath zurückkehren, oder Kanadier, die Geschäfte im Mutterland haben. Auf die Amerikaner ist keiner von ihnen gut zu sprechen. „Alles ist drüben noch unfinished". Nicht ganz unrecht. Das unfinished — das Unfertige — tritt uns in Amerika überall entgegen. Das Land ist so ungeheuer, daß es noch nicht hat ausgefüllt werden können. Aber kein Land, in dem es nicht Unfertiges gibt. Und wer parteilos urtheilt, wird zugestehen müssen, daß kein anderes Volk der Erde so eifrig und so erfolgreich daran arbeitet, das Unfertige fertig zu machen, wie die Amerikaner. Und er wird weiter zugestehen müssen, daß kein Volk der Erde Ähnliches fertig gebracht hat. Nicht das was *unfertig* ist, bildet den Maßstab der Beurtheilung, sondern das was *fertig*. Und stellen wir uns vor, daß das amerikanische Volk ein Land von der Größe Europa's binnen eines Jahrhunderts — die kleinen Oststaaten, die auf eine zwei- bis dritthalb hundertjährige Kultur zurücksehen können, fallen räumlich kaum ins Gewicht — auf *die höchste Höhe der Kultur* emporgehoben hat, so müssen wir staunend den Hut abziehen vor so gewaltiger Leistung. Und die Nörgelei an Einzelheiten muß verstummen, wenn wir einen Blick auf unser Europa mit seiner dritthalbtausendjährigen Kultur werfen,

und beschämt zugestehen müssen, daß es zu gut zwei Dritteln, wenn nicht drei Vierteln in halber Barbarei lebt. Kein Zweifel — das „Unfertige" tritt uns in Amerika überall entgegen, und im Westen, und gar erst „fernen Westen" herrscht das Unfertige noch über das Fertige vor; aber inmitten der Wildniß leuchten uns überall Oasen der höchsten Kultur entgegen. Und diese Oasen werden größer und größer, und die Wildniß wird kleiner und kleiner — und mit solch reißender Schnelligkeit schreitet die Kultur fort und erobert die Wildniß, daß in wenigen Jahrzehnten der letzte Rest der Wildniß verschwunden sein wird.

Und vergleichen wir mit diesem reißenden Fortschritt in Siebenmeilenstiefeln das schneckenpostartige Vorankriechen der europäischen Menschheit in Rußland, den niederen Donau- und den Balkanländern, Italien, Spanien — muß nicht ein Gefühl tiefster Beschämung uns zerknirschen und uns den Muth nehmen, die Kulturmängel Amerika's an die große Glocke zu hängen?

Fegt vor der eigenen Thür!, heißt's da. Und die Herrn Engländer sollten sich das ganz besonders merken. Freilich John Bull steht zu Bruder Jonathan in einem eigenthümlichen Verhältniß — es geht ihm wie einer noch lebenslustigen Mama, die durchaus nicht Wort haben will, daß ihre Tochter schon erwachsen ist — oder richtiger, wie einem stolzen, hochmüthigen Papa, dem der Schlingel von Sohn über den Kopf gewachsen ist. Ja er ist ihm über den Kopf gewachsen, der Schlingel, und er wächst noch immer fort. Und Schlingel, die so schnell und so mächtig wachsen, haben meist etwas Ungelenkes, Unmanierliches, Bärenhaftes — und die Kleider sind ihnen zu eng und zu kurz. Das sah ich recht deutlich in Washington, wo sie vor nicht hundert Jahren ein Kapitol bauten, das durch seine gigantische Größe ein Sinnbild der Zukunft des neuen Freistaats sein sollte. Damals, als es gebaut wurde, das Kapitol, spotteten die Neider ob der übermäßigen Ausdehnung — und siehe da, nach einem halben

Jahrhundert war es schon zu klein, und seitdem werden fortwährend neue Flickstücke an- und eingesetzt, wie an einem aufs Wachsen eingerichteten Konfirmandenrock, den der zu rasch emporschießende hoffnungsvolle Sohn vor der Zeit verwachsen hat. —

Es wird lange dauern, ehe John Bull seinem emanzipirten Herrn Sohn, der ihn so unsanft in die Luft gesetzt hat, Gerechtigkeit wird widerfahren lassen. Die Sachsen und die Preußen sind Söhne eines und desselben Volkes, und doch ist der Sachse noch heute unfähig, den Preußen, der Preuße den Sachsen gerecht zu beurtheilen, obgleich sie — die fatale 1866er Episode abgerechnet, von der man nicht mehr gern spricht — seit länger als 70 Jahren nicht die mindeste Differenz mit einander gehabt haben, wohingegen die Engländer und Amerikaner seit dem Kriege von 1812 verschiedentlich hart hintereinander gerathen sind, wenn auch der Krieg abgewandt wurde.

In dieser Eifersucht der Engländer liegt beiläufig auch Liebe, wie meist in der Eifersucht — und im Grund ist John Bull stolz auf den Schlingel von Sohn, der schließlich doch nur — freilich in anderer und höherer Form — das Weltbeherrschungs-Geschäft des Vaters fortsetzt. —

— Nach 5 Uhr. Ich komme halbdurchnäßt vom Verdeck. Es regnet nicht — im Gegentheil, es scheint sich wieder aufklären zu wollen — aber die Wellen gehen so hoch, daß der Wasserstaub der zerschellten Wogen vom Wind über das Verdeck und oft weit drüber hinaus gepeitscht wird. Würde man nicht naß, und schmerzten nicht zuletzt die Augen von dem Salzwasser — ich könnte tagelang diesem Spiele der Wellen zuschauen.

Auch heut hatten wir einen merkwürdigen Sonnenuntergang. Da den ganzen Tag von der Sonne nichts zu sehen

gewesen war, dachte ich gar nicht an sie, als mir plötzlich die rothbraune Färbung des Decks auffiel. Ich schaute um mich — an den Segeln dieselbe Farbe, und das Meer, das vorher schwarz wie Tinte gewesen, sah wie Thee aus, und der Himmel ringsum und über uns wie glühendes Kupfer — nur ein matterer Glanz, und voller Schattirungen je nach der Form und Dichtheit der Wolken. Nur einmal sah ich eine ähnliche Beleuchtung — auf den Prairien des Westens. Aber das Schauspiel dauerte nicht lang — im Nu wie es gekommen, war es zerronnen. — —

30. November, Morgens 10 Uhr (Dienstag). Eine unruhige Nacht. Das Schiff rollte so, daß ich, trotz der kunstvollsten, bestberechneten Stellungen, die ich mir ausdachte, doch mehrmals in Gefahr war, aus dem Bett zu fallen; und als es mir dann endlich gelang, einzuschlafen, erschreckte mich ein fürchterlicher Traum: ich wanderte in den Alpen; ein Sturm überfiel mich — ich eilte nach einem Obdach, allein ehe ich es erreichen konnte, erhob sich ein markerschütterndes Getöse in der Luft und eine ungeheuere Lawine sauste auf mich herab, begrub mich. Ich erstickte, griff krampfhaft um mich, und — erwischte einen Berg von Kleidern, Zeitungen, Büchern, die aus dem Netz über mir heruntergefallen waren, und diesen Alpen-Alp hervorgerufen hatten. Die Koffer und Reisetaschen tanzten in der Kajüte herum, die Gläser klapperten. — — Nun, mit einiger Mühe gelang es mir, mich von der Lawine zu befreien und wieder einzuschlafen, jedoch nur um von Neuem in fast noch unangenehmerer Weise geweckt zu werden — durch das Nebelhorn, dessen ohrenzerreißender, übelbedeutender Klang mir so ziemlich der verhaßteste ist auf Erden. Und jetzt war's auch endgültig mit dem Schlaf vorbei. Nachdem ich unter den wunderlichsten, unfreiwillig-komischsten Eiertänzen und Gliederverrenkungen — leider nicht ohne etliche Friktionen und Kollisionen — das Kunststück fertig gebracht, mich zu waschen und anzuziehen, nahm ich eine Rekognoszirung vor, und fand

daß der Wind sich von Nordost nach Südost gedreht und uns lauwarme Luft gebracht hatte, und daß der Nebel sich zu vertheilen begann. Unter dem Eindruck dieser erfreulichen Entdeckung frühstückte ich, und erfuhr bei dieser Gelegenheit von meinem Vormittags-Kellner, daß am nächsten Samstag ein Blatt an Bord erscheinen werde, eine reguläre Zeitung, die »Aurania News«, und daß jeder Passagier, und natürlich auch ich, zur Mitarbeiterschaft eingeladen sei. Als einer vom Handwerk des verfehlten Berufs fühlte ich mich doppelt interessirt. Wo eine Zeitung ist, da muß auch ein Redakteur sein — schlußfolgerte ich, obgleich ich weiß, daß es nicht immer zutrifft; und ich erkundigte mich nach dem Redakteur. Er sei augenblicklich beschäftigt — hieß es — werde sich aber gewiß mir demnächst vorstellen, da ich mich für das Unternehmen interessire. Das Blatt werde freilich nicht sehr groß sein, und weder Religion, noch Politik berühren und keine Persönlichkeiten enthalten. Beiträge seien höchlich willkommen. — Nach den Mittheilungen meines Informanten, offenbar eines Freundes des Redakteurs, schien dieser mir für Mitarbeiterschaft hauptsächlich auf das Damen-Element zu reflektiren, wobei ihm freilich das Wetter einen Strich durch die Rechnung machen könnte. Von unseren 12 Damen — ich habe die Zahl jetzt ermittelt, und unter „Damen" verstehe ich das ewig Weibliche vom 12. Jahr an bis aufwärts ins Grenzenlose — von unseren 12 Damen ist heute Morgen nur eine einzige mobil, und wer weiß, vielleicht „stürzt auch diese Säule über Nacht", oder gar schon vorher am Tag. Denn das Schiff rollt noch immer abscheulich; und wie ich heute von einem Engländer höre, der schon dreimal an Bord der Aurania über das atlantische Meer gefahren, gilt unser Boot zwar, nach der Hetruria, die den ersten Rang hat, für das schnellstsegelnde, aber auch für das am meisten „rollende" Schiff der Cunardlinie. Und „rollen" thut's allerdings. No mistake about is — kein Zweifel. Und auch „stoßen" (pitch). Man muß schon fest auf

den Beinen stehen, um bei diesem „Rollen" von rechts nach links, und von links nach rechts, und bei diesem „Stoßen" von vorn nach hinten und von hinten nach vorn nicht wie ein Packet hin- und hergeworfen zu werden. Ich hätte unserem soliden Schiff solche Cancan-Talente gar nicht zugetraut. Ausgenommen, daß sie sich nicht auf den Kopf stellte, sich nicht überschlug, und sich nicht auf den Rücken legte — gibt's keine erdenkliche Stellung und Lage, und wär's die riskirteste — vor der unsere tollgewordene Aurania zurückgeschreckt wäre. Dabei kommt sie aber pfeilschnell voran, was man kaum für möglich halten sollte. — —

— Wir haben die gefährlichen „Sandbänke" vor Neufundland passirt; einige Möven, welche die Nähe des Lands anzeigten, umflattern noch kreischend das Schiff. Der Himmel hat sich leider wieder verfinstert; es ist aber warm wie im September, und ohne den Wind, der mir die Blätter des Buchs umdreht, und ohne das Schaukeln der „Deckstühle" könnte man bequem im Freien lesen und schreiben. So ist's aber unmöglich, und ich muß mich in's Rauchzimmer flüchten. Auf der Herfahrt war das Rauchzimmer der Servia fast immer so voll, daß es schwer war, einen Platz zu finden. Jetzt, im Rauchzimmer der Aurania, wie anders! Wenn's voll ist, sind unser höchstens ein Dutzend. Und heute ist's nicht voll. Außer mir noch vier. Der Rest ist Schweigen. Das nicht ewig Männliche ist zum größten Theil den Leidensweg des ewig-Weiblichen gegangen, und stöhnt einsam im Banne der bösen Krankheit. Apropos, warum wohl der Altmeister und Frauenkenner par excellence Göthe dem „Weiblichen" den Titel „ewig" gegeben hat? Viele haben sich darob den Kopf zerbrochen und Jeder weiß ja, wie es gewöhnlich erklärt wird. Ich hab' meine eigene Erklärung; und es will mich bedünken, daß sie die einfachste ist. Im Weib ist das Weibliche ewig, im Mann das Männliche sehr vorübergehender Art; das Weib ist ein Weib, so lang es lebt, und der Mann ein Mann

nur in seltenen Augenblicken. Ich könnte das leicht näher ausführen, es fehlt mir aber die Zeit. Ich werde hinausgerufen: die Meilenzahl der soeben verstrichenen 24 Stunden wird angeschlagen. — —

Von 12 Uhr gestern Mittag bis 12 Uhr heut Mittag 380 Meilen d. h. Seemeilen — je $^1/_5$ größer als die englische Landmeile. Das ist ein treffliches Ergebniß, wenn wir bedenken, daß wir fast die ganze Zeit einen heftigen headwind (Gegenwind) hatten. Wir sind also jetzt in summa 1216 Meilen von Sandyhook, und werden, falls nichts dazwischen kommt, morgen um diese Zeit die größere Hälfte der Entfernung — bis Queenstown über 2800, bis Liverpool über 3100 Seemeilen — zurückgelegt haben. Alles, was sich freuen kann, freut sich und berechnet schon, mit welchem Zuge am Sonntag die Eisenbahnfahrt nach London, oder sonst in die Heimath angetreten werden kann. —

Die Sonne hat das Gewölk so ziemlich zerstreut, der Wind zwar noch nicht aufgehört, sich aber so gedreht, daß er unsere Segel ordentlich schwellt und die Geschwindigkeit des Schiffs, statt sie zu hemmen, auf's Dankenswertheste fördert.

Apropos, ich komme gerade vom Essen, und labte mich ganz besonders an dem herrlichen Blatt-Celeri. Und da will ich denn dem Leser, der sicherlich von dieser Delikatesse schon gehört hat, das Rezept geben, wie er sich dieselbe ad libitum verschaffen kann. Während vom deutschen Celeri bloß die Wurzelknollen gegessen werden, ißt man bekanntlich vom englischen nur die Blätter, welche fuß-, ja ellenlang, dick und fleischig sind, und roh, in etwas Salz getaucht, ein ebenso gesundes wie schmackhaftes Gericht bilden. Bisher wurden der englische und der deutsche Celeri für verschiedene Arten gehalten; und deutsche Gärtner verschrieben sich wiederholt Samen und Setzlinge aus England, die jedoch stets ausarteten; d. h. in Deutschland zu ächtem deutschen Celeri heranwuchsen. Ein amerikanischer Gärtner, der „englischen Celeri" zieht, verrieth

mir das Geheimniß. Der deutsche und der englische Celeri sind genau dieselbe Pflanze; die Verschiedenheit wird nur durch die verschiedene Behandlung erzeugt. Wer in Deutschland „englischen Celeri" ziehen will, der säe gewöhnlichen deutschen Celeri und häufle um das junge Pflänzchen, sobald es den Kopf hervorstreckt, Erde, und wiederhole diese Prozedur, welche zur Folge hat, daß die nach Luft und Licht strebende Pflanze, statt Knollen zu bilden, ihre ganze Kraft dazu verwendet, die aufgehäufelte Erde zu durchbrechen. Sind auf diese Weise die Blätter lang genug in die Höhe getrieben, so nimmt man die Erde fort, und sticht die Pflanze, deren Blätter in der Erde, von der Luft abgeschlossen, gelb und zart geblieben sind. Also ähnlich wie Spargel. Natürlich darf es an gutem Dünger nicht fehlen. —

Vielleicht ist es für Diesen und Jenen „das Geheimniß des Hanswurst's", was ich da verrathen habe — ich weiß aber, daß die deutschen Privat- und Handelsgärtner, mit denen ich seither die Zweckmäßigkeit der Einführung des englischen Celeris besprochen, sämmtlich, und bis in die neueste Zeit, unter dem Eindruck waren, es handle sich um 2 verschiedene Arten, und der englische Celeri arte in Deutschland aus. So wird mein Rezept denn wohl Diesem oder Jenem willkommen sein. — Und da ich einmal dabei bin, noch ein Rezept — für Schuhflicker und Schuhflickerei. Ich verdanke es einem braven deutschen Landsmann in Syrakuse, der mich an einem tropischen Regentag aus großer Noth befreite, indem er mir meinen defekten unteren Menschen in Ordnung brachte. Bei dieser Gelegenheit belehrte mich der brave Landsmann, daß man in Amerika die Schuhe und Stiefel nicht flicke wie in Deutschland, sondern daß man die Ränder der Wunde hübsch zusammenfüge, außen etwas schabe, dann einen, nach den Kanten zu dünn zugeschnittenen, ebenfalls — aber nach unten — geschabten „Riester" von angemessener Größe vermittelst eines Leims, bestehend aus Guttapercha, in Bisulphuride of Carbon auf-

gelöst, festklebe. Er demonstrirte mir das Mittel ad oculos; ich kann blos sagen, die Flickerei war nur dem schärfsten Auge sichtbar, und ich habe nicht den mindesten Grund, die Versicherung meines braven Schusters und Reiters in der Noth, daß solche „Flecken" fester „säßen", als die mit Pechdraht angenähten, irgend in Zweifel zu ziehen. Meinem Notizbuch entnehme ich noch, daß der Riester vor dem Anheften auf der unteren Seite, und nach dem Anheften oben überbügelt werden muß. Wer sich näher informiren will, der schreibe an den Schuhmachermeister Krüger in Syracuse, Staat Newyork. So heißt der Mann, ein kerniger Pommer, dem hiermit nochmals mein herzlicher Dank ausgedrückt sei. —

Abends. „Den Amerikanern fehlt jeder Schönheitssinn; sie haben keinen andern Gedanken als den »almighty Dollar« — den „allmächtigen Dollar"" — so schließt mein englischer Reisekamerad seine neueste Philippika gegen die Amerikaner. Ich machte ihm zunächst begreiflich, daß auf dem Festland von Europa den Engländern genau das Gleiche nachgesagt wird, nur mit dem Unterschied, daß Sovereigns, Shillings und Pence die Stelle des allmächtigen Dollars einnehmen; und ließ dann eine längere Vertheidigungsrede folgen, die jedoch ihren Zweck verfehlte. Wer durchaus nicht überzeugt sein will, der kann es auch nicht werden. Wenn ich einmal Zeit habe, werde ich diese Vertheidigungsrede in ihren Hauptpunkten mittheilen — wenn nicht, nicht. Jetzt muß ich aufs Deck zum Abendspaziergang, zur Abendzigarre, und schließlich zum Abendtrunk.

Mittwoch, den 1. Dezember.

Ein Sommermorgen — nur daß die Sonne nicht scheint. Ich sitze ohne Überzieher und ohne Plaid und wünsche nur, daß ich statt meines Winterrocks eine luftige Sommerjacke hätte. Der Wind ist gerade stark genug, um die Segel zu

schwellen, und wir werden heute Mittag wohl 400 Seemeilen zu verzeichnen haben. Alles ist vergnügt — die Damen sind meistens auf Deck und thun, als ob sie immer so lustig gewesen wären, und als ob es keine Seekrankheit gäbe. Wer sie daran erinnerte, würde sich keinen Stein im Brett holen — denn das schwache Geschlecht will nicht an Schwachheiten erinnert sein — wenigstens nicht an unästhetische. — Heut keine Möven, kein Segel. Wir sind allein auf hoher See — allein, wie die Farmer des Westens, die so weit das Auge reicht auf der endlosen Prairie keine Menschenwohnung erblicken. Freilich, sie haben festen Boden unter den Füßen. Aber nicht auch wir? Ist unser gutes Schiff nicht vom festesten Teakholz und vom besten Schmiedeisen? Und sind die Stürme des Meeres etwa schlimmer und verderblicher als die Stürme der Prairie — die furchtbaren Tornados und Cyklone, welche über die Prairie wegfegen, und durch die Entfernung an Kraft gewinnen, bis ihnen nur noch die stärksten Bauten und Bäume widerstehen können — und selbst diese nicht, wenn sie vom inneren Wirbel der Windsbraut erfaßt werden? —

Ich schrieb früher einmal, daß Deutsche nur sehr selten Amerikanerinnen heirathen, und Amerikaner nur sehr selten Deutsche zu Frauen nehmen. Man könnte hieraus auf eine gewisse Rassen-Abneigung schließen. Diese ist jedoch nicht vorhanden, und kann auch nicht vorhanden sein, da keine Rassenverschiedenheit vorliegt. Der Grund muß also ein anderer sein, und zwar spezifisch amerikanischer Natur — denn in England finden wir, daß die Ehen zwischen Deutschen und Eingeborenen sehr häufig sind, und daß namentlich die dort wohnenden deutschen Arbeiter der Mehrzahl nach Engländerinnen heirathen, oder richtiger von ihnen geheirathet werden. Daß dies in den Vereinigten Staaten nicht der Fall ist, hat, glaube ich, darin seinen Grund, daß 1) deutsche Mädchen und Frauen dort in genügender Menge, und — wenn man mir den etwas frivol klingenden, jedoch durchaus nicht

frivol gemeinten Ausdruck verzeihen will — in vorzüglicher Güte zu haben sind; und 2) weil die Amerikanerin die Pantoffelherrschaft in einer Form ausübt, die dem Deutschen, der an andere Formen gewöhnt ist, nicht paßt. „Ich machte einer Amerikanerin den Hof," erzählte mir ein deutscher Arbeiter im Westen, „und sie hätte mich auch genommen, allein ich besann mich noch rechtzeitig eines Besseren: des Morgens Feuer anmachen und den Kaffee kochen, das Essen einkaufen, während die Frau im Rockingchair — Schaukelstuhl — die Lady spielt, das gefiel mir doch nicht. Und ich nahm mir eine Deutsche." Und, ich kann aus eigener Anschauung sagen, er hat eine gute Wahl getroffen. Ich sprach vorhin von der „vorzüglichen Güte" der deutschen Frauen und Mädchen dort drüben. Ich meinte damit, daß die besseren Lebensverhältnisse, in welche unsere Landsmänninnen dort kommen, einen entschieden günstigen Einfluß auf ihre Entwicklung haben; daß unsere Landsmänninnen dort schöner werden, und sich eine bessere, stolzere Haltung angewöhnen. Es gilt das auch von den männlichen Landsleuten. Ich habe besonders in den westlichen Staaten Deutsche zu Tausenden versammelt gesehen, und es war ein schönerer, kräftigerer Menschenschlag, als ich jemals irgendwo in Deutschland gefunden. Die gute Fleisch-Nahrung und der größere Wohlstand können natürlich ihre Wirkung nicht verfehlen . . .

Da werde ich unterbrochen.

„390 Meilen!" ruft ein Passagier ins Rauchzimmer hinein. Es ist 12 Uhr und die Meilenzahl wurde soeben angeschlagen. Mit den 1216 Meilen von gestern Mittag haben wir jetzt also 1606 Meilen und die Aussicht, Samstag Nachmittag oder selbst schon Mittag vor Queenstown und Sonntag Morgen in aller Frühe im Hafen von Liverpool zu sein. —

Doch ich will in meinem Thema fortfahren. Wie zwischen Deutschen und Amerikanern, so besteht „drüben" auch zwischen den andern Nationalitäten und den Amerikanern eine Scheidewand. Und aus der gegenseitigen Abschließung der Nationali-

täten in den Vereinigten Staaten könnte der Schluß gezogen werden, daß eine Verschmelzung zu einer einheitlichen Nation, oder einem einheitlichen Volk nicht zu erwarten sei. Der Schluß wäre indeß ein voreiliger. Was die Deutschen anbelangt, so beschränkt sich die Abschließung den Amerikanern gegenüber nur auf die erste Generation; die zweite ist schon mehr assimilirt und Mischehen kommen schon häufiger vor; mit den späteren Generationen verwischen sich aber die Unterschiede mehr und mehr. Es gilt dies auch von den Irländern, die sich mit der Zeit — namentlich sobald die irische Frage einmal gelöst ist, welche sie jetzt zur schroffen Betonung ihrer Nationalität zwingt — vollständig amerikanisiren und amalgamiren werden. Und dasselbe, wie von den Deutschen, gilt von den Schweizern, Schweden, Dänen, Holländern und übrigen germanischen Stämmen — und ebenso von den Böhmen, die hier im Lande der Freiheit den albernen Nationalitäts- und Sprachenhader vergessen haben, sich den Deutschen brüderlich anschließen, und mit ihnen der unvermeidlichen Amerikanisirung entgegengehen. Ja, sie ist unvermeidlich. Mag unser Nationalitätsstolz sich noch so sehr dagegen sträuben — die Deutschen in Amerika werden Amerikaner, und die amerikanische National-Sprache ist englisch. Ich selbst wollte lange diese „harte Thatsache" nicht anerkennen, allein es ist nun einmal Thatsache, und ich finde, daß die meisten Deutsch-Enthusiasten, welche an die Heranbildung und Erhaltung einer „deutschen Nationalität in Amerika" glaubten, von ihrem Irrthum zurückgekommen sind. Die Anglo-Amerikaner sind nun einmal die herrschende Nationalität, und vermöge ihrer größeren Energie und Initiative werden sie die übrigen Nationalitäten, mit drei Ausnahmen, sich einverleiben und mit Hilfe der englischen Sprache allmählich organisch zu einem großen einheitlichen Volk verschmelzen. Die drei Ausnahmen sind die Neger, die Chinesen und — die Franzosen, von denen jedoch die letzteren ihrer geringen Zahl, Ausbreitung und Vermehrung halber nicht

schwer ins Gewicht fallen. Gewichtiger sind die Chinesen, welche im Kampf ums Dasein dem Angelsachsen gewachsen sind, und, wenn ihr Vaterland seine Thore öffnete, Amerika bald überschwemmen könnten. Diese Gefahr haben die Amerikaner auch begriffen, und sie thun alles, um die Chinesen-Einwanderung auf ein unschädliches Minimum zu reduziren. Bis jetzt mit Erfolg. Und sollten die bisherigen Mittel nicht ausreichen, so würden kräftigere zur Anwendung kommen; denn so lieb dem amerikanischen Kapitalisten auch der Chinese wegen seiner billigen Arbeitskraft ist, so verhaßt ist er aus dem nemlichen Grunde den amerikanischen Arbeitern; und die schmutzigen Lebensgewohnheiten der Chinesen (das Wort schmutzig in jedem Sinne genommen) haben gegen die Kinder des himmlischen Reichs einen solchen Widerwillen und Rassenhaß erzeugt, daß die schärfsten, ja gewaltthätigsten Maßregeln auf ziemlich einstimmige Billigung rechnen können.

Bleibt die Negerfrage. Reine Neger sind bekanntlich in den Vereinigten Staaten dünn gesät; neun Zehntel der Farbigen haben mehr oder weniger „weißes Blut" in den Adern. Da könnte man nun denken, im Lauf der Jahrzehnte werde diese Vermischung so weit gehen, daß die Grenzlinie zwischen Farbigen und Weißen sich zuletzt verwischen werde. Die Rechnung ist leider falsch. Seit Abschaffung der Sklaverei ist die Grenzlinie, so weit sich ermitteln läßt, unverändert geblieben. Paradox wie es klingen mag, die Abschaffung der Negersklaverei hat die geschlechtliche Kluft zwischen den Negern und Weißen nicht ausgefüllt, sondern erweitert. Die „ritterlichen" Sklavenbarone des Südens züchteten bekanntlich Sklaven, und da die Kinder einer Sklavin wieder Sklaven wurden, so legten sie förmliche Harems an, — kurz, die Blutmischung war Geschäftssache. Mit der Sklaverei hat das natürlich aufgehört, und da ein Weißer nicht leicht eine Farbige, eine Weiße nicht leicht einen Farbigen heirathet, so findet die Blutmischung im Wesentlichen nur inner-

halb der verschiedenen Abstufungen von Farbigen statt. Und da die Ehen der Farbigen überaus fruchtbar sind, so vermehrt dieses farbige „Volk im Volk" sich sehr rasch — rascher als ohne Einwanderung die weiße Bevölkerung sich vermehren würde.

Wie das enden wird? Ob schließlich doch eine Verschmelzung zu Stand kommen wird? Oder ob die Farbigen fortfahren werden, ein Volk im Volk zu bilden? Oder ob — was schon ernsthaft vorgeschlagen worden — eine allgemeine Neger-Auswanderung nach Afrika organisirt werden wird, damit die Farbigen Amerikas in ihr altes Heimathland die Schätze der Zivilisation tragen? Wer kann das vorhersagen? Das Eine aber steht fest, die Millionen der Farbigen Amerika's sprechen englisch, das Englisch ist ihre Muttersprache — die afrikanischen Dialekte sind ihnen so gut wie verloren gegangen — und durch das mächtige Band dieser Weltsprache sind sie an die Zivilisation gefesselt. Dieser Weltsprache! Denn die englische Sprache ist die Weltsprache. Nicht eine Weltsprache — nein die Weltsprache. Die Zeiten sind vorbei, wo Deutsch und Französisch ihr als Weltsprachen an die Seite gestellt werden konnten. Als Kultursprachen werden beide sich gewiß erhalten und gewiß sich noch weiter ausbilden, allein die Frage, welche der drei Haupt-Kultursprachen sich zur Weltsprache erheben werde, ist entschieden, entschieden durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Grimm hat es richtig geahnt: die englische Sprache war ihrer Natur und ihrer Geschichte nach zur Weltsprache vorausbestimmt, und Amerika, das Weltreich der Zukunft, das in der Mitte des nahenden nächsten Jahrhunderts alle Länder Europas zusammen genommen an Menschenzahl, an Macht, Reichthum und Volkswohlfahrt weit überflügelt, tief, tief in den Schatten gestellt haben wird, hat die englische Sprache ihrer Bestimmung zugeführt, die Krone der Weltherrschaft ihr aufs Haupt gesetzt. — — Jedenfalls können die Erfinder des „Volapük" und anderer neuer

Weltsprachen das undankbare Geschäft aufgeben, der Weltgeschichte ins Handwerk zu pfuschen — sie hat die Aufgabe schon gelöst, indem sie eine vollendete Thatsache schuf. —

Nicht aber bloß das Problem der Weltsprache ist durch Amerika entschieden, sondern auch das noch etwas schwierigere der friedlichen Vereinigung aller Menschenarten in einem Staat. Fast hätte ich gesagt: in einer Familie. Doch soweit sind wir noch nicht. —

Ich lese gerade das Buch eines Engländers über die Vereinigten Staaten — ich fand es in der recht guten Bibliothek unseres Dampfers: »Some Impressions of the United States, by Edward A. Freeman. London. Longmans, Green & Co. 1883.« („Eindrücke der Vereinigten Staaten von Edward Freemann"). Für einen Engländer schreibt der Mann auffallend gerecht und objektiv. Gar komisch erscheint's freilich, wenn er behauptet, die Engländer seien am besten befähigt, Amerika zu verstehen und richtig zu beurtheilen. Warum am besten befähigt? „Weil sie Stamm-Verwandte sind, und in den Vereinigten Staaten überall Anklänge an das Vaterland finden" — meint der naive Autor. Weiß der gute Mann denn nicht daß Verwandschaft unter Umständen geeignet ist, Haß zu erzeugen und zu steigern? Wenn die Engländer all ihre Kämpfe mit den Amerikanern gehabt hätten, aber in keinem Verwandtschaftsverhältniß zu ihnen stünden — und noch dazu in dem Verhältniß des Vaters zum Sohn, — so würden sie lange nicht so gereizt und ungerecht sein. Und jede Ähnlichkeit mit Old England, die der Engländer in der Neuen Welt entdeckt, führt ihm nur um so lebhafter zu Gemüthe, daß dieses große neue England, dieses größere England doch von Rechtswegen nur eine Kolonie Altenglands ist und von Rechtswegen ein Juwel in dem Diadem der stolzen Britannia sein sollte. Und bei jedem Schritt stößt er auf Ähnlichkeiten, denn die Amerikaner haben England mit hinübergenommen in die Neue Welt, und — sie mögen sich auf den Kopf stellen — sie sind doch „neue

Engländer", selbstverständlich modifizirte Engländer, durch die verschiedenartigen Verhältnisse etwas verschieden gemacht. —

Donnerstag Morgen, 2. Dezember.

Wieder ein Sommertag — aber regnerisch. Die weißgrauen Wolken sehen ziemlich hoffnungslos aus und die Sonne wird wohl bald die Versuche, den Schleier zu durchdringen, aufgeben müssen. Schadet auch nichts. Die Luft ist so balsamisch und erfrischend, daß das Athmen ordentlich Vergnügen macht. Wir haben den Wind jetzt im Rücken — also Westwind; wir bewegen uns ziemlich so schnell wie der Wind, so daß er nur angenehm fächelt. Möven umfliegen das Schiff, und zanken und kreischen. Und ich schloß daraus, wir müßten Land in der Nähe haben, allein der Kapitän wies mir bald meinen Irrthum nach. Und so erfuhr ich denn, daß die Möven zwar in der Regel nicht weiter als 300—400 Meilen vom Land fliegen, daß sie aber mitunter die ganze Reise mitmachen. Die Möven, auch Seeschwalben genannt, sind, ähnlich wie die Schwalben, mit außerordentlicher Flugkraft ausgestattet, und sollen mit Leichtigkeit 300 Meilen in einer Stunde zurücklegen können. Überdies schwimmen sie vortrefflich, und wenn sie müd werden, setzen sie sich aufs Wasser und lassen sich von den Wellen herumschaukeln.

„Eine wundervolle Überfahrt", meinte vorhin ein Schiffsoffizier. „Wenn unser Schiff nicht „rollte", würden wir gar nicht merken, daß wir auf dem Meer sind. Im Dezember und Januar sind übrigens die Fahrten meist gut. Den zweiten Tag schien's etwas bedenklich; wir sind aber noch gut durchgekommen. Und wenn es so fortgeht, sind wir übermorgen noch vor Mittag auf der Rhede von Queenstown." . Sehr angenehm das. So hübsch es an Bord ist, — ich fange doch wieder an, mich zu langweilen, und die fatale Ähnlichkeit mit einem Gefängniß verfolgt mich wieder wie ein Schatten.

---

12 Uhr.

393 Meilen! die schnellste Tagesfahrt seit wir Newyork verlassen. Wir sind also jetzt 1999 Meilen von Sandyhook. Warum haben wir nicht 1 Meile mehr zurückgelegt? dann wären es gerade 2000, meint eine geistreiche Miß.

Mein Engländer, ich meine den Mr. Freeman, ist doch gar zu englisch in seinem Urtheil über die Amerikaner, er macht ihnen sogar zum Vorwurf, daß sie keine „Alterthümer" haben, das heißt keine mittelalterlichen oder antik-klassischen, sondern nur die bekannten Ruinen und Inschriften aus unbekannter Zeit, und noch von Niemand erklärt und entziffert. Das Komischste dabei ist, daß er ausdrücklich sagt, es liege ihm nichts an den Ruinen von Ritterburgen, sondern nur an solchen Alterthümern, welche der Landschaft einen Reiz verliehen. Ich hatte bisher immer geglaubt, daß es „mehrstentheils" gerade Ruinen von Ritterburgen seien, die einen landschaftlichen Reiz verliehen. Und da Hr. Freeman vergessen hat zu sagen, was für Alterthümer er meint, so weiß ich in der That nicht, was er will. Ich weiß aber, daß die schönsten Landschaften, welche ich jemals gesehen, des „landschaftlichen Reizes der Alterthümer" entbehren, z. B. die Schweiz. Und ich weiß ferner, daß der Niagara, dessen „landschaftlichen Reiz" selbst Hr. Freeman wohl nicht in Zweifel ziehen wird, sicherlich nicht schöner wäre, wenn die schönsten Alterthümer nach dem Geschmack des Hrn. Freeman daneben stünden. Ich will sicherlich nicht die Bedeutung alterthümlicher Bauten, Denkmäler und sonstiger Kunstwerke herabsetzen, allein auch die Prairie und der Urwald, und der ungeheure Raum haben ihre Poesie; und was insbesondere landschaftliche Schönheit betrifft, so kann Neuengland sich nach jeder Richtung hin mit Altengland messen. Und daß Amerika keine Ruinen hat, und nicht unter dem fürchterlichen Fluch leidet: „Weh dir, daß du ein Enkel bist!" — das ist ja gerade sein Glück und sein Segen. Da denke ich, gegenüber den Jeremiaden des Hrn. Freeman, ähnlich wie jener Omnibuskutscher

des „Punch“, den ein Fahrgast unter Worten des Bedauerns auf einen sich mühsam auf den Beinen haltenden, vermeintlich kranken, jedoch nur weinseligen Gentleman aufmerksam macht: »I wish I was half as unhappy.« Ich wollte, wir Deutsche wären halb so unglücklich. Man sieht, ich bin bescheiden — ich wäre schon mit der Hälfte des amerikanischen „Unglücks“ zufrieden. —

Hr. Freemann macht den Amerikanern auch einen Vorwurf daraus, daß sie keine so guten Landstraßen haben, wie die Engländer. Ja, woher nehmen und nicht stehlen? Ich dächte, die Eisenbahnen wären gewissermaßen auch Landstraßen, und daß die Amerikaner mehr Eisenbahnen, oder richtiger ausgedrückt, Eisenbahnen von zusammen einer größeren Länge gebaut haben, als sämmtliche anderen Staaten der Welt zusammengenommen, — die Herren Engländer mitgerechnet, — das ist doch wahrhaftig eine Thatsache, die einigen Respekt einflößen sollte.

Und nun die eigentlichen Landstraßen. Um in Amerika ebenso gute Landstraßen zu haben, wie England sie hat, müßte ungefähr dreißig mal so viel Geld ausgegeben werden, als England in Jahrhunderten ausgegeben hat — denn um so viel ist Amerika ungefähr größer als England. Wo sollten, wiederhole ich, die Mittel herkommen? Die Amerikaner haben genau gethan, was sie thun konnten; und wohlgemerkt, was nur sie thun konnten. Denn ich kenne kein zweites Volk, das Ebenbürtiges auf diesem Felde geleistet hätte. Diese ungeheuren Entfernungen zu überwinden, war wahrhaftig keine Kleinigkeit. Und die Amerikaner haben sie überwunden, wenn auch die Straßen nicht ganz so elegant und die Eisenbahnen nicht ganz so solid und regelrecht gebaut sind, wie in Europa.

Im Ganzen muß ich aber doch Hrn. Freeman die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich nur selten von seinem Vorurtheil so vollständig beherrschen läßt. Und vor Allem ist er so ehrlich, die Amerikaner gegen den Vorwurf roher Manieren und aufdringlichen Wesens in Schutz zu

nehmen. Ich habe mich über diese Punkte schon früher ausgesprochen: ich hatte vielfach Veranlassung, mit Amerikanern zu verkehren, bei denen ich eine starke Animosität gegen meine politischen Anschauungen voraussetzen mußte, und es ist mir auch nicht ein einziges Wort gesagt worden, das mich persönlich verletzen sollte, oder hätte verletzen können. Ich bin während der Zeit meines Aufenthalts nicht Zeuge einer einzigen gewaltthätigen Handlung gewesen; kurz, ich kann den Amerikanern nur das günstigste Zeugniß ausstellen. Und ich muß sagen, bei keinem anderen Volk der Erde habe ich den Durchschnitt der Bildung und Gesittetheit auch nur annähernd so hoch gefunden, wie bei den Amerikanern. Natürlich darf ich einen amerikanischen Farmer und Kleinstädter in puncto der Manieren nicht mit einem europäischen Legationsrath vergleichen, (obgleich, wenn man die Schminke wegkratzt, der letztere bei dem Vergleich oft schlecht fahren würde); wir müssen das relativ Gleichartige miteinander vergleichen: den amerikanischen Farmer mit dem deutschen Bauern, den amerikanischen Kleinstädter oder Provinzler mit dem deutschen Kleinstädter u. s. w. Und da kommt allerdings unsere deutsche Bildung sehr schlecht weg: sie ist nowhere — nirgends — um den englischen Ausdruck zu gebrauchen. Und des Weiteren stehe ich nicht an, zu behaupten, daß die Zahl der Gentlemen und Ladies im höchsten Sinne des Wortes, das heißt, edel gebildeter Menschen in keinem Lande der Erde absolut und relativ größer ist, als in den Vereinigten Staaten.

Daß in diesem ungeheuren, noch so dünn bewohnten Lande, wo der Kampf mit der Natur noch eine so bedeutende Rolle spielt, und die feineren Kulturgenüsse noch, mit Nothwendigkeit, Millionen versagt sind, eine gewisse Urwüchsigkeit, oder meinetwegen Bauernhaftigkeit zu Tag treten muß, kann Niemanden verwundern. Allbern ist's nur, wenn man den Amerikanern feinen Geschmack abspricht, weil der sonst tadel-

los angezogene Sohn des Farmers X ein feuerrothes Halstuch trägt, und die, ebenfalls sonst tadellos angezogene Tochter des Farmers Y, mit der er tanzt, ein Paar apfelgrüne Glacéhandschuhe. Sähe der Sohn des amerikanischen Farmers X, und sähe die Tochter des amerikanischen Farmers Y auf einer vaterländischen, ich meine deutschen Kirmeß, den Sohn des deutschen Bauers X, und die Tochter des deutschen Bauers Y — sie würden noch ganz andere Ausstellungen zu machen haben und könnten über die Geschmacklosigkeit der Deutschen noch ganz anders die Nase rümpfen. Das Bäuerische, welches sich bei vielen Amerikanern unzweifelhaft findet, und welches sich u. A. in der Vorliebe für schreiende Farben und glitzernden Schmuck offenbart, wird nur deshalb bemerkt, weil es der Regel nach mit dem Äußeren eines Gentleman verbunden ist, und der Beurtheiler deshalb das Noblesse oblige zur Anwendung bringt. Bei unseren deutschen Bauern kommt kein Beurtheiler in diese Gefahr. Womit ich unseren deutschen Bauern, die unschuldig hieran sind, nichts Schlimmes angehängt haben will.

Abends 9 Uhr.

Wir haben ein Konzert — in optima forma. Es hat sich eine kleine musikalische Gesellschaft zusammengefunden. Und es sind fast bloß Deutsche — wo sie nur hergekommen sein mögen? —, die spielen und singen (nur ein Engländer, der aber deutscher Abkunft ist), und bloß deutsche Lieder werden gespielt und gesungen. Jetzt mein geliebtes, altes Studentenlied:

Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein,
Ade nun ihr Lieben, geschieden muß sein,

das mich zweimal in die Verbannung geleitet, und dadurch für mich einen etwas unburschikosen Beigeschmack gewonnen hat.

Wir sind auf einmal in Deutschland — Alles deutsch.

Freitag Morgen.

Es ist über Nacht etwas stürmisch geworden und das Schiff „rollt" und stößt lustig, so daß jedem nicht Seefesten das Herz im Leibe erbeben muß. Aber eine herrliche Meerlandschaft — wer sagt einen besseren Ausdruck? — zerrissene Wolken, weißgrau und schieferblau, und das wogende Meer blauschwarz, besät mit den schneeweißen Schaumkämmen der in wildem Durcheinander sich tummelnden, hin- und hertanzenden Wellen. Und mit den schneeweißen Schaumkämmen der Wellen wetteifert an Weiße die Brust der Dutzende und Dutzende von Möven, die dem Schiffe folgen und es umkreisen, wie Schäferhunde die Heerde. Die Schaar wird immer größer — wir sind dem Land nahe; morgen früh vor 6 Uhr werden wir am Fastnet-Fels vorüberfahren, und gegen 11 Vormittag hofft unser Kapitän vor Queenstown zu ankern.

Der Wind, welcher jetzt von Nordosten weht, bringt uns schon europäische Luft, wir sind schon im englischen Meer, wie mir meine Reisegefährten triumphirend verkünden, und Alles athmet bereits die Heimkehr und den Duft der Heimath. Die Briefbeutel für die Post über Queenstown sind ausgehängt, desgleichen Telegrammformulare, und obgleich das heftige Schütteln unserer Aurania Manchen der Sichtbaren (die Meisten sind freilich unsichtbar) sichtbare Bauchgrimmen verursacht, so sieht man doch nur heitere, vergnügte Gesichter. Und ich wette meinen Kopf, heut Abend wird irgend Jemand uns »Home, sweet Home« vorspielen und vielleicht gar vorsingen. —

Wie richtig ich doch gerathen! Auf dem weißen Löschblatt, das ich zur Unterlage benutzte, lese ich soeben von zierlicher Damenhand geschrieben: Home, sweet Home. — Jedenfalls war es die ältliche, entschieden sentimal veranlagte Miß, welche den Platz vor mir eingenommen. Hoffentlich ist's eine Andere, die uns heute Abend beglückt!

12 Uhr.

398 Meilen! Noch mehr als gestern Mittag. Macht in Allem 2397 Meilen, die wir im Rücken haben. Der Wind bläst kräftig in die Segel und wir werden nun bald am Ziel sein. Das Stampfen und Schütteln des Schiffs verdirbt leider den meisten Passagieren die Freude an der schnellen Vorwärtsbewegung.

Daß die Aurania so arg „rollt", liegt offenbar in ihrer Bauart. Sie ist, bei gleicher Länge, breiter als die Servia, und das obere Deck ist mindestens doppelt, wo nicht dreimal so lang und außerdem breiter als das der Servia. Auf diese Weise ist der obere, aus dem Wasser hervorragende Theil des Schiffs verhältnißmäßig schwerer, worin ich die Ursache des „Rollens" erblicke — eine Meinung, die von jedem der Schiffspassagiere, mit dem ich darüber sprach, getheilt wird. Trotz dieser fatalen Eigenschaft des Rollens ist übrigens die Aurania in der That eins der schnellsten Schiffe, welche die See befahren. Ziemlich ebenso schnell wie die Hetruria, der die gleiche Untugend nachgesagt wird. Wer die Cunarddampfer benützen will und nicht seefest ist, möge dies berücksichtigen. Und darum habe ich es erwähnt.

Samstag Morgen 8 Uhr.

Land! Land! Wie schön klingt doch der Ruf, nachdem man 8 Tage lang nur Wasser gesehen — und wie vielen Millionen ist er schon ein nicht minder freudevoller Ruf gewesen, als den heimathhungrigen Griechen des Xenophon die Thalatta, Thalatta — das Meer, das Meer! Auch ich bin froh, daß es zu Ende geht; und wäre auch froh, wenn es nicht heim ginge. —

Es ist doch Pech, einen Namen zu haben, noch einen neben dem Tauf- und Familiennamen, ich meine Notorietät, Ruf oder Verrufenheit, Ruhm oder das Gegentheil. Und wenn man

dann obendrein noch das Pech hat, nicht Schulze oder Müller zu heißen, so daß man sich friedlich und sicher in den Strom der Gleichbenamsten versenken kann, dann ist das Pech doppelt. Leider bin ich in dieser fatalen Lage, und als ich gestern arglos auf dem Deck spazieren ging und an nichts Böses dachte, klopfte mir ein feingekleideter Herr mit angenehmen Manieren und Zügen auf die Schulter, stellte sich mir, unter Nennung meines Namens, als den Drucker, Verleger und Redakteur der „Aurania-News" vor, die während jeglicher Überfahrt (trip) einmal an Bord dieses Schiffes zu erscheinen pflegt, und bat mich, ihm bei der Redaktion zu helfen und den Haupt-Leitartikel zu schreiben! Nur nicht über Politik, nicht über Religion, über keine Person — kurz, ungefähr so unbeschränkt, wie die Preßfreiheit des Beaumarchais. Ich war wie aus den Wolken gefallen, und fragte ganz verdutzt, was mir denn zu der Ehre eines solchen Vertrauensvotums verholfen habe. Er lächelte aber und meinte, ich sei ja doch auch Journalist und Redakteur. Den letzteren Titel mußte ich ablehnen. da er mir durch force majeure entzogen ist, den ersteren jedoch konnte ich nicht abschütteln und — kurz und gut, ich trat in die Redaktion der „Aurania-News" ein und that dem Mann seinen Gefallen — natürlich unter der Tarnkappe der Anonymität. Und sintemalen kein Exemplar der „Aurania-News" jemals nach Deutschland gelangen und einem meiner guten Freunde und Feinde zu Gesicht kommen wird, so konnte ich ja das kleine Geschäftsgeheimniß ohne Risiko ausplaudern.

---

10 Uhr.

Wir fahren jetzt an dem leuchtthurmtragenden Felsenzacken Fastnet vorüber — auf der andern Seite das felsige Ufer Irlands. Der herrlichste Sonnenschein — ein sommerlicheres Wetter als am Tag, wo ich vor dritthalb Monaten auf der Ausfahrt hier vorüber kam. Das Meer leuchtet grün, wie ein Smaragd — ein Zeichen, daß wir aus dem Bann des at-

lantischen Ozeans sind, der violett und schwarzblau, mitunter auch grünlich schwarz zu seiner Leibfarbe erwählt hat. Alles ist auf dem Deck, und Alles freut sich der Heimkehr und ist gesund, denn das Schiff geht ruhig, als glitte es den Rhein hinab.

Gestern Abend hatten wir richtig Home, sweet home! Nur, daß es nicht von Damen gesungen ward. Unsere Damen hatten dazu keine Zeit. Wie es Damenart ist, die Hauptsache ans Ende zu verlegen — in eine Nachschrift oder in den Abschied auf der Treppe — hatten unsere Damen das Briefschreiben sich auf die zwei letzten Abende aufgespart, und gestern Abend waren sie dann sämmtlich mit bewundernswürdigem Fleiß an der Arbeit — ganze Berge von Briefen wurden vollendet, so daß ich zu fürchten beginne, die zwei riesigen Briefbeutel (der eine mit Briefen für Amerika, der andere für Europa), welche am Kajüteneingange hangen, werden nicht ausreichen.

Doch genug — die lachende Sonne und das lachende Land locken mich wieder aufs Deck.

Sei mir gegrüßt du alte Welt. Du bist doch auch schön. Und wirst mit der Zeit dich verjüngen und noch viel schöner werden. — —

Ich habe wieder einigen Schund über Amerika gelesen. Das alte Lied. Keinen Schönheitssinn sollen die Amerikaner haben, keinen Kunstsinn, kein Gemüth, keinen Idealismus — sie sollen im grassesten Materialismus stecken, dem niedersten Egoismus huldigen und wie die Litanei lautet. Nun, mit dem „Gemüth" habe ich mich schon abgefunden. Und den „Schönheitssinn" und „Kunstsinn" will ich bei Seite lassen, obgleich ich nicht den leisesten Zweifel habe, daß es in den Vereinigten Staaten ebensoviel Menschen mit Schönheits- und Kunstsinn gibt, als in England oder Deutschland. Zur Kunst hat das amerikanische Volk bisher noch nicht die nöthige Zeit gehabt. Aber was den grassen Materialismus, den niedersten Egois-

mus, den mangelnden Idealismus betrifft, so möchte ich doch ein Wörtchen sagen. Zunächst eine Frage.

Sind wir Europäer denn Idealisten? Haben wir Kulturmenschen der alten Welt etwa ein Recht, uns als Vertreter und Pfleger des Idealismus hinzustellen, und den Materialismus und Egoismus zu verurtheilen?

Hand aufs Herz und den Blick auf unsere ganze moderne Entwicklung und Politik — und wer ist Heuchler genug, Ja zu antworten?

Kann der Tanz um das goldne Kalb des Materialismus und Egoismus, irgendwo toller sein als bei uns in der alten Welt? Kann die Verachtung, die Verhöhnung des Idealismus irgendwo weiter getrieben werden als bei uns in der alten Welt?

Freilich die Schuld des Anklägers beweist nicht die Unschuld des Angeklagten.

Es fällt mir nicht ein, zu behaupten, im Amerika grassire kein Materialismus und Egoismus — im schlimmsten Sinn der zwei Worte. Was ich aber entschieden bestreite, ist, daß Amerika in dieser Hinsicht irgendwie hinter Europa zurückstehe — oder richtiger: ihm voraus sei. Ich kenne — und Niemand kennt sie besser — ich kenne die Korruption, welche drüben im öffentlichen Leben herrscht, ich kenne die schmachvolle Ausbeutungswuth der amerikanischen Monopolisten und Kapitalisten — allein neben diesen Schattenseiten, die zu leugnen nur der Unwissenheit oder Gleißnerei einfallen kann, und die sämmtlich auch in unserer alten Welt zu finden sind — finde ich Lichtseiten, die ich vergebens bei uns suche. Ich finde einen Gemeinsinn, von dem wir keinen Begriff haben, eine Begeisterung für Recht, Freiheit, Fortschritt, Volkswohl, wie ich sie auch nicht annähernd in den Ländern der alten Welt entdeckt habe. Betrachte man doch die gemeinnützigen Riesenstiftungen der Vereinigten Staaten — keine Stadt, die nicht ein großartiges Denkmal edlen Bürgersinns hätte!

Und nehme man den Krieg gegen die Sklaverei — vier Jahre lang anderthalb Millionen freier Bürgersoldaten, aus einer Bevölkerung von kaum 25 Millionen Menschen — mehr hatte der Norden damals nicht — und welche heroische Titanenkämpfe! Wo ist das europäische Volk, das Ähnliches aufweisen könnte?

Und Männer wie Old John Brown, der freudig in den Tod ging, um die Sklaverei auszutilgen — und Lincoln, der, in schlichter Einfachheit die Größten der Großen überragend, seinem Volke voran den Weg der Pflicht wandelte — in den Tod — sind das nicht ideale Ziele, ideale Kämpfe, ideale Menschen?

Wo haben wir ihres Gleichen? — —

Ich nannte John Brown und Lincoln.

Da fällt mir ein Gespräch ein, welches ich mit einem Deutschen in Amerika hatte. Er verfocht die Ansicht, die Amerikaner seien entsetzlich beschränkt — denn sie hätten Religion. Und wer Religion habe, sei entweder ein Heuchler oder ein Dummkopf.

„Halten Sie John Brown und Lincoln für Heuchler oder Dummköpfe?"

Der Mann war still.

Und ich erklärte ihm dann, wie die Stellung der Amerikaner zur Religion in ihrer Geschichte begründet sei, und wie ihnen die Religion eine Trägerin der bürgerlichen Freiheit geworden.

Der Radikalismus ist gewiß etwas schönes. Allein wenn ich die Wahl habe, ziehe ich den Radikalismus auf Erden dem Radikalismus im Himmel vor.

Die Amerikaner sind der gleichen Meinung. Und darum haben sie's so weit gebracht. — —

2 Uhr, Nachm.

Wir liegen schon seit einiger Zeit vor Queenstown und soeben kam das Postschiff, um unsere Mail (Post und Telegramme) abzuholen, sowie die Passagiere, welche hier aussteigen wollen. Natürlich fehlte es nicht an den üblichen begeisterten Hurrahs, und die Zwischendeckler waren vor Vergnügen ganz außer sich. An Bord des Postschiffes waren auch Zeitungsjungen, die ein vortreffliches Geschäft machten — die Pennyblätter waren im Nu für sechs Pence das Stück abgesetzt —, und etliche Neugierige, die sich den Spaß ansehen wollten — vielleicht auch ein paar Personen, die an dem einen oder andern Passagiere ein Interesse nahmen. Es ist merkwürdig, wie bei solcher Gelegenheit das Kunstmenschliche vor dem Naturmenschlichen zurücktritt, und die menschliche Natur die Oberherrschaft gewinnt. Eine Lady, die es eine Stunde vorher für höchst improper (ungehörig) gehalten hätte, einen Blick, geschweige denn ein Wort an mich zu richten, kam ganz unbefangen, und als ob es sich von selbst verstünde, an mich heran und lieh sich meinen Krimmstecher, ganz als ob es sich von selbst verstünde, daß ich ihn ihr gebe — was ich selbstverständlich auch als etwas Selbstverständliches that. Es ist wahrhaftig gar nicht so schwer, die Menschen zu Menschen zu machen; die Kruste des Vorurtheils, der Einbildung und der Selbstsucht, die das Herz des Gesellschaftsmenschen umzieht, ist bei den meisten nicht sehr dick, und wer ein guter Menschenkenner ist, und ein bischen keck, kann sie leicht durchbrechen. Freilich die Menschenkenner und Menschen*bändiger* — denn das ist dasselbe — sind selten, noch viel viel seltener als die *Thier*bändiger. —

Das Wetter ist so schön, daß man fast zu träumen glaubt. Die Luft, wie der Dichter sie dem Mai andichtet, — die Sonne, die schönste Maisonne, durch Wolken hindurch lachend und der grünen See die wunderbarsten Farbentinten verleihend, welche der beste holländische Seemaler nicht wiederzugeben vermöchte. Dieses grün-grau-bläulich, bald hell bald dunkel

schillernde, aber vorherrschend grüne Meer, dieses grüne, graue, blaue Land, dieser graue, weißliche, hellblaue, dunkelblaue Himmel — wer wollte das darstellen? Es ist schon schwierig genug, diese wunderbare Schönheit, diese überwältigende Farbenpracht und Mannigfaltigkeit der Schattirungen mit den Augen, mit den Sinnen zu umfassen. —

Heut wurde keine Distanzliste veröffentlicht, weil wir schon vor 10 Uhr, der Nähe des Landes wegen, langsamer zu fahren hatten, und es von vornherein festgesetzt ist, daß wir vor morgen früh nicht in den Hafen von Liverpool einlaufen. Eine zu frühe Ankunft würde den Passagieren nur Verlegenheiten bereiten. Bis Fastnet hatten wir, von gestern 12 Uhr, ungefähr 360 Meilen zurückzulegen, — und von da bis zur Rhede von Queenstown sind's etwa 60 Meilen. Von Queenstown bis Liverpool noch 240.

Da es Manchem nicht leicht sein dürfte, Queenstown auf der Landkarte zu finden, so will ich hier bemerken, daß Queenstown am Ausgang des Hafens von Cork liegt und sich zu dieser Stadt verhält, wie Bremerhafen zu Bremen. —

Abends 10 Uhr.

Alles bereitet sich auf morgen früh vor — wir werden schon um 6 im Hafen von Liverpool sein — das Frühstück ist auf $^1/_2$7 angesagt, und da muß heute gepackt werden. Und die verwünschte Passage durch das Customhouse liegt Manchem und Mancher schwer auf dem Herzen. Wir fahren jetzt zwischen Irland und Wales — ein scharfer, lustiger Wind beschleunigt den Lauf unseres windschnellen Schiffs, und der Mond — ein richtiger Halbmond, keine Sichel mehr — beleuchtet das Deck wie ein elektrisches Licht, und spiegelt sich tausendfach, millionenfach in den Wellen des Meers, die breite Wasserspur hinter uns versilbernd, daß sie durch's Meer fließt wie ein Silberstrom — und hier und da zeigt ein dahingleitendes Licht den Lauf eines Fahrzeugs. — Die Gesellschaft

zieht sich allmählich zurück und der Patriot, welcher jetzt eben im Musiksalon God save the Queen! anstimmt, findet keine Begleitung. — — Halt! Der Leuchtthurm dort, dem wir uns nähern? Der Leuchtthurm scheint sich zu bewegen — er bewegt sich — es ist ein mächtiger Dampfer. Die Matrosen erkennen ihn sofort: die Umbria, ein Schwesterschiff der Aurania, heut Nachmittag 3 Uhr von Liverpool abgefahren. Die beiden Kolosse begrüßen einander durch dreimaliges Aufhissen elektrischen Lichts und sie fahren majestätisch an einander vorüber — die Umbria gen Westen, die Aurania gen Osten. —

Sonntag Morgens 1/2 6 Uhr.

Das Schiff ist im Hafen. Wir liegen zwischen Birkenhead und Liverpool und die Landung und Ausladung wird vorbereitet — die Lichter der beiden Städte glänzen durch den leichten Morgennebel und rings um uns wimmelt es von Schiffen. Ich bin ziemlich der Einzige auf Deck und muß auch herunter, denn ach! es fängt an zu regnen. Ist's eine gute Vorbedeutung? Noch einen Abschiedsblick in das Rauchzimmer, worin ich etliche vergnügte Viertelstunden zugebracht, und hinunter zum Frühstück! das höllische Gong ruft. —

Zwischen Liverpool und London auf der Eisenbahn.

Gut, daß es überstanden ist — das Customhouse (leichter als erwartet) und der Sonntag in Liverpool. Diesen Sonntag werde ich nicht leicht vergessen. Um 1/2 9 bei Regen und Nebel aus dem Customhouse entlassen, galt es 3 Stunden todtzuschlagen — erst um 11 1/2 fährt nemlich der Sonntag-Vormittagszug nach London. Und da sah ich denn, wie schwer Einem mitunter das Leichteste gemacht werden kann — und etwas Leichteres als das Zeittodtschlagen gibt's doch gewiß nicht auf Erden. Gut — wir suchten ein Public House (Bierhaus) — alle Publichäuser geschlossen »It is Sunday« — „Es ist Sonntag." — Wir suchten ein Kaffeehaus — alle Kaffee-

häuser geschlossen. »It is Sunday«. In meiner Verzweiflung wollte ich mir ein paar Zeitungen kaufen. Keine Zeitung zu bekommen in ganz Liverpool. »It is Sunday«. Bei diesen Wanderungen waren wir durch und durch naß geworden und geriethen schließlich in die Hinterstube eines Temperenzhotels, wo uns eine Tasse Thee verabreicht ward — ohne Zeitungen. Und das war mein Sonntag in Liverpool.

London, den 10. Dezember.

Wieder 5 Tage in London. Es ist doch die Metropole der Welt. Newyork, das sich so nennt, ist's noch nicht, wird's aber werden — hat's doch schon mit den Vor- und Beistädten an die drei Millionen Einwohner. — Bei jedem Schritt fühlt man sich hier im Mittelpunkte der Welt. Und wie die Stadt, seit ich vor 25 Jahren — freilich einem Vierteljahrhundert! — nach Deutschland zurückkehrte, sich verändert hat. An vielen der alten Stätten finde ich mich gar nicht mehr zurecht. Wie das Leben sich stets erneuert! Nun — ohne die Erneuerung wäre es kein Leben. Ein beständige Revolution — beständiges Umstürzen, Umwühlen, Neubauen — Und das in einer der ältesten Städte Europas. Denn London war schon eine alte Stadt, als die Römer kamen. — —

Gestern war ich in einem Londoner Theater und sah ein „patriotisches" Sensationsstück: Harbor Lights — Hafenlicht — miserabel geschrieben, miserabel aufgeführt, aber für das Publikum trefflich berechnet. Es spielt mit, haßt das Laster, bejubelt die Tugend und kommt außer sich, wenn es eine Blaujacke und das Meer sieht. Er ist doch noch ein gesunder Junge dieser John Bull. Und das ist recht gut. Es stünde schlecht um uns, wohnten in diesem Inselreich statt der Engländer Russen.

Zwischen Queenborough u. Vlissingen, Freit. Ab. 11 U.

Den heftigen Stürmen der letzten Tage ist eine Windstille gefolgt. Wir sind bereits in offener See, aber noch nicht der

leiseste Wellenschlag. Der Mond scheint so ruhig auf das Meer herunter, als hätte er die zahllosen Schiffbrüche und sonstigen Seeunglücke nicht gesehen, von denen die heutigen und gestrigen Blätter uns berichteten. Ich kann wahrhaftig froh sein, daß ich eine so gute Fahrt von Amerika hatte. Unmittelbar ehe ich Newyork verließ, furchtbare Stürme, und unmittelbar nach meiner Ankunft in England furchtbare Stürme. — Und jetzt wieder Ruhe. — Die riesigen Dimensionen der Aurania werden mir jetzt an Bord des Dampfers, der mich nach Vliessingen bringt, so recht klar. Man könnte ihn ein halb Dutzendmal in den gewaltigen Cunardsteamer hineinstellen. In jedem der zwei Schlöte der Aurania könnten 10 Paare bequem tanzen. —

Die Matrosen haben soeben eine Arbeit zu verrichten, und sie singen dazu — genau wie die Matrosen auf allen anderen Meeren. Ein einfacher Rhythmus, der offenbar den Zweck und die Wirkung hat, eine größere gemeinsame Kraftleistung hervorzubringen. Ein rhythmisches Ausrufen ergibt sich ganz natürlich bei gemeinsamer Körperanstrengung, — wenn es gilt, beim Ziehen, Heben 2c. Takt zu halten — und es will mich auch bedünken, daß auf diese Weise das Singen und die Musik entstanden sei. Doch vielleicht haben die Gelehrten das schon längst entdeckt. —

Auf der Eisenbahn, Bahnhof Wesel, Samstag, den 11. Dezember 12½ Uhr.

Wieder deutsche Uniformen gesehen. Und wieder deutsche Gangart. Wie langsam, schwerfällig wir doch gehen, und wie langsam und schwerfällig doch all unsere anderen Bewegungen. Wie rasch ist dagegen das Tempo der Engländer und gar Amerikaner! Kein Zweifel, das Volk, welches am schnellsten geht, kommt auch am schnellsten vorwärts. Das scheint mir eine unumstößliche Wahrheit. Und mit ihr schließe ich mein Tagebuch. —

Nachwort.

Aber habe ich denn nicht die amerikanischen Verhältnisse zu rosig geschildert, und uns Deutschen hier und da Unrecht gethan? So frage ich mich selbst, nachdem ich die vorstehenden Briefauszüge und Tagebuchs-Blätter in ihrem Zusammenhang durchgelesen und von einem Freund, der dasselbe gethan, die Bemerkung gehört habe: „Was du da geschrieben hast, wird Manchen zur Auswanderung anreizen."

Nun — das will ich nicht hoffen. Was das Auswandern betrifft, so gibt es wohl Niemand im ganzen großen Deutschland, der weniger Lust hat, es zu begünstigen, als ich. Aber die Wahrheit geht doch über Alles — und wenn ich auch natürlich die Gabe der Unfehlbarkeit nicht beanspruche, so beanspruche ich doch die der Wahrhaftigkeit. Ich mag irren — und in den vorstehenden Skizzen findet sich unzweifelhaft mancher Irrthum, allein was ich von meinen Eindrücken geschrieben, ist stets wahr. Ich habe deßhalb auch ruhig stehen gelassen, was ich später als unrichtig erkannt habe — man sieht so, daß ich nicht in Vorstellungen und Vorurtheilen verrannt war.

Nur einen kleinen Irrthum habe ich hier zu berichtigen — unter den Dampfern des Norddeutschen Lloyd sind, wie ich nachträglich erfahren, zwei, welche etwas rascher fahren sollen als die Servia und die Aurania — während der Cunard-Dampfer Hetruria allerdings der schnellste aller transatlantischen Dampfer ist. Im Übrigen habe ich an dem zum Lobe der Cunard-Dampfer Gesagten kein Wort zu ändern und will nur hinzufügen, daß die Cunard-Linie, welche seit über dreißig Jahren besteht, die einzige Dampfschiffahrts-Linie zwischen Europa und Amerika ist, welche noch keinen ihrer Passa-

giere durch Schiffbruch oder ein sonstiges Schiffsunglück verloren hat. —

Und nun noch einige Bemerkungen. Ein kurzer Aufenthalt in einem so eigenartigen und großen Lande, wie die Vereinigten Staaten es sind, ermöglicht natürlich kein irrthumsfreies und erschöpfendes Urtheil; und es fällt mir nicht ein, mein Urtheil über die Vereinigten Staaten für ein erschöpfendes und irrthumsfreies auszugeben. Auch wenn mein Wunsch sich erfüllen und ich im Stand sein sollte, der Neuen Welt nächstes Jahr einen zweiten Besuch abzustatten, werde ich bei heißestem Bemühen nicht so weit kommen. Aber auch wer ein ganzes Menschenalter dort zugebracht hat, ist zu einem solchem Urtheil nicht fähig. Und ich behaupte sogar, daß es in gewisser Hinsicht ein Vortheil ist, in einem Lande *nicht* längere Zeit gewohnt zu haben — vorausgesetzt, daß die sonstigen Bedingungen zur Fällung eines Urtheils vorhanden sind. Meiner Erfahrung nach — und viele Andere haben die gleiche Beobachtung gemacht — ist das, *nach der nöthigen Vorbereitung*, im *Moment* gefällte Urtheil über Personen und Dinge meist das richtigste — wie auf einer gut vorbereiteten Photographie-Platte bei gutem Apparat das im Moment aufgenommene Bild das beste ist.

Von nationalen Antipathien weiß ich mich vollkommen frei. Ich habe gegen fremde Nationen ebensowenig Antipathien wie gegen meine eigene Nation — und das hat seinen Grund nicht in meinem Naturell, sondern in der zufälligen, für mich aber sehr glücklichen Thatsache, daß ich, dem die bekannten nationalen Schulvorurtheile ebenso systematisch eingeprägt worden waren, wie jedem Anderen, früh in die Lage kam, mich praktisch zu überzeugen, daß die traditionellen Unterschiede der verschiedenen Völker und Länder, so weit nicht berechnende Absichtlichkeit vorliegt, auf Ammenmärchen zurückzuführen sind, die vor der Kritik sich in Nichts auflösen. Der Kulturmensch ist überall wesentlich derselbe; und im Vergleich mit den Kul-

turunterschieden sind die nationalen Unterschiede von verschwindender Geringfügigkeit. Jedenfalls sind die Unterschiede innerhalb einer und derselben Nationalität — ganz abgesehen davon, daß der Begriff der Nationalität ein überaus nebelhafter ist — zehnmal größer als die Unterschiede zwischen den Kulturmenschen der verschiedenen Nationalitäten.

Und das gerade hat mich in den Vereinigten Staaten mit solcher Bewunderung erfüllt, daß die Kulturunterschiede dort viel geringer sind, als in unseren europäischen sogenannten Kulturstaaten. In der neuen Welt grenzt die Wildnis unmittelbar an die Kultur; in der alten Welt grenzt aber die Barbarei unmittelbar an die Kultur. Wo ich Menschen in den Vereinigten Staaten finde, da finde ich Kultur; von unseren europäischen Staaten kann ich das nicht sagen. Während ich überall in den Vereinigten Staaten unter den Bewohnern eine gleichmäßige Kultur finde, und zwar die Kultur des letzten Viertels unseres 19. Jahrhunderts, finde ich in den sogenannten Kulturstaaten Europas neben der Kultur des neunzehnten Jahrhunderts die des achtzehnten, des siebzehnten, des sechzehnten — kurz aller Jahrhunderte bis zurück in das finsterste Mittelalter und noch weiter zurück. Während ich in den Vereinigten Staaten eine Musterkarte aller Nationalitäten vor mir habe, bieten mir die europäischen Kulturstaaten — keinen ausgenommen — eine Musterkarte aller Kulturstufen, so daß man in jedem die interessantesten vergleichenden Kulturstudien anstellen kann. Was man von der Kulturgeschichte im Allgemeinen gesagt hat: daß nemlich auf unserer Erde, durch die verschiedenen Länder vertreten, alle Kulturstufen räumlich und zeitlich nebeneinander liegen — vom Steinalter an bis in unser Krupp'sches Gußstahl-Alter hinauf (oder hinunter?) — das läßt sich auch von den einzelnen sogenannten Kulturstaaten sagen. Und wenn ich auch nicht gerade behaupten will, daß in unseren fortgeschrittensten Kulturländern das Steinalter noch in einzelnen Resten erhalten sei, so gehe ich doch allerdings so

weit, zu behaupten, daß die verschiedenen Theile der Bevölkerung um Jahrhunderte, wo nicht um Jahrtausende in der Kultur auseinanderliegen, und daß unsere vielgerühmte Kultur, bei Licht besehen, nur das Eigenthum, oder Monopol einer winzigen Schaar von Auserwählten ist.

Das ist eine recht häßliche Thatsache, allein durch Vogelstrauß-Politik wird sie nicht weniger häßlich.

Was mir in Amerika besonders imponirt hat, ist, wie schon gesagt, die Gleichmäßigkeit der Kultur und Bildung; und gibt es bei uns auch ebenso gescheidte und kulturell ebenso hochstehende Leute, so ist das Niveau der Durchschnittsbildung drüben doch entschieden weit höher, und da der Satz: „Wissen ist Macht" trotz seiner Banalität doch wahr ist, so enthält die neue Welt mit der größeren Totalsumme des Wissens auch eine größere Totalsumme der Macht. —

Ich müßte das ABC meines Programms nicht verstehen, wollte ich sagen, die amerikanische Freiheit, so wie sie sich bisher entfaltet hat, sei im Stand die höchsten Aufgaben des Menschenthums zu lösen, oder habe sie gar schon gelöst. Ich weiß, was die Freiheit kann, und ich weiß, was sie nicht kann. Was sie aber kann, das hat sie in den Vereinigten Staaten fertig gebracht und — der Rest wird sich finden. Ich habe in meinen Skizzen schon angedeutet, daß das laissez faire laissez aller auch drüben in die Brüche geht. Die ersten Schritte gegen die Eisenbahn-Anarchie sind inzwischen bereits gethan, und dem ersten Schritt werden bald weitere folgen. Die Angst vor der Staatsallmacht wird unter den Strahlen der Freiheit zerschmelzen, wie Schnee in der Frühlingssonne; und der republikanische Gemeingeist ist den Amerikanern so tief eingewurzelt, daß die Überwindung — nicht des Individualismus, aber seiner häßlichen und gemeinschädlichen Auswüchse sich, meiner festen Überzeugung nach, in der neuen Welt weit leichter und schneller vollziehen wird, als in der alten. Das Vaterland Lincoln's und des „alten" John Brown

wird das Szepter des »Almighty Dollar« („allmächtigen Dollars") zerbrechen. — — Schlimme Orgien sind's freilich, die der „Almighty" dort gefeiert hat und feiert — allein wo viel Licht, ist auch viel Schatten, und in diesem Land, das für unsern Maaßstab zu groß ist, hat auch das Laster ein titanisches Gepräge. Daß das Laster — man verzeihe mir den philisterhaften Ausdruck — daß das Laster nicht siege, dafür bürgt uns die Geschichte der Vereinigten Staaten. Die Macht, welche vier Jahre hindurch anderthalb Millionen Streiter für eine Idee, und für eine ideale Idee: die Abschaffung der Sklaverei in den Kampf führte und im Felde erhielt, ist eine höhere Macht als der Almighty Dollar; und sie wird obsiegen. Ihr Name ist Pflicht, Gemeinsinn, republikanische Tugend, Gerechtigkeit, Freiheit, Gleichheit, Menschlichkeit, oder wie man sie sonst nennen will. — —

Meine Bemerkungen über das amerikanische Schulwesen machen natürlich auf Vollständigkeit keinen Anspruch. Näher kennen gelernt habe ich nur die Schuleinrichtungen des Staats Newyork. Und in den Vereinigten Staaten gibt es leider kein Schulgesetz für den Gesammtstaat. Die allgemeine Schulpflicht besteht nur in einzelnen Staaten. Der Einzelstaat und theilweise die Gemeinde können das Schulwesen nach freiem Ermessen gestalten. Es ist dies einer jener Auswüchse der Freiheit, die gleich anderen beschnitten und ausgeschnitten werden müssen, an deren Beschneidung und Ausschneidung aber bereits überall, wo der Auswuchs sich zeigt, schon gedacht wird. Und in Amerika liegt keine so breite Kluft wie bei uns zwischen Denken und Handeln. Der Amerikaner krankt nicht an der Vergangenheit, nicht an der Überlieferung. Er ist mit der Frische, welche dem ganzen Volk eigen — mit der ächten unverfälschten Frische der Jugend dem Neuen zugänglich — er ist hungrig nach Belehrung, und der angebliche Gegensatz von Theorie und Praxis ist ihm unbekannt. Was der Amerikaner als richtig erkannt hat — und er sträubt sich

nicht gegen die Belehrung — das wird auch ohne langes Besinnen in die Praxis umgesetzt. Der Amerikaner ist kein Schablonenmensch, kein Sklave der Gewohnheit und des handwerksmäßigen Berufs. Er sieht die Konsequenz im Fortschreiten, in der Besserung seiner Lage und der Förderung des Gemeindewohls. Merkt er, daß dieses Ziel auf dem Weg, welchen er wandelt, nicht zu erreichen, oder nicht so leicht zu erreichen ist, wie auf einem anderen Weg, so wird er seine „Consequenz" nicht darin suchen, auf dem alten Weg weiter zu wandeln. Flugs lenkt er in einen neuen Weg ein, im Handumdrehen sattelt er um, und es gibt wohl kaum einen Amerikaner, der nicht seinen Beruf wiederholt gewechselt hätte. Und die Menschen des „verfehlten Berufs" d. h. die Menschen, welche sich nicht zu Sklaven einer irrigen Berufswahl machten, haben wesentlich die Größe Amerika's geschaffen. Und finden wir nicht etwa auch bei uns in der alten Welt, daß gerade die Menschen des verfehlten Berufs der Stolz der Nationen geworden sind? Wer in seinem durch Zufall oder äußere Einwirkung ihm angewiesenen Geleise mit droschkengäuliger Andacht, und droschkengäuligen Scheuledern vorantrabt oder voranschleicht, wird nie Bedeutendes leisten. Fast alle bahnbrechenden Erfindungen und Neuerungen sind zu allen Zeiten das Werk unzünftiger und meist als „unpraktisch" verschrieener „Schwarmgeister" gewesen, die den Kopf hoch trugen, und über den Rand des ausgefahrenen Geleises hinwegzublicken vermochten. Mit der „Praxis" ist's eben ein eigen Ding. Die vermeintlich praktischsten Leute sind meist die unpraktischsten Pedanten. Kleinlichkeit ist keine Praxis. Theorie und Praxis schließen einander eben so wenig aus wie Poesie und Prosa. Ist doch Amerika, „das Land der höchsten Prosa", zugleich auch das Land der höchsten Poesie.

In manchen Staaten der großen amerikanischen Republik liegt das Schulwesen noch recht im Argen, allein es gibt keinen Staat, selbst die zurückgebliebensten des Südens nicht ausge-

nommen, wo der Drang nach Verbesserung nebst den dazu nothwendigen Bedingungen nicht vorhanden wäre. Und auch in den zurückgebliebensten Staaten ist die freie Presse eine Lehrerin, welche die Mängel der Schulbildung ersetzt und die Grundlagen einer durchgreifenden Reform legt.

Nirgends gibt es so viel Zeitungen, und werden die Zeitungen so viel und so allgemein gelesen, wie in Amerika — das ist eine notorische Thatsache, die nicht erst bewiesen zu werden braucht. Und sind die amerikanischen Zeitungen auch keineswegs das, was sie nach idealen Begriffen sein sollten, so unterrichten sie den Leser doch über alle Vorgänge des öffentlichen Lebens und geben ihm ein Quantum von Wissen, das einem sehr großen Theil der Bewohner unserer altweltlichen Kulturstaaten vorenthalten bleibt. Denn — und nur ein der Verhältnisse ganz Unkundiger, oder gegen die handgreiflichsten Thatsachen Blinder wird das leugnen können — ein großer Theil, wo nicht der größere unserer Bevölkerung liest gar keine Zeitungen, liest überhaupt nichts, und hat von den politischen Dingen, von politischen Rechten und Pflichten nicht die leiseste Ahnung.

Erst in Amerika ist es mir durch den grellen Kontrast so recht klar geworden, wie fadenscheinig unsere altweltliche Kultur, und wie gering die Zahl derer ist, für welche von der reichgedeckten Tafel unserer Civilisation etwas anderes abfällt als kärgliche Brosamen.

An Schulweisheit mögen wir, d. h. unsere sogenannten „klassisch Gebildeten" den Amerikanern überlegen sein, allein es gibt zwei Volksschulen: außer der, in welcher die Jugend erzogen wird, noch die, in welcher das ganze Volk seine Erziehung empfängt: die Schule des öffentlichen Lebens. Und diese Schule, in welcher der Hellenische Kulturfrühling erblühte, fehlt den Kulturvölkern der alten Welt entweder ganz, oder ist nur in kümmerlichen Anfängen vorhanden.

Ich sprach vorhin von der Fähigkeit des Amerikaners, schnell mit dem Alten zu brechen und auf neuem Gebiet schnell eine vollendete Thatsache zu schaffen. Ein Beispiel für viele:

Beim Besuch einer der ausgedehntesten Industrie-Anlagen des Ostens sah ich im Hof eine Menge von Maschinen stehen, die mir neu schienen, um so mehr, als sie einem System angehörten, das bei uns für das neueste und beste gilt. Ich fragte, woher die Maschinen bezogen seien. „Aus England. Wir ließen sie vor zwei Jahren kommen — wir haben aber gefunden, daß sie zu schwerfällig arbeiten; wir haben uns neue Maschinen nach unseren eigenen Anordnungen bestellt, die so leicht arbeiten, daß die Arbeit, welche an diesen Maschinen von Männern verrichtet werden mußte, von Frauen und Kindern verrichtet werden kann, und obendrein besser. Die alten Maschinen sind zur Hälfte des Ankaufspreises verkauft, doch die 50,000 Dollars, die wir auf diese Weise einbüßen, sind binnen wenigen Jahren durch die bessere und billigere Arbeit eingebracht, und wir haben den Vorsprung."

Das war echt amerikanisch.

Die neue Maschinerie „arbeitete" allerdings vorzüglich — glatt und leicht. Aber welcher deutsche Fabrikant, frage ich, würde das Gleiche gethan, und im Handumdrehen seine gute und neue Maschinerie durch bessere und neuere ersetzt, so rückhaltlos die Gegenwart der Zukunft geopfert haben? Freilich, der Amerikaner rechnet stets — bei aller Kühnheit ist er klug — und in diesem Gemisch von berechnender Klugheit und bis zur Verwegenheit gesteigerter Kühnheit liegt die außerordentliche Kraft des amerikanischen Charakters. Natürlich soll das obige Beispiel nicht nach allen Richtungen hin als lobenswerth hingestellt sein. Die Ersetzung der Männerarbeit durch Frauen- und Kinderarbeit ist einer jener bedenklichen Auswüchse der Freiheit, von denen Amerika gereinigt werden muß, obgleich nicht zu bestreiten ist, daß dieser Auswuchs nicht unwe-

sentlich zu dem riesigen Aufschwung der jungen amerikanischen Industrie beigetragen hat.

Mit der Fabrikgesetzgebung verhält es sich in den Vereinigten Staaten ebenso wie mit dem Schulwesen. Sie ist der Zuständigkeit der Zentralregierung entzogen. Jede Einzelregierung kann thun, was sie will; und da die Herren Großindustriellen vorläufig noch das große Wort führen, so thun die meisten Einzelregierungen gar nichts, und die übrigen salviren ihr Gewissen durch hübsche Gesetze — auf dem Papier.

Aber auch hier, wie bei dem Schulwesen, befinden sich neben dem Übel die Elemente der Heilung.

Die amerikanischen Arbeiter fangen an, sich sehr ernsthaft mit der Frage der Frauen- und Kinderarbeit und überhaupt des „Arbeiterschutzes" zu beschäftigen, und der Gedanke, daß die Zentralregierung (und wenn ich von Regierung in Amerika spreche, meine ich die Gesetzgebung mit, denn beide Faktoren sind dort organisch zusammengewachsen und können unmöglich in „Konflikt" mit einander gerathen) — und der Gedanke, daß die Zentralregierung, oder, wohl richtiger ausgedrückt, die Bundesregierung das Fabrikwesen und überhaupt das Verhältniß zwischen Kapital und Arbeit zu regeln und zu kontroliren habe, ist in der Masse der amerikanischen Arbeiter lebendig geworden und eilt unter dem Beifall und Beistand der Blüthe des mittleren Bürgerthums und des Farmerstands seiner Verwirklichung entgegen.

Da ich gerade von den amerikanischen Arbeitern spreche, so will ich hier noch in wenigen Worten auf das in meinen Skizzen wiedergegebene Urtheil eines Fabrikanten über die relative Tüchtigkeit der deutschen und anglo-amerikanischen Arbeiter zurückkommen. Daß dieses Urtheil ein Fundament von Wahrheit hat, kann nicht in Abrede gestellt werden. Den deutschen Arbeiter als Ganzes qualitiv unter den anglo-amerikanischen zu setzen, ihn in seinen Gesammt-

Leistungen als minderwerthig zu bezeichnen, wäre eine sträfliche Ungerechtigkeit. Das Eine steht aber fest, und wird auch von den deutschen Arbeitern in Amerika rückhaltslos zugegeben, daß der amerikanische Arbeiter weit intensiver arbeitet, in der gleichen Zeit also ein größeres Arbeitsquantum leistet, als der deutsche Arbeiter, oder der Arbeiter irgend eines anderen europäischen Landes. Es kommt auch hier die konzentrirte Energie des Amerikaners zum Ausdruck. Der aus Deutschland hinüberkommende Arbeiter bedarf erst längerer Zeit, ehe er sich in das amerikanische Arbeitstempo einlebt, und es wird ihm das blos möglich vermittelst der reichlichen amerikanischen Fleischnahrung. Wer ein Pfund Beefsteak gegessen hat, kann natürlich rascher und kräftiger arbeiten, als wer drei, vier Pfund Kartoffel mit ein Bischen Speck im Leib hat. Das Moleschott'sche Wort: „Was der Mensch ißt, das ist er" gilt ganz besonders von dem Arbeiter.

Jedenfalls nehmen die deutschen Arbeiter in den Vereinigten Staaten eine hochgeachtete Stellung ein und verdienen sie.

Wenn ich trotzdem meinen deutschen Landsleuten drüben die Fähigkeit, ihre Nationalität aufrecht zu erhalten, absprechе, so soll das kein Vorwurf sein und ist es auch nicht. Wie die Familien in Stämme, die Stämme in Nationen aufgehen, so gehen die Nationen allmählich in große Völkergemeinschaften auf — das ist der Gang der Kulturentwicklung. Eine solche Völkergemeinschaft bilden die Vereinigten Staaten, — eine Völkergemeinschaft, die einst die gesammte neue Welt umfassen wird. Und wer weiß — ob bloß die neue. Daß in dieser Völkergemeinschaft eine bestimmte Sprache die Oberherrschaft habe, ist ein nothwendiges Erforderniß der staatlichen Einheit — aber auch diejenigen Nationen, deren Sprache nicht zur Gesammtsprache wird, bringen ihr Blut und ihren Geist in die Völkergemeinschaft — sie hebend und durch sie gehoben.

Daß nicht die deutsche, sondern die englische Sprache zur herrschenden Sprache geworden ist, erklärt sich theils aus der Natur beider Sprachen und beider Nationen, theils — und zwar hauptsächlich — aus der Art, wie die Besiedlung Amerika's sich geschichtlich vollzogen hat.

Übrigens brauchen wir Deutsche selbst vom streng-nationalen Standpunkt aus uns nicht übermäßig zu grämen, denn die Engländer und folglich auch die Anglo-Amerikaner sind, wie wir alle es in der Schule gelernt haben, Glieder unserer eigenen Völkerfamilie. Und mindestens eben so gute Germanen wie wir. Ich habe sogar, wie der Leser an verschiedenen Stellen dieses Büchelchens gefunden haben wird, aus meinen praktischen Völkerstudien die Erkenntniß geschöpft, daß die Engländer viel deutscher sind als wir Deutsche; und das Gleiche gilt von den Anglo-Amerikanern. Jedenfalls hat der Deutsche beim Aufgehen in die Völkergemeinschaft der Vereinigten Staaten nichts zu verlieren und viel zu gewinnen.

Und die gewaltige Völkergemeinschaft, welche drüben mit zauberhafter Schnelle emporgewachsen ist und höher und höher emporwächst, breiter und breiter ihre Äste ausstreckt, ist und bleibt das großartigste und vollkommenste Staatengebilde, welches die Menschheit bisher hervorgebracht hat, — ein bewundernswürdiges Denkmal menschlicher Thatkraft, die hoffnungsreiche Bürgschaft des Triumphs der höchsten Staats- und Gesellschafts-Ideale.

Borsdorf, zu Pfingsten 1887.

W. Liebknecht.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

YD 36 M

RETURN TO → CIRCULATION DEPARTMENT
202 Main Library

LOAN PERIOD		
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1-month loans may be renewed by calling 642-3405
6-month loans may be recharged by [illegible]

U. C. BERKELEY
MAY 2 3 1992
SENT ON ILL